

Christian Wahnschaffe

Roman

in zwei Bänden

von

Jakob Wassermann

Zweiter Band:

Ruth

S. Fischer / Verlag / Berlin

1922

40. bis 46. Auflage

Ruth

Gespräche in der Nacht

I

Als Wolfgang zum Weihnachtsurlaub nach Hause reiste, konnte er seinen Vater zu dessen neuer Würde beglückwünschen. Albrecht Wahnschaffe war Geheimrat geworden.

Er fand das Haus verändert, still und langweilig. Einem kurzen Gespräch mit dem Vater entnahm er, daß man über Christian in Sorge und Aufregung war. Er horchte begierig, doch gelang es ihm nicht, Genaueres zu erfahren.

Daß Christian seinen Besitz veräußert, wurde ihm von Fremden hinterbracht. Er wußte nicht, was es zu bedeuten hatte.

Die Mutter sprach er nur ein einziges Mal. Sie erschien ihm krankhaft und behandelte ihn mit verletzender Gleichgültigkeit.

Gerüchte schwirrten. Der Haushofmeister berichtete ihm, daß Herr von Crammon ein paar Tage in Wahnschaffeburg und mit der gnädigen Frau stets allein gewesen sei. Sie hätten ein seitenlanges Telegramm nach Berlin geschickt, worin irgendeiner Person eine hohe Abfindungssumme angeboten wurde, vierzig- oder fünfzigtausend Mark. Die Depesche sei nicht an die Person selbst gegangen, sondern an einen Mittelsmann. Der Bescheid scheine ungünstig gelautet zu haben, denn danach habe Herr von Crammon geäußert, er wolle selbst nach Berlin reisen.

Wolfgang entschloß sich, an Crammon zu schreiben. Sein Brief blieb unbeantwortet.

Da er sich im Grunde für Christians Treiben wenig interessierte, verzichtete er auf weitere Nachforschungen. Anfang Januar kehrte er nach Berlin zurück. Am Benehmen seiner Bekannten merkte er alsbald, daß man etwas gegen ihn auf

dem Herzen hatte. Es war eine unbestimmte, lauernde Neugier in manchen Blicken. Er war ohne besonderen Spürsinn; es kam ihm nur darauf an, für tadellos zu gelten und diejenigen nicht vor den Kopf zu stoßen, die auf seine Karriere Einfluß hatten. Er war den Anschauungen der Kreise, in denen er lebte, so geschmeidig ergeben, daß ihn der Gedanke zittern machte, man könne ihn eines Verstoßes oder einer Entgleisung bezichtigen. Deshalb hatte sein Wesen etwas Wachsames und stets Beunruhigtes. Deshalb hütete er sich sorgfältig, eine eigne Meinung auszusprechen, und vergewisserte sich, daß das, was er sagte, die Ansicht der Majorität und der Maßgebenden war.

In einer Gesellschaft nahm er wahr, daß mehrere junge Leute in seiner Nähe lebhaft tuschelten. Als er zu ihnen trat, schwiegen sie. Es war auffällig. Er zog einen von ihnen beiseite und befragte ihn brüsk. Es war ein gewisser Saßheimer, der Sohn eines Mainzer Großindustriellen. Er hätte keine bessere Wahl treffen können, denn Saßheimer beneidete ihn, und zwischen seiner Familie und dem Hause Wahnschaffe bestand eine alte Eifersucht.

„Es war von Ihrem Bruder die Rede," sagte er; „was ist denn da eigentlich los? Sind ja tolle Geschichten, die man munkelt. Bei uns zu Hause und hier in Berlin. Was ist denn nun wirklich daran? Sie müssen es doch wissen."

Wolfgang errötete. „Was soll denn los sein?" antwortete er betreten. „Ich weiß nichts. Christian und ich stehen nicht in Verbindung."

„Es heißt, er hat sich an ein liederliches Frauenzimmer gehängt," fuhr Saßheimer fort, „letzte Kategorie, eine ganz gemeine Straßendirne. Dagegen müßte man doch etwas tun. Das kann doch Ihre Familie nicht auf sich sitzen lassen."

„Davon ist mir nicht das mindeste bekannt," stotterte Wolfgang und errötete immer tiefer. „Es ist auch unwahrscheinlich. Christian ist der exklusivste Mensch, den man sich vorstellen kann. Wer verbreitet denn solche Albernheiten?"

„Man spricht überall davon," sagte Saßheimer boshaft; „sonderbar, daß Sie der einzige sind, der keine Ahnung hat. Er soll auch mit seinen sämtlichen Freunden gebrochen haben. Warum gehen Sie denn nicht zu ihm? Er ist ja in Berlin. So was läßt sich ja schließlich auf gütlichem Weg beilegen, ehe der Skandal zu groß wird."

„Ich werde mich sofort erkundigen," sagte Wolfgang und richtete sich kerzengerade auf; „ich werde der Sache nachgehen, und wenn es sich herausstellt, daß das Gerede auf Verleumdung beruht, werde ich die Verbreiter zur Rechenschaft fordern."

„Ja, das scheint mir das richtige," bemerkte Saßheimer kühl.

Wolfgang verließ die Gesellschaft. Der ganze Haß gegen Christian wurde wieder neu in seiner Brust. Erst war er der Leuchtende und Allesüberstrahlende gewesen; jetzt drohte gar noch Schimpf von ihm und Gefahr im heiligsten Lebenskreis.

Der Haß würgte ihn.

2

Die geschäftlichen Besprechungen und Audienzen waren vorüber; die Züge des Geheimrats Wahnschaffe zeigten Müdigkeit. Als letzter hatte ihn ein Japaner verlassen, Beauftragter des Kriegsministeriums in Tokio. Einer der Fabrikdirektoren war bei der Unterredung, die weittragend und politisch bedeutsam war, zugegen gewesen. Er wollte sich entfernen; der Geheimrat hielt ihn durch eine Geste zurück.

„Haben Sie schon einen Ingenieur nach Glasgow designiert?" fragte er. Er vermied es, dem Mann ins Gesicht zu blicken. Was ihn an den Leuten seiner Umgebung immer störte, war ein bestimmter Ausdruck, den sie wie eine geistige Uniform trugen, ein Ausdruck der Gier nach Macht, Besitz und Erfolg. Er kannte fast keine andern Gesichter mehr.

Der Direktor nannte einen Namen.

Der Geheimrat nickte. „Es geht wunderlich mit den Engländern,“ sagte er; „sie werden nach und nach völlig abhängig von uns. Nicht nur, daß sie diesen Typ Maschinen nicht mehr herstellen können, sondern wir müssen ihnen auch noch die Sachverständigen liefern, die sie ihnen erklären und in Betrieb setzen. Wer hätte das vor zehn Jahren gedacht.“

„Sie geben ihre Unterlegenheit in diesem Punkt offen zu,“ antwortete der Direktor. „Einer der Herren aus Birmingham, die wir neulich auf die Werke führten, äußerte sich ziemlich betroffen über unsere unaufhaltsamen Fortschritte. Es sei ein Phänomen, meinte er. Ich erwiderte ihm, es sei durchaus nicht so erstaunlich, wie er glaube, die Sache sei im Grunde recht einfach: wir kennten nicht die englische Einrichtung des Weekend und hätten infolgedessen fünf bis sechs Arbeitsstunden mehr.“

„Und gab er sich damit zufrieden?“

„Er fragte: Sind Sie wirklich der Ansicht, daß diese fünf bis sechs Stunden genügt hätten, uns den Rang abzulaufen? Ich sagte, er möge nur jährlich zweitausend Stunden in das entsprechende Leistungsquantum umrechnen. Da schüttelte er den Kopf und erwiderte, wir seien ja ungemein tüchtig und fleißig, niemand bezweifle es, aber genau betrachtet sei es doch eine kleinliche und unfaire Konkurrenz.“

Der Geheimrat zuckte die Achseln. „Ja, so sind sie; unfair, das ist immer ihr letztes Wort. Damit denken sie uns zu schlagen.“

„Sie wollen uns nicht besonders wohl,“ sagte der Direktor.

„Nein, Wohlwollen ist wenig da,“ bestätigte der Geheimrat. Er nickte dem Direktor zu, dieser verbeugte sich und ging.

Der Geheimrat lehnte sich in den Sessel zurück, blickte müd über die Schriftstücke, die auf dem riesigen Diplomatenschreibtisch verstreut lagen, und deckte die weiße Hand über die Augen. Es war seine Art, zu ruhen und sich zu sammeln. Dann drückte

er auf einen der zahlreichen elektrischen Knöpfe am Bord des Tisches. „Wartet noch jemand?“ fragte er den eintretenden Diener.

Dieser überreichte eine Karte: „Der Herr kommt aus Berlin und sagt, er sei von Herrn Geheimrat bestellt.“

Auf der Karte stand: Willibald Girke, Privatdetektiv, Teilhaber der Firma Girke & Graurock, C, Puttbuser Straße 2.

3

„Was wissen Sie Neues zu melden, Herr Girke?“ fragte der Geheimrat.

Ein schneller Seitenblick, und der Geheimrat sah auch in diesem Gesicht die ihm so wohlbekannte und so verächtliche Gier nach Macht, Besitz und Erfolg, diese vor nichts, vor keiner Erniedrigung und keiner Scheußlichkeit zurückschreckende Entschlossenheit.

„Ihre schriftlichen Berichte haben mich nicht befriedigt; ich bat Sie hierher, um gewisse Modalitäten Ihres Auftrags zu umgrenzen.“ Die geschäftliche Phrase verdeckte die Unsicherheit und die Scham des Geheimrats.

Girke nahm Platz. „Wir waren indessen bemüht,“ antwortete er berlinerisch schnarrend. „Material liegt in Menge vor. Wenn Herr Geheimrat gestatten, möchte ich sogleich damit aufwarten.“ Er zog ein Notizbuch aus der Tasche und blätterte.

Seine Ohren waren außerordentlich groß und abstehend. Diese Tatsache berührte wie ein Beispiel von Anpassung eines Organs an den Erwerb und die Umstände. Seine Sprache war überstürzt. Er spie die Sätze aus und verschluckte Bestandteile von ihnen. Von Zeit zu Zeit sah er nervös auf die Uhr, wobei seine Augen unschlüssig glotzten. Er machte den Eindruck eines von der Großstadt Betrunkenen, eines Men-

schen, der nicht schlafen und sich nicht sattessen kann aus Mangel an Zeit und dessen Züge zerrissen sind von angestrengtem Lauern auf Telephonsignale, Briefe, Depeschen und Zeitungen.

Er begann eilig und monoton: „Die Herrschaftswohnung am Kronprinzenufer ist beibehalten worden. Doch ist es nicht klar, ob Ihr Herr Sohn noch als Partei zu betrachten ist. Er hat während des verflossenen Monats im ganzen nur viermal dort genächtigt. Es ist wahrscheinlich, daß er sie dem stud. med. Amadeus Voß überlassen hat. Mit dieser Persönlichkeit beschäftigen wir uns fortdauernd, wie Herr Geheimrat es gewünscht haben. Der Aufwand, den der junge Mann treibt, ist in Anbetracht seiner Herkunft und notorischen Armut ungewöhnlich. Freilich wissen wir ja, aus welcher Quelle die Mittel fließen. Daß er an der Universität inskribiert ist, hat seine Richtigkeit, ebenso wie Ihr Herr Sohn."

„Lassen wir diesen Voß zunächst aus dem Spiel," unterbrach der Geheimrat, noch immer unter der Last von Unsicherheit und Scham, den gewandten Sprecher. „Sie schrieben mir, daß mein Sohn nach und nach eine ganze Reihe von Wohnungen innehatte. Ich möchte darüber aufgeklärt werden; auch wo er sich gegenwärtig eingemietet hat."

Girke blätterte. „Soll sogleich geschehen, Herr Geheimrat. Unsere Erkundigungen bilden eine lückenlose Kette. Vom Kronprinzenufer zog er mit der Frauensperson, über die wir nun ausführliche und verläßliche Daten gesammelt haben, in die Bernauer Straße nächst dem Stettiner Bahnhof. Von da in die Fehrbelliner Straße 16. Von da in die Jablonskistraße 3. Von da in die Gaudystraße, dicht am Exerzierplatz. Von da endlich in die Stolpische Straße, Ecke Driesener Straße. Das Auffallende ist nicht bloß der häufige Wohnungswechsel an sich, sondern vielmehr die beständige Verschlechterung, ja, man kann ruhig sagen, die Proletarisierung der Wohnungsgelegenheit. Wie wenn ein geheimer Plan obgewaltet hätte, irgendeine bestimmte Absicht."

„Und Stolpische Straße, dabei ist es vorläufig verblieben?“

„Dabei ist es seit fünf Wochen, seit dem zwanzigsten Februar, verblieben. Allerdings sind es zwei Wohnungen, die er in dem Hause gemietet hat, die eine für sich, die andre für die Person.“

„Diese Stolpische Straße liegt weit im Norden der Stadt?“

„So ziemlich äußerster Norden. Westlich und noch weiter nördlich ist unverbauter Grund; östlich führt die Wisbyer und Gustav-Adolf-Straße nach Weißensee. Ringsherum sind Fabriken. Es ist eine ungesunde, unsichere und häßliche Gegend. Das Haus steht ungefähr sechs Jahre, befindet sich aber schon in einem deplorabeln Zustand. Im Vordertrakt sitzen fünfundvierzig Parteien, im Hofgebäude neunundfünfzig, meist Arbeiter, kleine Händler, zugezogenes Volk, Aftermieter, Bettgeher, auch allerlei anrüchige Existenzen. Im dritten Stock des Vorderhauses bewohnt die mehrmals erwähnte Frauensperson, Karen Engelschall, zwei Zimmer mit Küche; möbliert. Die Möbel sind Eigentum einer Witwe Spindler. Als monatliche Quote werden achtzig Mark pränumerando gezahlt. Die Dame kocht nicht selbst, hat aber eine Bedienerin, ein junges Mädchen, Isolde Schirmacher, Tochter eines Schneiders. Ihr Herr Sohn wohnt im Hoftrakt, erdgeschössig, bei einem gewissen Gisevius, Nachtaufseher in den Borsigwerken. Die Wohnung besteht aus einem dürftig eingerichteten Hauptzimmer, und einer daran schließenden, einfenstrigen Kammer, in welcher nur ein Kanapee zum Schlafen untergebracht ist.“

Die Augen des Geheimrats öffneten sich unter der Wirkung eines Schreckens, den er nicht bemeistern konnte. „Was, um Himmels willen, hat das zu bedeuten?“ kam es von seinen Lippen.

„Ein vollkommenes Rätsel, Herr Geheimrat. Ein solcher Fall ist in meiner Praxis ein Novum. Es bleibt nur für Mutmaßungen Spielraum; außerdem Hoffnung, daß die Ereignisse Aufhellung bringen.“

Der Geheimrat, sich fassend, lehnte den Zuspruch kaltverächtlich ab. „Welcher Art sind die Erhebungen über das Frauenzimmer?“ fragte er amtlich zurückhaltend; „zu welchen Resultaten haben sie geführt?“

„Ich wollte eben damit dienen, Herr Geheimrat. Wir haben Einblick gewonnen. Die Antezedenzien sind ans Licht gebracht. Es war zum Teil recht schwierige Arbeit; wir mußten Organe an Ort und Stelle schicken. Stand und Beruf, auch Name des Vaters sind nicht nachweisbar, da uneheliche Geburt stattgefunden hat. Die Mutter ist Friesin, wohnte im Oldenburgschen, wo sie Wirtschafterin auf einem kleinen Gut war, lebte dann mit einem pensionierten Steuerrendanten; nach dessen Tod hatte sie einen Parfümerieladen in Hannover. Das Geschäft reüssierte nicht. Im Jahre 1895 wurde sie wegen Betrug und Unterschlagung zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, die sie in Cleve verbüßte. Danach verliert sich ihre Spur bis zum Jahre 1900, wo sie in Berlin auftauchte; zuerst in Rixdorf, Treptower Straße, dann Brüsseler Straße hinter dem Virchowschen Krankenhaus als Zimmervermieterin, jetzt Zionskirchplatz. Stand mehrmals im Verdacht der Kuppelei, wurde aber wegen mangelnder Beweise außer Verfolgung gesetzt. Ist als Kunststopferin gemeldet; in Wirklichkeit ernährt sie sich durch Wahrsagen und Kartenschlagen, was ein ganz einträgliches Gewerbe zu sein scheint, nach ihrer Lebensführung zu schließen. Sie hat nur zwei Kinder, jene Karen, und einen etwa sechsundzwanzigjährigen Sohn Niels Heinrich, der ein polizeibekannter Tunichtgut ist und mit den Gesetzen in beständigem Konflikt liegt. Die Tochter Karen nun hat sich schon in frühem Mädchenalter einem schlechten Wandel ergeben. Wahrscheinlich ist sie von der Mutter dazu erzogen worden. Als sie siebzehn Jahre alt war, soll ein holländischer Kapitän der Mutter fünfhundert Gulden bezahlt und das Mädchen entführt haben. Sie hat zwei außereheliche Kinder geboren, eines 1897 in Kiel, eines

1901 in Königsberg. Beide starben kurz nach der Geburt. Außer in den genannten Orten lebte sie in Bremen, Schleswig, Hannover, Kuxhaven, Stettin, Aachen, Rotterdam, Elberfeld und Hamburg, fast überall unter Polizeiaufsicht. Zwischen 1898 und 99 ließ sich ihr Aufenthalt nicht ermitteln. Es scheint, daß damals in ihren Umständen eine vorübergehende Besserung eingetreten war; eine Auskunft lautet, sie sei mit einem dänischen Maler nach Nordfrankreich gegangen, in eine kleine Stadt: Wassigny. Aus Hamburg, wo sie allmählich immer tiefer gesunken war, wurde sie durch den Herrn Sohn in der Weise weggebracht, die ich in meinem Bericht vom vierzehnten Februar die Ehre hatte zu schildern."

Girke schöpfte Atem. Seine Leistung, architektonisch aufgetürmt, flößte ihm selbst Respekt ein. Er genoß Gliederung und Gruppierung und warf einen Blick des Triumphes auf den Geheimrat. Er bemerkte nicht dessen versteinertes Gesicht und fuhr sieghaft fort: „Als sie nach Berlin kam, suchte sie ihre Mutter auf. Es entspann sich ein reger Verkehr. Die Mutter erschien sowohl im Hause Kronprinzenufer wie in allen übrigen Wohnungen. Auch der Bruder Niels Heinrich sprach vor, zweimal Fehrbelliner Straße, einmal Gaudystraße, fünfmal Stolpische Straße. Sie hatten Auseinandersetzungen, die von Mal zu Mal lärmender wurden. Am elften dieses, nachmittags fünf Uhr, verließ Niels Heinrich die Wohnung im Zorn, stieß Drohungen aus und randalierte in der Schnapsbudicke von Kersting, Schievelbeiner Straße. Am zwölften kam er mit Ihrem Herrn Sohn aus dem Haus, und sie gingen zusammen bis zur Lothringer Straße. Dort gab Ihr Herr Sohn dem Menschen Geld. Am sechzehnten schlenderte er vor dem Haus Kronprinzenufer bis in die Abendstunden auf und ab. Als Ihr Herr Sohn mit dem stud. med. Voß auf die Straße kam, trat er zu ihnen, und nach einem kurzen Gespräch gab ihm Ihr Herr Sohn abermals Geld, mehrere Goldstücke und einen Schein. Ihr Herr

Sohn und der stud. med. Voß gingen bis zum großen Stern miteinander, und während der ganzen Zeit redete der stud. med. Voß auf Ihren Herrn Sohn heftig und aufgeregt ein. Worum es sich handelte, war nicht zu ergründen; unser Vertrauensmann konnte nicht nahe genug heran, ich selbst war an dem Tage anderweitig beschäftigt. Die Parteien in dem Haus Kronprinzenufer versichern glaubwürdig, daß der stud. med. sich häufig aggressiv und maßlos gegen Ihren Herrn Sohn ausläßt."

Der Geheimrat war weiß bis in die Lippen. Den innern Sturm zu verbergen, erhob er sich und trat ans Fenster.

Grundfesten wankten. Der Gipfel des Daseins, auf dem man stand, hüllte sich in schwärzlichen Dunst, so wie draußen alles bedeckt war von Rauch und Qualm, die der Wind aus Schlöten niederschlug. Chaotische Geräusche der Arbeit, der Maschinen brodelten in der Luft. Auf Simsen und Dächern lag rissiger Schnee.

Was war zu tun? Das Gesetz bot im Notfall Handhaben. Entmündigung nahm den Schimpf nicht weg. Man mußte einschreiten, dämmen, verhüten, vertuschen.

Endlich rangen sich wieder Worte aus der geschnürten Kehle. „Hat er sonst irgendwie auffälligen Verkehr?"

„Nicht daß ich wüßte," antwortete Girke. „Bei allerlei kleinen Leuten, jawohl; im Hause und auf der Straße. Er besucht regelmäßig die Vorlesungen und scheint auch zu Hause zu arbeiten. Mit den Studenten pflegt er keinen Umgang, wenigstens bis in die letzte Zeit nicht. Doch wird uns gemeldet, daß man seiner Person in diesen Kreisen eine gewisse Aufmerksamkeit schenkt. Vor zwei Tagen erhielt er den Besuch eines Herrn von Thüngen, der im Hotel de Rome abgestiegen ist. Ob sich daraus Weiterungen ergeben haben, kann ich noch nicht beurteilen."

Der Geheimrat sagte mit umwölkter Stirn: „Der liegende Besitz meines Sohnes ist von mir angekauft worden. Die

Gesamtkaufsumme, dreizehneinhalb Millionen Mark, wurden an die Deutsche Bank überwiesen. Es gibt leider keine legale Möglichkeit für mich, über die Verwendung des Geldes auf dem laufenden zu bleiben, zu erfahren, ob größere Beträge über den Zinsendienst hinaus entnommen und an wen sie bezahlt werden. Es wäre wichtig, darüber Klarheit zu gewinnen."

Bei der Nennung der Millionenziffer verspürte Girke einen Ehrfurchtsschauder. Er duckte den Kopf, im Mund sammelte sich Speichel. „Zweifellos steht dem Herrn Sohn neben diesen dreizehneinhalb Millionen noch die Nutznießung der jährlichen Revenue zu?"

Der Geheimrat nickte. „Sie wird von der Firma ausbezahlt, und zwar seit November in Vierteljahrsraten an die Filiale der Dresdner Bank."

„Ich frage natürlich nur, um die Verhältnisse überblicken zu können. Bei so unbegrenzten Mitteln ist die Lebensführung des Herrn Sohnes höchst sonderbar, mehr als sonderbar. Er nimmt seine Mahlzeiten meist in geringen Gast- und Speisehäusern und bedient sich niemals eines Autos oder einer Droschke, sogar der billigen öffentlichen Vehikel selten; er legt ziemlich lange Strecken zu Fuß zurück, bei Tag wie auch am Abend."

Bei dieser Mitteilung stutzte der Geheimrat. Sie machte einen tieferen Eindruck auf ihn als alles, was der Detektiv sonst vorgebracht hatte.

„Ich werde die Wünsche des Herrn Geheimrats in jeder Beziehung berücksichtigen," sagte Girke; „was den letzten Punkt betrifft, so ist es nicht leicht, aber ich werde trachten: Herr Geheimrat werden mit Girke und Graurock zufrieden sein."

Damit war die Unterredung zu Ende.

Im Verfluß eines unterbewußten, durch eine Folge von Tagen sich hinziehenden Grübelns mußte der Geheimrat an einen Vorfall denken, der sich in Aix-les-Bains abgespielt hatte, als Christian vierzehn Jahre alt war.

Albrecht Wahnschaffe hatte die Bekanntschaft einer Marchesa Barlotti gemacht, einer geistreichen alten Dame, die einst eine berühmte Sängerin gewesen und nun, im Alter, von geradezu faszinierender Häßlichkeit war. Eines Tages war sie Albrecht Wahnschaffe in Begleitung Christians auf der Promenade begegnet, und die Schönheit des Knaben hatte sie dermaßen entzückt, daß sie ihn herzlich, in großer, freier Manier aufforderte, sie zu besuchen. An Stelle Christians, der erblaßt war, hatte der Vater zugesagt und gleich die Stunde bestimmt. Christian aber, durch die abschreckende Erscheinung der Marchesa in nicht zu brechenden Widerwillen versetzt, weigerte sich ruhig und kalt, das Versprechen des Vaters zu erfüllen. Keine Zurede, keine Bitte, kein Befehl vermochte ihn zum Gehorsam zu bewegen. Da war Albrecht Wahnschaffe von einem jener Anfälle von Jähzorn übermannt worden, die ihn zum Berserker machten, trunken und schwindlig; kaum einmal in zehn Jahren kam es so weit, und wenn die Wut vorüber war, fand er sich in einem Zustand wie nach schwerer Krankheit. Er war auf Christian zugegangen, in schäumender Raserei, und hatte ihn mit dem Stock geschlagen. Einen zweiten Hieb führte er nicht. Der Arm lahmte vor dem Ausdruck im Gesicht des Knaben. Alles war Eis darin, flammend bleiches Eis; eine Hoheit, eine tödliche Verachtung, vor welcher der Zorn zerbrach wie Glas an Granit. Mich züchtigen? fragte seine eisig erstaunte Miene, mich zwingen?

Der bestürzte, beschämte, vernichtete Vater hatte erkannt, daß man diesen Menschen nicht zwingen könne und nicht zwingen dürfe, niemals, unter keinen Umständen und zu nichts in der Welt.

Der Vorfall wurde ihm jetzt wieder gegenwärtig und war die Ursache, daß er seinen Entschluß, Gewalt anzuwenden, ein für allemal aufgab.

Auf einen vor Monaten geschriebenen Brief, Christian solle kommen, sich erklären, die Seinen drückender Unwissenheit und Ratlosigkeit entreißen, die Mutter insbesondere, die ungebührlich leide, hatte er lakonisch geantwortet, es habe keinen Zweck, zu kommen, er könne nichts erklären, zur Sorge sei kein Grund, er befinde sich wohl und in ausgezeichneter Stimmung und man möge ihn nur getrost sich selber überlassen.

Was war der Sinn von dem, was er tat? Wo der Schlüssel für das Verständnis? Gab es, im Zeitalter der alles durchdringenden Wissenschaft mystische Verwandlung der Identität?

Er sah Christian, wie er zu Fuß lange Wege in den Straßen ging, am Abend; wie er in geringen Gasthäusern einkehrte und geringe Mahlzeiten zu sich nahm. Was war der Sinn davon? Er stellte sich vor, daß er ihm auf einem solchen Gang begegnete, er stellte sich die konventionell höfliche Miene vor, die stolz und kühl blickenden Augen, die weißen, festen Zähne, die bei seinem konventionell höflichen Lächeln sichtbar wurden, und schon bei der Ausmalung des Einandergegenüberstehens ergriff ihn Furcht.

Aber vielleicht mußte es sein; vielleicht mußte er zu ihm gehen. Vielleicht hatte das Geschehene gar nicht den finstern Ernst, den die Ferne gab. Vielleicht entpuppte es sich als mühelos zu lösende Verwirrung.

Der Gedanke wühlte sich ins Hirn und die Furcht wuchs. Wenn er ihn erstickt zu haben wähnte, tauchte er noch quälender auf, in Träumen, in schlaflosen Nächten, im Tumult der Geschäfte, im Gespräch mit Menschen, an jedem Ort, zu jeder Zeit, wochenlang, monatelang.

5

Wahnschaffeburg, erbaut für Glanz und Feste, war verödet. Die Gesellschaftsräume und die Fremdenzimmer standen leer. Amerikanische Gäste hatten sich angemeldet, Frau Richberta hatte ihnen absagen lassen.

Der Geheimrat schickte ihr Leckerbissen und Blumen aus den Treibhäusern. Sie hatte keinen Blick dafür. Lethargisch lag sie im Fauteuil oder in ihrem Prunkbett. Die Fenster waren verhängt, auch bei Tag. Abends und nachts war die elektrische Lampe verschleiert.

Erinnerungen an Christians Kindheit waren ihre Zuflucht. Sie genoß es wieder, wie er, als fünfjähriger Knabe noch, bei ihr im Bett gelegen; am frühen Morgen hatte die Wärterin den Jauchzenden, vom Schlummer rosig Behauchten gebracht. Die zwitschernde Stimme, die goldblonden Locken, die beweglich greifenden Hände, die mutwillig blitzenden tiefblauen Augen, wie nah, wie weit! Sie genoß es wieder, wie er nach der Perlenkette gelangt, wenn sie im Schmuck sein Zimmer betreten hatte; wie ihm kleine Mädchen einen Kranz von Sweet-peas aufs Haupt gelegt, ihn huldigend umringt hatten; wie er mit zwei Hunden über die Parkwege gestürmt und vor einer Bronzestatue, einem antiken Adoranten, herrlich stutzend stehengeblieben war; wie er, später dann, als Jüngling, im Mainzer Karneval auf einem Blumenwagen inmitten der schönsten Frauen den silbernen Pokal lächelnd gegen die Zuschauer erhoben hatte.

Unvergeßlich jede Gebärde, jeder Blick, der leichte Gang, die gereckte Gestalt, die dunkle Stimme, die Erwartung seines Kommens, das Glück seines Daseins, das Entzücken, das ihm aus den Mienen der Menschen zuflog.

Die Welt enthielt nur ihn.

Sie las die wenigen Briefe, die er ihr geschrieben und die sie in einem Ebenholzschrein aufbewahrt hatte wie Reliquien;

nüchterne, bedeutungslose Mitteilungen, für sie Formeln von bindender Kraft. Zehn, zwölf Zeilen aus Paris, San Sebastian, Rom, Viareggio, Korfu, der Insel Wight; einst hatte sie die Schönheit der Erde daraus getrunken; sobald er nicht mehr dort geweilt, waren es gleichgültige Lokalitäten.

Sie hatte ihren Schoß geliebt, weil er ihn geboren; jetzt haßte sie ihn dafür, daß sie ihn verloren. Aber wie und warum sie ihn verloren, war unergründbar. Und sie grübelte Tag und Nacht.

Niemand konnte ihr Aufschluß geben. Kein Gedanke brachte eine Spur von Licht. Sie stand vor einer Mauer und stierte sie verzweifelt an. Sie lauschte und hörte keine Stimme von drüben. Alles, was man ihr sagte, erschien ihr lächerlich und lügenhaft.

In ihrem Schlafzimmer hing ein Porträt Christians, das ihn als Zwanzigjährigen zeigte; ein schwedischer Maler hatte es vor drei Jahren gemalt. Es war sehr ähnlich, und sie liebte es abgöttisch. Eines Nachts nahm sie es von dem roten Seil an der Wand und stellte es auf den Tisch neben die Lampe, deren Vorhang sie zurückschlug. Sie kauerte sich in den Sessel, stützte den Kopf auf beide Arme und sah das Bild unverwandt, mit fordernder Inbrunst an.

Sie befragte es. Es gab keine Antwort. Sie bebte vor Begier, den gemalten Kopf zu packen. Aber das Gesicht auf der Leinwand lächelte in der zweideutigen und abwehrenden Art, die ihm eigen war. Sie wünschte, sie könnte weinen. Doch war es ihr nicht gegeben, zu weinen; sie war zu hart und ungerührt durch das Leben gegangen.

Am Morgen fand sie die Zofe noch immer vor Christians Bild sitzen. Das Bild neben der brennenden Lampe lächelte zweideutig und fremd.

Johanna Schöntag schrieb an Christian: „Zwei Monate sind vergangen, seit ich von dir weg bin. In dieser Zeit hat das Unglück mich und die Meinen verschwenderisch bedacht. Mein Vater hat sich selbst den Tod gegeben; das war die traurige Ursache, weshalb man mich gerufen hatte. Tollkühne Spekulationen haben ihn ins Unabsehbare verstrickt, er konnte sich nicht mehr zurechtfinden, sah sich von einem Tag auf den andern zum Bettler geworden und entschloß sich, den Kampfplatz zu verlassen. Alle Verbindlichkeiten sind auf anständige Weise gelöst, der gute Name ist gerettet, und man sagt uns zum Trost, daß er zu früh den Kopf verloren und sich übereilt hat. Wir sind aber in einer wenig beneidenswerten Lage, das Leben zeigt mir sein häßlichstes Gesicht. Solche Verwandlungen gibt es sonst nur in schlechten Theaterstücken. Ich bin noch sehr verwirrt. Ich weiß noch nicht, wie mir geschieht. Ich beneide Menschen, die Vorsätze haben, ganz zu schweigen von denen, die außerdem noch die Kraft besitzen, sie auszuführen. Wirst du mir schreiben? Hast du mich schon vergessen? Darf ich überhaupt noch danach fragen?"

Den Brief schickte sie an Crammon mit der Bitte, ihn zu befördern. Crammon schrieb ihr: Mein liebes Rumpelstilzchen, hoffentlich verhallt Ihre Stimme nicht in der Wüste. Es haben sich malheureuse Dinge ereignet. Der Edle, an den Sie sich wenden, verleugnet sich selbst, seine Vergangenheit und alle, die ihn lieben. Gott der Herr hat seinen Sinn verdunkelt; wir sind um seine Rettung bemüht. Möge Ihre Mithilfe von guten Folgen begleitet sein!"

Die Worte erschreckten sie; sie wußte sie nicht zu deuten. Sie hatte Zeit, darüber nachzudenken, denn es vergingen Wochen, bis sie auf den Brief an Christian eine Antwort erhielt, und diese Antwort war schlimmer als keine: sie stammte nicht von Christian selbst, sondern von Amadeus Voß. Sie

lautete: „Hochgeschätztes Fräulein! Bei der Ordnung der Papiere, die mein Freund Christian Wahnschaffe in der Wohnung zurückgelassen hat, welche ich an seiner Statt übernommen habe, fiel mir unter andern Schriftstücken auch Ihr Schreiben an ihn in die Hände. Da fast alle Briefe, die er in den letzten Monaten empfangen hat, mit ganz vereinzelten Ausnahmen unerledigt geblieben sind, fehle ich wohl in der Vermutung nicht, daß ein gleiches auch bei Ihrem der Fall ist. Das begangene Versäumnis ungeschehen zu machen, darf ich mir nicht einbilden; wer bin ich auch? Was bin ich für Sie? Vielleicht erinnern Sie sich meiner kaum. Hingegen erinnere ich mich Ihrer sehr genau und bedaure es ständig, Ihnen meine Ergebenheit und Sympathie nicht merkbarer zu Füßen gelegt zu haben. Aber ich bin von Natur furchtsam, und die Angst, meine Gefühle zurückgewiesen oder mißverstanden zu sehen, ist geradezu ein schleichendes Übel in mir. Fassen Sie es also nicht als eine Zudringlichkeit auf, daß ich für meinen Freund Wahnschaffe zur Feder greife; es schmerzte mich einfach, wenn ich mir Ihre Ungewißheit und Ihr vergebliches Warten vorstellte, und ich beschloß, dem ein Ende zu machen, wenigstens soweit es in meinen Kräften stand. Ich glaube, versichern zu dürfen, daß Christian Wahnschaffe Ihnen gegenüber nicht so schuldig ist, wie es scheinen muß, oder er ist vor sämtlichen Menschen, die ihm früher nahe gewesen sind, im selben Maße schuldig. Von Nachlässigkeit und Pflichtverletzung zu sprechen, wäre anmaßlich von mir und objektiv unzutreffend. Er ist aus seiner Haut geschlüpft, und die Münze, mit der er heute zahlt, ist auf einem andern Prägestock geprägt als die, mit der er vordem gezahlt hat. Ob es eine bessere oder schlechtere Münze ist, das zu entscheiden, ist nicht meines Amtes. Er hat, wie man zu sagen pflegt, die Schiffe hinter sich verbrannt. Was er tut, bildet das Entsetzen moralischer Abc-Schützen, auch von mir gestehe ich, daß ich um Erklärungen verlegen bin, aber man muß Geduld haben, die himmlische Vorsicht wird

es zum besten lenken. Wir alle essen das Brot des Abgrunds, jedem schmeckt es bitter. In Anbetracht der durchaus ungewöhnlichen Umstände bitte ich, es zu entschuldigen, daß ich, gleichsam als alter ego, mich in die Angelegenheit eines andern mische, um sie zu meiner eignen zu machen. Es geschieht nach reiflicher Überlegung, und was Ihnen zunächst vielleicht Vorwitz und tadelnswerte Bemächtigung fremden Geheimnisses dünkt, hat seinen Beweggrund nur in der Sorge um Ihre Seelenruhe. Zum Schluß möchte ich noch mein aufrichtiges und tiefempfundenes Mitgefühl zur Kenntnis geben; Sie sind von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht worden; Gott in seiner Gnade wird gewiß wieder Licht auf Ihren Weg senden."

Johanna las diesen Brief unzählige Male, und jedesmal wurde sie bleich vor Scham; jedesmal war sie den Tränen nah, so preisgegeben und beleidigt erschien sie sich. Dann wühlte sie von neuem und immer von neuem in den künstlich stilisierten Sätzen; erschrocken, verzagt, schmerzlich neugierig fragte sie sich: was muß vorgegangen sein, damit er, Christian Wahnschaffe, derselbe Christian, den ich kenne, dem ich unermessenes Menschenvertrauen geschenkt, der Zarte, Verschwiegene, Korrekte, was muß vorgegangen sein, damit er mich und mein Verborgenstes hinwerfen konnte, als Beute hinwerfen einem, dem Verräterei und Muckertum auf die Stirn gezeichnet ist?

In ihrer Erregung ging sie in Crammons Wohnung; Crammon war längst nicht mehr in Wien. Sie erfragte seinen Aufenthaltsort; man vermochte keinen zuverlässigen Bescheid zu geben; Fräulein Aglaia nannte ein Hotel in Berlin, Fräulein Constantine das gräflich Vitztumsche Schloß Königseck in der Sächsischen Schweiz. Sie schrieb dahin und dorthin; zerriß beide Briefe wieder; sann und erwog; wurde von Beschämung und Zweifeln herumgejagt; faßte einen Entschluß und schrieb an Amadeus Voß, malte weiträumige Zeilen

in ihrer lapidaren, stelzensteilen Schrift, die linke Hand zornig verkrampft, die Stirne gefaltet, mit den kleinen Zähnen an der Lippe nagend; schrieb einen spöttisch-knappen Dank, daß er sich ihretwegen bemüht, ignorierte geringschätzig die verübte Indiskretion, verbiß ihren Widerwillen, der einer Blutsabwehr in Vorahnung entsprang, und ersuchte in ein paar ungeduldigen Wendungen um klarverständliche Auskunft über Christian Wahnschaffe, da man sie die Entzifferung von Charaden und geistlichen Anspielungen noch nicht gelehrt habe. Sie könne sich zwar mit einem solchen Verlangen auf kein Recht stützen, weise auch jede Unterstellung eines mehr als freundschaftlichen Interesses für Christian entschieden zurück, doch sei dieses stark genug, ihre dringende Erkundigung zu begründen.

Vier Tage später kam die Antwort von Voß. Mit Herzklopfen hielt sie den Brief in der Hand, legte ihn uneröffnet in eine Lade, und erst am Abend, als sie sich in ihrem Zimmer eingesperrt hatte, brach sie ihn auf. Sie las:

„Sehr geehrtes Fräulein! Es wundert mich, daß ein Gerücht noch nicht bis zu Ihnen gelangt ist, das hier bereits die Spatzen von den Dächern pfeifen. Alle Welt raunt, schnüffelt und staunt, niemand traut seinen Ohren. Um Sie nicht mit unnötigen Umschweifen zu belästigen, gehe ich sogleich zu den Tatsachen über. Wie Ihnen bekannt sein wird, reiste ich ungefähr eine Woche vor Christian Wahnschaffe von Hamburg ab, mietete in Berlin für ihn und mich eine komfortable Wohnung, denn da wir beide beschlossen hatten, uns dem medizinischen Studium zu widmen, durfte ich annehmen, daß wir bis auf ferneres und solange wir uns gegenseitig vertrugen, gemeinsamen Haushalt führen würden. Ich wartete auf ihn, er kam endlich, aber er kam nicht allein. Er brachte eine Frau mit. Hier stock ich im Wort. Ich wähle die Bezeichnung Frau, weil mir die Rücksicht gegen Sie verbietet, eine andre zu wählen. Doch wie soll ich es anfangen,

Ihnen die Sachlage auseinanderzusetzen, wenn ich wie die Katze um den heißen Brei schleiche; die Wahrheit kann ja nicht verborgen bleiben. Die Person heißt Karen Engelschall; er hat sie im Hamburger Hafen- und Dirnenviertel als vollständig Verkommene aufgefischt; sie steht auf der untersten Stufe der Menschheit; sie hat ein rohes Aussehen, abstoßende Manieren und befindet sich momentan dicht vor ihrer Niederkunft. Sie war in den Händen eines gewalttätigen Kerls, der sie mißhandelte und barbarisch zurichtete, und wenn sie an den nur denkt, schlottert sie vor Grausen und Angst. Sie mag dreißig bis zweiunddreißig Jahre zählen, wirkt aber älter; ein Blick in ihr Gesicht genügt, und man weiß, daß es mit allen Lastern und aller Schande des Lebens vertraut ist.

Mein Fräulein, Ihr Auge darf nicht innehalten, wie es vielleicht täte, stünd ich vor Ihnen und wendete mich mitfühlend ab. Die niedergeschriebenen Worte sind schonungslos, und Ihre Phantasie, bisher bewahrt vor solchen Bildern, schließt vielleicht mich Unschuldigen in den schlimmen Zirkel ein. Ich muß es dulden; wenn das Zünglein an der Wage zur Ruhe gekommen ist, werden Sie gerechter prüfen. Obiges ist nur als Einleitung zu betrachten; ich fahre fort und halte mich an die Folge.

Er kam mit seinen Kisten und Koffern, aber ohne Diener. Er hatte den Diener entlassen. Gegen mich zeigte er sich von besonderer Freundlichkeit, und im allgemeinen war er weitaus heiterer, als wie ich ihn verlassen hatte. Für jene Karen wurden zwei Zimmer bereitet, eins zum Schlafen, eins zum Wohnen. Drei Zimmer waren für ihn, die zwei übrigen für mich. Ich war auf eine solche Zugabe zu unserm Beisammensein nicht gefaßt; ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Er gab mir ein paar notdürftige Aufklärungen. Eigentlich Rede stand er mir nicht. Diese Weltmannsglätte, wie zuwider sie mir ist, was für eine verzweifelte Ähnlichkeit sie mit Verschlagenheit und Falschheit hat! Schweigen und Lächeln sind keine

Argumente, damit überzeugt man nicht, damit betrügt man nur. Wir Niedriggebornen kennen solches nicht und verschmähen die feige Flucht unter die Maske der Unverbindlichkeit. Das Weib erschien zu den Mahlzeiten, saß klobig da, zupfte am Tischtuch, stellte einfältige Fragen, klapperte mit dem Besteck und schaufelte die Speisen mit dem Messer. Wenn Wahnschaffe sie ansah, benahm sie sich wie eine, die bei einem Diebstahl ertappt wird. Ich war bestürzt. Ich dachte mir: er ist nicht bei Trost. Sein Wesen gegen sie war von einer Zuvorkommenheit, daß ich mich des Verdachts nicht erwehren konnte, sie habe sich übernatürlicher Mittel bedient, um ihn fügsam zu machen. Aber wie: fügsam? Die Gewißheit, daß sie seine Mätresse nicht war, erlangte ich bald; wie hätte man auch dergleichen vermuten dürfen; ich hatte den Gedanken von Anfang an verworfen. Also wie: fügsam? Doch nur durch Teufelskünste. Glauben Sie nicht, daß ich fasle, mein Fräulein. Ich habe in geisterhaften Stunden tief in das Räderwerk der Schöpfung geblickt. Die menschliche Seele, arm und reich, hat unendliche Fähigkeiten und Verwandlungen. Die Sterne leuchten über uns, und wir kennen sie nicht, kennen nicht ihre Einflüsse und Gewalt. Die Klüfte der Erde sind zugeschlossen, nur die Ahnung bleibt, daß herrschsüchtige Dämonen sind. Hierüber werden wir uns sicherlich noch einmal Aug in Auge verständigen; nehmen Sie diese Prophezeiung als einen Beweis für das Behauptete..

Ich fahre fort. Ich fühlte mich nicht mehr heimlich in den schönen Zimmern. In der Nacht stand ich oft im Finstern und lauschte gegen die Räume hinüber, in denen die beiden hausten. Ich überwand meine Scheu und suchte die Gesellschaft des Weibes, wenn sie allein war. Sie war auf eine unangenehme Weise schwatzhaft Ich sparte nicht mit meiner Verachtung. In seiner Gegenwart war sie blöde. Äußerlich gesehen, unterwirft sie ihn durch ihre Unterwürfigkeit. Ihre grenzenlose Verelendung hat Eindruck auf sein von Welt-

glanz übersättigtes Auge gemacht. Ich ging daran, nach einer verführerischen Eigenschaft an ihr zu forschen, nach irgendeinem Zug verlorener oder verwüsteter Schönheit, nach irgendeinem, wenn auch noch so unscheinbaren Reiz, einem verbrecherischen sogar, einem perversen. Ich dachte dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, wenn ich mich gläubig und zustimmend stellte; ich war wachsam und bereit zu jedem Zugeständnis an eine Seelenwandlung, an ein Phänomen der Buße und Abkehr. Aber was fand ich? Ich fand eine rohe, befleckte, störrische, tierähnliche, plumptappende, formlose Kreatur.

Mich schauderte. Zu nah war noch die Zeit, da ich mich mit aller Leidenschaft selbst aus dem Schlamm befreit hatte; zu schwer hatte ich gelitten bei denen, die der Herr aus seinem Angesicht verwiesen hat; zu viele Mitternächte lagen hinter mir, wo es ums letzte ging; zu laut hatte ich geschrien unter den Malsteinen der Sünde; zu verrucht war mir dies Weib, viel zu verrucht, um zusehen zu können, wie sie schlangenschlüpfrig hinüberglitt in die Trägheitsmitte, ausruhend vom Übel und sich sammelnd zu neuem Übel. Ich wollte weg, das war kein Schauspiel für mich, oder mein Geist wäre wieder zu Gift geworden, mein Herz wieder das eiternde Stück Fleisch, das ich mir und der Menschheit zur Last trug. Ich erklärte Wahnschaffe, daß ich weg, daß ich ihm Platz machen wollte; er aber antwortete, ich möge bleiben, es gefalle ihm ohnehin nicht in dem Haus, er seinerseits wolle gehen. Ich dachte: aha, dich gelüstet nach deinen Palästen, dir ists zu gering dahier; aber zu meiner und andrer Leute Verwunderung zog er in ein weit geringeres Quartier; blieb dort bloß eine Woche, wählte abermals ein geringeres, und so noch zweimal, bis er endlich mit dem Weibe in den Norden der Stadt übersiedelte, in eine menschenüberfüllte Zinskaserne, wo er jetzt noch wohnt, er im Hinterhaus, sie im Vorderhaus. Wüßt ichs nicht, und Sie sagten mirs und zeigten mirs,

ich lachte Ihnen ins Gesicht. Die Witwe Engelschall, die Mutter der Karen, war wütend, als sie es hörte; die habe ich kennengelernt; wie soll ich sie Ihnen schildern, ohne daß mir der Gaumen ausdorrt vor Ekel. Der Bruder, ein Lump und Auswurf, stellte Wahnschaffe und stieß Drohungen aus. Gelichter wimmelt um und um. Dort arbeitet er für die Vorlesungen; dort schläft er in einem finstern Loch, auf einem alten Ledersofa, der verhätschelte Liebling, Muster und Vorbild seiner Kaste, der Genießer, der Verführer, der Adonis und Krösus! Schreit Ihnen meine Stimme? Gellen die Worte aus dem bleichen Papier heraus? Erstarren Ihnen die Begriffe? So kommen Sie doch, kommen Sie, das Wunder zu bestaunen, die Mönchwerdung, die neue Eremitage, das düstere Possenspiel. Kommen Sie, wir bedürfen Ihrer vielleicht; brauchen die Herzen, die vordem für ihn geglüht haben. Die Augen aus der Jenseitwelt der Freuden werden die Spiegel sein, in denen er sich besinnend wiedererkennt.

Triumphiere ich? Ich wollt es nicht. Knirscht es in mir? Es könnte sein. Bin ich es doch, der den Weg bereitet hat, ich, den die Sündenträume wie ein Aussatz der Seele bis zum heutigen Tag zu unseliger Unrast verdammen. Er wirft sein Gut fort. Er läßt Millionen, die frische Millionen hecken, auf der Bank liegen, ohne sich um sie zu kümmern. Er lebt ohne Luxus, ohne Zeitvertreib, ohne elegante Gesellschaft, ohne Theater, ohne Autos, ohne Spiel und Spielerei, ohne Liebe und Liebelei, ohne geehrt, bewundert, verwöhnt zu werden. Ich warte auf die Stunde, wo er lachend erklärt, der Opiumrausch sei zu Ende. Solang die Millionen auf der Bank hecken und im Hintergrund Herr Vater und Frau Mutter mit der gefüllten Geldkiste bereitstehen, ist nichts Ernstliches zu fürchten. Seine Kleider, seine Wäsche, seine Schuhe, seine Krawatten, seine Schmuck- und Toilettengegenstände befinden sich zum größten Teil noch hier in der Wohnung, die ich wieder allein bewohne. Bisweilen kommt er, wechselt den Anzug,

nimmt ein Bad. In seiner Erscheinung hat sich nichts geändert; er sieht immer aus, als gings zum Frühstück bei einem Minister oder zum Stelldichein mit einer Herzogin. Er ist nicht melancholisch, nicht gedankenvoll, nicht hohlwangig; er ist, wie er stets gewesen, genau so hochmütig, so nüchtern, so unbedeutend, so prinzenhaft, nur ist alles leichter, was er tut, entschiedener, was er sagt, und er lacht öfter.

Damals hat er nicht gelacht, als ich ihm die Finsternis und die Schrecken malte, damals auf seinem Schloß, ehe er zu der Tänzerin reiste. Damals hat er gelauscht; Tag und Nacht gelauscht, gefragt, gelauscht. Rührte sich das Erbarmen in seinem Busen? Mitnichten. Er ist ja nicht einmal ein Christ; sein Gemüt ist ohne den Gottesfunken; er weiß nichts von Gott, für ihn gilt das Wort aus dem Korintherbrief: Der sinnliche Mensch nimmt nicht auf, was vom Geiste Gottes kommt, ihm ist es Torheit, und er vermag es nicht zu fassen, weil es nur im Geiste gefaßt werden kann. Ich hatte ihn auferwecken gewollt; ich redete mit Feuerzungen aus der untersten Tiefe. Aber er war stärker; er riß mich ins Verderben und lockte mich zu den Saturnalien, und ich vergaß mein himmlisches Heil um irdischer Lust willen. Er war mir wie ein Schatten gewesen, jetzt bin ich selber zum Schatten geworden, und er schmäht das Heilige, indem er es äfft. Was weiß er vom Beil und vom Ring? Ich aber weiß vom Beil und vom Ring. Was weiß er von den Zeichen und Symbolen, die in der Trübnis der Sinne zu Fackeln werden? Ihm ist alles wirklich, ihm ist es da: der Nagel und das Brett, die Glocke und der Meßstab, der Stein und die Wurzel, die Kelle und der Hammer, für ihn ist es da, für mich ist es nicht da. Rom und Galiläa stehen auf und ringen gegeneinander. Was von ihm ausgeht, ist Qual, was mich zu ihm treibt, ist Qual; als wären wir, verbrüdert und verwachsen, aus demselbigen Schoß gekrochen und könnten nun keiner den andern finden noch verstehen.

Warum ist er bei dem Weibe? Was erwartet er von dem Weibe? Er spricht von ihr mit einer neugierigen Spannung. Das ist es, diese unheimliche, verwegene, nimmersatte Neugier! Da ist der Hebel. Gelüstete ihn vordem nach den Palästen, so gelüstet ihn jetzt nach den Pferchen; warens ehemals die Grafen und die Sängerinnen, die Kavaliere und die perlenbehängten Kokotten, so sinds jetzt die Schnapsbrüder und die Spitalsweiber, die Zuhälter und die Huren. Gelüst ists, Gelüst, kein Tempelgang, kein Aufblick, keine Weihe; Gelüst nach dem Nagel und dem Brett, nach der Glocke und dem Meßstab, dem Stein und der Wurzel, der Kelle und dem Hammer, Gelüst nach dem, worin die Kraft liegt, wovon das Leiden ausgeht, worin das Wissen ruht. Ich habe seine Blicke glänzen gesehen, als ich vom Sterben einer Verworfenen sprach, und vom Ertrinkungstod eines taubstummen Knaben, meines leiblichen Bruders, an dem er schuldig war; und vom Selbstmord eines andern, den ich in meiner zertretenen Jugend ins Grab gebracht; ich sah ihn bei seinen Juwelen und seinen Gemälden und seinem Silbergeschirr und den Blumen seiner Häuser und seinen kostbaren Büchern, und wie alles anfing, ihm nicht mehr zu schmecken, und wie er hungrig aufhorchte bei den Wehklagen aus Kerkern und wie der Angstschlaf über ihn kam. Und nun spielt er mit den Armen und den Dingen der Armen und wandelt vorüber und sammelt an und ergötzt sich, und greift nach dem und greift nach jenem, und will wissen, was drinnen ist und was es bedeutet, und bleibt derselbe, der er war. Darin ist kein Heil, wie denn geschrieben steht: Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen, hat Gott denen, die ihn lieben, bereitet.

Warum aber folgt ihm das Weib? Warum schlägt sie die Unsummen aus, die ihr die Familie bereits angeboten hat, wenn sie ihn verläßt? Warum kehrt sie widerspruchslos in die früheren Bezirke zurück, da sie doch nach seinem Gold,

seinen Edelsteinen, seinen Landhäusern und Gärten, seiner Macht und seiner Freiheit lechzt und lechzen muß? Was hält sie, worauf wartet sie, welches Satanswerk ist da im Zuge? Es geschah an einem der letztvergangenen Tage, daß ich bei greulichem Schneetreiben mit ihm nach Hause ging. Er hatte mir einen Brief seines Freundes Crammon zu lesen gegeben, ein larmoyantes Geschreibsel, wie man es eher einem Blaustrumpf als einem Mann von Vernunft zumuten möchte; wir stritten darüber, d. h. er nahm es nicht ernst, während ich mich in Zorn redete; er erzählte mir dann, daß am Tag zuvor der Baron von Thüngen bei ihm gewesen sei; das ist auch einer von den früheren Kumpanen; vielleicht erinnern Sie sich seiner, er gehörte zu denen, die um die Eva Sorel scharwenzelten, so ein rotblonder, gezierter Modenfex; der also sei gekommen, nachdem er lang nach ihm gesucht, sei von mittags bis abends bei ihm gesessen und habe allerlei geredet; daß er mit seinem Leben unzufrieden sei und sich nach einem andern Leben sehne, daß er nicht wisse, was er beginnen solle und bisweilen eine unerträgliche Traurigkeit über ihn hereinbreche, daß er immer schon eine starke Sympathie für Wahnschaffe empfunden und nur nicht gewagt habe, ihm näherzutreten, und daß er nichts andres wünsche, als manchmal eine Stunde in seiner Gesellschaft zubringen zu dürfen. Das alles berichtete mir Wahnschaffe halb verlegen, halb verwundert, ich konnte aber nicht klug daraus werden und sagte, das sei wahrscheinlich einer von den übergeschnappten Müßiggängern, die den Appetit verloren haben und ihren Gaumen mit einer gepfefferten Speise reizen wollen. Er nahm mir die Grobheit nicht übel, sondern erwiderte bloß, er wolle nicht vorschnell urteilen. Bei unserm Ziel angelangt, ging ich mit ihm in die Wohnung der Karen Engelschall hinauf, denn, ärgerlich, wie ich war, mochte ich ihn jetzt nicht verlassen, wo er mich wieder einmal durch seine eiskalte Nüchternheit geschlagen hatte. Als wir den schmalen

Vorraum passiert hatten, hörten wir aus der Küche die kreischende Stimme der Karen und dazu das Geräusch von Holzhacken. Wir machten die Küchentür auf; das schwangere Weib kniete auf der Erde beim Herd und spaltete Holz mit einer Hacke. Auf einem Stuhl an der Wand lehnte mit käseweißem Gesicht und geschlossenen Augen das junge Mädchen, das sie zur Bedienung hat, eine gewisse Isolde Schirmacher. Die war von einem Unwohlsein befallen worden, vielleicht war es sogar eine Art epileptischer Krampf; sie saß mit starren Gliedern, den Kopf hintüber gebeugt. Offenbar hatte sie vorher die Scheite gehackt, und als das Übel kam, hatte ihr Karen die Arbeit abgenommen. Aber der Zustand des Mädchens schien ihr weiter keine Sorge zu verursachen; sie spaltete das Holz mit der Hacke, bemerkte dabei gar nicht, daß wir auf der Schwelle standen, und führte lästerliche Reden, die sich auf ihre Schwangerschaft bezogen: sie möge nicht wieder so einen Balg haben, ihr graule davor, erdrosseln müsse man es, bevor es noch den ersten Piepser ausgestoßen habe, und dergleichen Unflätigkeiten die Menge. Die Feder sträubt sich, sie wiederzugeben. Da ging Wahnschaffe hin und hob die Isolde Schirmacher von ihrem Stuhl auf und trug sie, als wärs überhaupt keine Last, in die Kammer nebenan und legte sie aufs Bett. Hierauf kam er zurück, sagte zu Karen: laß das doch, Karen, und nahm ihr die Hacke aus der Hand und schichtete die gehauenen Scheite aufeinander. Das Weib war erschrocken, sie ließ alles geschehen und schwieg, wie wenn ihr die Sprache erstorben wäre. Das also habe ich mitangesehen, und aus diesem Momentbild können Sie schon entnehmen, was für eine Person das ist und wie Wahnschaffe mit ihr verfährt und mit ihr haust.

Es ist kein Frieden mehr in mir. Aus einer unsichtbaren Wunde am Leib der Welt rieselt Blut. Ich rufe nach einem Gefäß, um es aufzufangen, aber niemand bringt mir ein Gefäß. Oder ist in mir selber die Krankheit und die Wunde?

Gibt es eine Sehnsucht des Schattens nach seinem Körper? Ist es denkbar, daß das Unmögliche sich ereignet und der, der es erfleht, erschluchzt, auf Knien erträumt und erstammelt hat, spürt nichts davon? Mein Fräulein, das Verhängnis liegt darin: ich habe nun gelernt, die Frucht vom Aas zu unterscheiden, das Bittre vom Süßen, das Duftende vom Stinkenden, was wohltut von dem was wehtut. Andrerseits weiß ich, seit ich es erforsche, wie Glieder in den Gelenken sitzen, wie Wirbel sich auf Wirbel baut, Muskel sich um Muskel flicht, Gewebe auf Gewebe wächst, die Adern pulsen, das Hirn gelagert ist. Ich kann die Zauberuhr öffnen und in die ewig erstarrte Mechanik greifen, ein wundervoller Schauder. Da ist Ausgleich; ich zahle an der finstern Pforte des Daseins immer wieder das Einlaßgeld für die lichten Regionen. Neulich hatte ich ein Gesicht: Sie standen vor einem jungen Leichnam an meiner Seite und verlangten, ich solle das Herz herausschneiden, das den Tod des Leibes um ein weniges überlebt hatte und unter meinem Messer zuckte.

Dies wollte ich Ihnen noch mitteilen, und damit bin ich am Schlusse."

Johanna blieb über dem Brief die Nacht hindurch und bis in den Morgen sitzen. Vor den Fenstern heulte der Märzsturm. Ihr hübsches Mädchenzimmer mit der weißseidenen Wandbespannung und den weißlackierten Möbeln, morgen sollte sie es für immer verlassen, war ihr bereits jetzt entschmückt und geraubt.

7

Auf den roten Samtsofas des Restaurants lagen Tote und Verwundete. Man hatte sie in Eile hereingeschafft, Leute waren um sie bemüht. Durch offene Türen wehte eisige Luft, untermischt mit Schnee. Auf der Straße krachten noch ver-

einzelte Schüsse, Reiter galoppierten vorüber, eine Militärpatrouille tauchte auf und verschwand. Gäste standen in Gruppen an den Fenstern; ein deutscher Kellner sagte: „An der Newa hat man Kanonen auffahren lassen.“ Ein Herr im Pelz trat hastig ein und rief, Kronstadt stehe in Flammen.

In einem der Säle, die den Veranstaltungen geschlossener Zirkel dienten, befand sich eine glänzende Gesellschaft, vom General Tutschkoff geladen, einem der Freunde des Großfürsten Cyrill. Es waren da: Lord und Lady Elmster, der Earl von Somerset, Graf und Gräfin Finkenrode, Herren von der deutschen und der österreichischen Botschaft, der Marquis du Caille, die Fürsten Tolstoi, Trubetzkoi, Szilaghin mit ihren Damen.

Der Großfürst und Eva Sorel waren spät gekommen. Das Diner war zu Ende, die gemeinsame Unterhaltung hatte aufgehört; es flüsterten nur Paare miteinander, der Großfürst, zwischen Lady Elmster und der Fürstin Trubetzkoi sitzend, schlief. Dies pflegte sich, auch im angeregten Kreise, häufig zu ereignen. Man wußte es und hatte sich daran gewöhnt.

Er schlief, steif und ohne Lässigkeit zurückgelehnt. Die Lider zuckten von Zeit zu Zeit, die Falte auf der Stirn war durch ihre Tiefe schwarz, der farblose Bart sah aus wie Farren an Baumrinde. Der Argwohn lag nahe, er stelle sich schlafend, um ungestört lauschen zu können; dem widersprach eine Entblößung in den Zügen, die von der Willensaufhebung des Schlummers herrührte und dem Gesicht einen lemurischen Ausdruck verlieh.

An seiner überlangen, hagern Hand, die auf dem Tischtuch ruhte und bisweilen zuckte wie die Lider, funkelte ein haselnußgroßer Solitär.

Der Versammelten hatte sich Unruhe bemächtigt. Beim Knattern einer Gewehrsalve erhob sich die junge Gräfin Finkenrode und blickte bestürzt nach der Tür. Szilaghin trat zu ihr; lächelnd beschwichtigte er sie.

Ein Offizier der Garde erschien und flüsterte Tutschkoff eine Meldung zu.

Eva und Wiguniewski saßen abseits vor einem hohen Wandspiegel, der die Gestalten beider und einen Teil des Raums fahl wiederholte.

Wiguniewski sagte: „Leider sind die Nachrichten verbürgt. Niemand konnte darauf gefaßt sein.“

„Es wurde mir mitgeteilt, er halte sich in Petersburg auf,“ antwortete Eva. „In einer deutschen Zeitung las ich sogar, er sei in Moskau verhaftet worden. Übrigens, wo sind Ihre Beweise? Einen Iwan Becker auf bloßes Hörensagen zu verdammen, das wäre ebensolche Felonie als die ist, deren Sie ihn bezichtigen.“

Wiguniewski zog einen Brief aus der Tasche, sah sich vorsichtig um, entfaltete ihn und sagte: „Dies schreibt er aus Nizza an einen Freund, der auch mein Freund ist. Ich glaube, danach ist kein Zweifel mehr erlaubt.“ Er übersetzte, während er leise vorlas, die russischen Worte, vielfach stockend, ins Französische: „Ich bin nicht mehr, der ich war. Eure Vermutungen sind nicht unbegründet, die Gerüchte haben nicht gelogen. Verkünde und bestätige du es allen, die ihre Erwartung auf mich gesetzt, ihr Vertrauen zu mir an bestimmte Bedingungen geknüpft haben. Es liegt eine furchtbare Zeit hinter mir. Ich konnte nicht mehr weiter auf dem Weg, auf dem ich ging. Ihr habt euch in mir getäuscht, mich hat ein Wahnbild getäuscht. In einem Fall wie dem meinen erfordert es größere Kraft und größeren Mut, ein aufrichtiges Bekenntnis abzulegen und denen, deren Herz und Glauben man besessen hat, den Schmerz der Absage zuzufügen, als aufs Schafott zu steigen und sein Leben zu opfern. Ich hätte freudig den Tod auf mich genommen für die Ideen, denen ich bisher alle Gedanken und Gefühle gewidmet; ihr wißt es; ich hatte ja schon meine Ruhe, mein Vermögen, meine Jugend und meine Freiheit für sie hingegeben; nun aber, da

ich diese Ideen als verderbliche Irrlehren erkannt habe, darf ich nicht eine Stunde länger für sie einstehen. Ich fürchte nicht eure Beschuldigungen und eure Verachtung; ich folge meinem innern Licht und meinem innern Gott. Drei Wahrheiten sind es, die mich bei meiner Ein- und Umkehr geleitet haben: Es ist Sünde, zu widerstreben; es ist Sünde, zum Widerstand zu überreden; es ist Sünde, Menschenblut zu vergießen. Ich weiß, was mir droht. Ich weiß, welche Einsamkeit mich umgeben wird. Ich bin auf alle Verfolgungen vorbereitet. Tut, wie ihr müßt, ich tue, was ich muß."

Nach einer langen Pause sagte Eva: „Das ist er; das ist seine Stimme; das ist die Glocke, bei deren Ton man aufhorcht. Ich glaube ihm, ich glaube an ihn." Sie warf einen düstern Blick auf das Gesicht des Schläfers an der hellerleuchteten Tafel.

Wiguniewski knüllte den Brief zusammen. In seinem spitz hervorstechenden Kinn drückte sich Bitterkeit aus, als er entgegnete: „Seine drei Wahrheiten sind so gut wie drei Divisionen Kosaken. Sie genügen, die Kerker diesseits und jenseits des Ural zu füllen, unsre Jugend zu entmannen, unsre Hoffnungen zu begraben. Jede einzelne ist eine Nagaika, die hunderttausend auferstandene Geister zu Boden schmettert. Felonie? Es ist schlimmer. Es ist die Tragödie dieses ganzen Landes. Drei Wahrheiten," er lachte mit verpreßten Zähnen und einem Tierlaut, „drei Wahrheiten, und ein Blutbad beginnt, gegen das der bethlehemitische Kindermord und die Bartholomäusnacht harmlose Späße waren. Sehen Sie mich nur an, ich weine nicht. Ich lache. Wozu weinen? Ich werde nach Hause gehen und den Popen rufen und ihm diesen Wisch da geben und Amulette daraus verfertigen lassen und sie austeilen an die, die auf Erlösung warten. Vielleicht genügt es ihnen."

Evas Züge wurden hart. Sie sah noch immer in das Gesicht des Schläfers, zwangvoll gebunden. Um den äußern

Rand ihrer Lippen spielte ein morbides Lächeln. Die Haut der Wangen schimmerte opalhaft. „Weshalb sollte er nicht tun, was ihm der Geist befiehlt?“ fragte sie und wendete einen Moment lang die diademgekrönte Stirn dem Fürsten zu. „Ist es nicht besser, daß einer zur Erscheinung gelangt, als daß vielen Hunderttausenden in die triste Mittelmäßigkeit gewünschter Lebensformen geholfen wird? Er sagt es ja so schön: ich folge meinem innern Licht und meinem innern Gott. Wer kann das? Wer darf das? Jetzt versteh ich auch ein Wort von ihm,“ bohrender schaute sie in das Gesicht des Schläfers, „davor muß man sich beugen. Das also hat er im Sinn gehabt. Über diese eure Erde hier gehen wunderbare Pflüge, Fürst. In ihrem zerrissenen Leib dampft eine Finsternis, in die man sich stürzen möchte, um neu geboren zu werden. Da ist Atem, da ist Chaos, da donnern die Elemente, der schrecklichste Traum ist eine Wirklichkeit, die Wirklichkeit wie ein Epos aus der Vorwelt. Solches Leben ahnt ich früher nur aus dem Marmor heraus, wo namenlose Leiden geronnen und ewig geworden waren. Mir ist, als schaut ich von fünf Jahrhunderten her zurück, von den Sternen herunter und alles wäre Vision.“ Sie sagte dies mit bebender Stimme und einer inbrünstigen Schwermut.

Wiguniewski, der beständiger Zeuge der Wandlung gewesen war, die sich in den letzten Monaten mit ihr ereignet hatte, war von ihrer Rede nicht befremdet. Seine Augen waren nun ebenfalls auf den Schläfer gerichtet. Tiefatmend sagte er: „Gestern nacht hat sich ein neunzehnjähriger Student, Semjon Markowitsch, nachdem er von Beckers Abfall erfahren hatte, in seinem Zimmer erschossen. Ich bin hingegangen und habe den Toten gesehen. Wenn Sie, Eva, den Toten gesehen hätten, würden Sie nicht so sprechen. Wenigstens nicht ganz so. Haben Sie einmal einen neunzehnjährigen Jüngling tot im Sarge liegen sehen, mit einer kleinen, schwarzen Schußwunde in der Schläfe, lieblich und unschuldig von

Angesicht wie ein Mädchen, und doch mit diesem unbeschreiblichen Schmerz, dieser entschlossenen Verzweiflung über einen Verlust ohne Maß?"

Er schwieg; ein Schauder flog über Evas Schultern, aber sie lächelte wie in einem Fieber, das sie besessen und entherzt erscheinen ließ. Der Fürst fuhr trocken fort: „Dieser Brief, er mag ja viel Verführerisches haben. Warum sollte ein Mann wie Iwan Becker seinen Treubruch nicht mit einigem Aufwand von plausibler Psychologie schmackhaft machen können? Daß er nicht in bewußter Heuchelei und niedriger Zwecksucht handelt, billige ich ihm ohne weiteres zu. Aber er wäre nicht der echte Russe, der er ist, der weiche, trübe, fanatische, sich selbst zerfleischende Mensch, wenn seine Transformation nicht alle verhängnisvollen Folgen eines geplanten und systematisch betriebenen Verrats mit sich brächte. Er meint dem zu dienen, was er seine Erweckung nennt, und aus Schwäche und Blindheit, in verwirrtem Sinn und moralischer Peinigungswut gerät er der Bestie in die Krallen, die an allen Ecken und Enden Europas vernichtungslüstern und erbarmungslos lauert. Wenn ich die Dinge so beurteile, habe ich noch mild geurteilt. So viel wissen wir bereits, daß er zum Synod in Beziehung getreten ist und eifrig mit dem geheimen Kabinett korrespondiert. Hier in Moskau, in Kiew, in Odessa sind rasch hintereinander Verhaftungen vorgenommen worden, die auf ihn zurückgeführt werden müssen. Wie die Dinge liegen, kann nur er das Material geliefert haben; man hätte es sonst nicht gewagt. Das sind unbestreitbare Tatsachen; sie sprechen für sich selbst."

Eva hatte die rechte Hand mit gespreizten Fingern gegen die Brust gedrückt und starrte fasziniert in die Luft, von einem Bild getroffen, das den grellsten Wechsel der Empfindungen zwischen Grauen und Entzücken verursachte. Die Lippen bewegten sich zu einer Frage, doch sie enthielt sich ihrer.

Sie sah Wiguniewski groß und ernst an und flüsterte: „Ich

habe auf einmal eine so brennende Sehnsucht, ja wonach? Auf einen Berg zu steigen, hoch in Eis und Schnee hinein; oder mit einem Schiff in unbekannte Meere zu fahren; oder mit einem Aeroplan zu fliegen; nein, es ist das: ich möchte in einen Wald gehen, zu einer einsamen Kapelle, mich hinwerfen und beten. Wollen Sie eine Wallfahrt mit mir machen, Fürst? Zu einem fernen Kloster in der Steppe?"

Wiguniewski wunderte sich. Es war Leidenschaft und Trauer in den Worten, aber auch herausfordernder Trotz, der ihn verletzte. Ehe er sich zu einer Antwort sammeln konnte, näherten sich der Marquis du Caille und Fürst Szilaghin.

Der Schläfer öffnete die Augen, die träg blickten.

8

In Edgar Lorms Studierzimmer waren der Theaterschneider und der Perückenmacher. Er hielt zu Hause eine Kostümprobe ab für die Rolle des Petrucchio. „Die Zähmung einer Widerspenstigen" sollte demnächst in neuer Fassung und Besetzung gespielt werden; er liebte das Stück und freute sich auf die Darstellung der heiter-impetuosen Figur.

Judith, die in ihrem verzärtelt ausgeschmückten Gemach saß, auf einem niedrigen Schemel, die Hände um die Knie geschlungen, hörte seine schmetternde Stimme durch drei geschlossene Türen. Er zankte mit den Leuten. Lieferanten und Subalterne entfachten stets seinen cholerischen Ärger. Er war schwer zufriedenzustellen; wie von sich selbst, verlangte er auch von allen andern die höchste Anspannung und gewissenhafte Arbeit.

Judith langweilte sich. Sie zog eine Lade, die mit farbigen Seidenbändern gefüllt war, aus einer Biedermeierkommode, wühlte darin, probierte dies und jenes Band auf ihrem Haar, wobei sie sich mit gefurchter Stirn im Spiegel beschaute, dann

war sie der Beschäftigung überdrüssig, ließ die Lade, wo sie war, die Bänder auf dem Boden verstreut liegen und erhob sich.

Sie schritt durch die Zimmer, klopfte an Lorms Tür und trat ein. Sie war überrascht von seinem Anblick. In dem spitzenbesetzten Samtwams, den Faltenhosen, den langschaftigen Stiefeln, dem Hut mit breiter Krämpe und geschwungener Feder, unter dem die braunen Haare der Perücke hervorquollen und bis auf die Schultern fielen, sah er wie ein Sieger aus, schön, verwegen, hinreißend; wie er stand und sich bewegte, das war schon Spiel und Übertragung; die ganze Welt war sein Theater.

Der Schneider und der Perückenmacher standen vor ihm, stramm wie Soldaten, und lächelten bewundernd.

Auch Judith lächelte. Das Unerwartete, ihn wieder neu zu finden, verwandelt, stimmte sie dankbar. Sie schmiegte sich an ihn und berührte mit den Fingerspitzen seine Wange; seine Augen, noch durchleuchtet vom Fluidum der erdichteten Gestalt, fragten nach ihrem Begehren. Er war gewohnt, daß sie ein Begehren hatte, wenn sie sich zur Liebkosung herbeiließ. Sie bog mit dem Arm seinen Kopf zu sich und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich möchte, daß du mir was schenkst, Edgar."

Er lachte, halb verlegen, halb belustigt. Da ihm das gutmütig-zwinkernde Zuschauen der beiden fremden Leute peinlich war, hängte er sich in sie ein und führte sie in die Bibliothek. „Was soll ich dir denn schenken, Kind?" fragte er, und der kühne Ausdruck, der ihm zugleich mit dem Kostüm des Bezähmers Petrucchio andre Natur geworden war, verblaßte.

„Irgend etwas, was du willst," antwortete Judith, „irgend etwas Merkwürdiges, was mir Freude macht, was du gern hast, irgend etwas."

Er schmatzte mit den Lippen, sah lustig aus und bereits fügsam, schaute sich im Zimmer um, griff nach einigen Gegenständen, schob das Kinn vor und besann sich, zeigte die Skala

der Mimik von komischer Ratlosigkeit zu besorgtem Diensteifer, schlug sich endlich, graziös und spitzbübisch, mit der flachen Hand auf die Stirn und rief: „Ich habs.“ Er öffnete ein Schränkchen, langte hinein und reichte Judith mit einer Verbeugung ein Nürnberger Ei, eine Uhr in einem durchbrochenen Gehäuse aus Altgold von kunstvoller Filigranarbeit.

„Ach wie nett,“ sagte Judith und wog die Uhr auf der offenen Hand.

Lorm sagte: „Nun sieh dir mal das Ding gut an, ich will indes die Bursche drinnen fortschicken.“ Mit flinkem Tänzerschritt verließ er das Zimmer.

Judith setzte sich an den großen Eichentisch, nahm die Uhr aus der Kapsel, betrachtete eine Weile die eingravierten Ornamente, drehte sie um und um, suchte nach dem Scharnier, drückte auf einen Knopf und schaute, nachdem sich die ovalen Schalen aufgetan, neugierig in das alte, leblose Räderwerk. Ich will es auseinandernehmen, beschloß sie, aber nicht jetzt, heut abend will ichs tun; ich will sehen, was drin ist. Und sie freute sich auf den Abend, wenn sie allein sein und die Uhr zerlegen würde.

Aber das Geschenk, so reizend es war, genügte ihr nicht. Als Lorm wieder hereinkam, umgekleidet, Privatmann, Ehemann, glattrasierter Herr, ohne einen Nachschimmer von Petrucchio, hielt sie ihm das Uhrgehäuse entgegen und bat, oder befahl vielmehr, denn nun war er ja wieder der, den sie kannte: „Das mußt du mir mit Goldstücken füllen, Edgar; ich will es voller Goldstücke haben.“

Ich will, ich will haben; immer: ich will haben.

Lorm stutzte: er schämte sich für sie und senkte den Kopf. In einem Schreibtischfach hatte er etwa fünfzig Goldstücke liegen; er füllte die Kapsel und gab sie ihr. „Dein Bruder Wolfgang war heute hier, während du ausgefahren warst,“ sagte er. „Er saß eine Stunde lang bei mir. Ein unergiebiger junger Mann. Die Art, wie er nicht mit sich ins reine kam,

wofür er mich eigentlich nehmen sollte, war recht amüsant. Jeder Zoll ein Referendar."

„Was wollte er denn?" fragte Judith.

„Mit dir sprechen; Christians wegen mit dir beraten. Er will zu dem Zweck wiederkommen."

Judith erhob sich. Sie war fahl im Gesicht, und ihre Augen glitzerten. Ihr Wissen über Christians verändertes Leben stammte aus einem Gespräch mit Crammon während dessen Aufenthalt in Berlin, aus Briefen einer früheren Freundin und aus mittelbarer Kunde von dem, was im Elternhaus vorging. Schon bei der ersten Mitteilung war sie von einem Zorn erfaßt worden, der nachwirkend an ihr fraß, so daß sie bisweilen, wenn sie allein war, die Zähne knirschte und auf den Boden stampfte. Und was sie weiterhin zu hören bekam, schon der Gedanke an seine Person, versetzte sie in dieselbe Erbitterung. Hätte sie nicht die Gabe gehabt, sich zum Vergessen zwingen, das Vergessen sich gebieten zu können, und zwar mit solchem Erfolg, daß das Unangenehme schließlich gar nicht mehr vorhanden war, so hätte sie sich im Kampf dagegen aufgerieben und vergiftet. Jede Erinnerung beschwor die Wut von neuem, und sie grollte dem, der sie erinnerte.

Lorm wußte und fürchtete es. Seine Witterung verriet ihm, daß etwas im Spiel war wie Angst vor dem Zerrbild; denn daß sich Judith als eine Gefallene, von sozialer Höhe freiwillig Herabgestiegene innerlich empfand, verhehlte er sich nicht; er dachte zu bescheiden von sich selbst, um es übelzunehmen. Zu zittern vor der Meinung der Menschen, war ihr eingefleischt; obgleich sie sich nicht mehr von den Elementen getragen sah, die vordem ihr aristokratisches Gefühl genährt hatten, war ihr Wesen noch in ihnen verwurzelt, und im neuen Bezirk erschien sie sich entwürdigt.

Aber das alles konnte die Ausbrüche nicht erklären, welchen sie sich überließ, sobald nur Christians Name genannt wurde.

„Er soll nicht wiederkommen," fauchte sie in der Haltung einer gereizten Katze, „ich will nichts hören von dem Menschen. Hab ich dirs nicht schon zwanzigmal gesagt, ich will nichts hören? Was bist du denn für ein Schwächling, daß du dich überhaupt einläßt? Hast du ihm nicht sagen können: Sie will nicht, sie kann nichts davon hören? Laß den Wagen kommen und fahr auf der Stelle zu ihm hin; verbiete ihm, mein Haus zu betreten, verbiete ihm, mir zu schreiben. Oder nein, ich schreibe selbst, du bist ja zu feig; ich schreibe ihm: Deine Besuche, mein lieber Wolfgang, sind mir angenehm, obwohl ich nicht weiß, was wir uns auf einmal zu sagen haben sollten; komm, sooft du magst, aber von dem Menschen sprich mir nicht, niemals, unter keiner Bedingung."

Lorm wagte eine Einrede. „Ich begreife nicht," sagte er sanft und überlegen, „was macht dich so maßlos? In niemandes Augen ist dein Bruder Christian ein Verbrecher, höchstens ein Narr. Wem schadet er? Was hat er dir zuleid getan? Warst du nicht besonders vertraut mit ihm? Du betontest es immer sehr, wenn du von ihm sprachst: Mein Bruder. Ich begreife nicht."

Da wurde Judith vollends zur Megäre: „Natürlich," höhnte sie rüd, „du! Geht dir denn etwas nah? Begreifst du denn überhaupt etwas außer von Schminktöpfen und bunten alten Fetzen? Ahnst du denn, was das war: Christian Wahnschaffe? Was das bedeutet hat? Du steckst ja viel zu tief in deiner Lügen- und Phrasenwelt. Wie solltest du begreifen!"

Lorm trat einen Schritt zu ihr. Er sah sie mitleidig an. Sie wich zurück und schlug abwehrend mit der Hand in die Luft.

Und sie schlug; schlug den Fisch.

9

Karen Engelschall sagte: „Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Vor dem Abend kommt er heute nicht mehr. Und wenn, so sind Sie eben ein Bekannter von mir."

Sie blickte Girke lauernd an. Hochschwangern Leibes saß sie am Fenster, breit, entschlossen nach Art gewisser Weiber, denen das Sitzen Genuß und Eroberung ist. Sie nähte an einem Kinderhemdchen.

„Übrigens, zu reden haben wir ja nicht viel," fuhr sie fort, und in ihrer Miene war schadenfrohe Genugtuung. „Was wäre noch zu reden? Sie sagen, man will sechzigtausend geben, wenn ich von der Bildfläche verschwinde? Na ja, sechzigtausend ist ja ganz schön. Aber wenn ich warte, gehen die Herrschaften noch weiter in die Höhe. Auf einmal ist man wer. Ich will mirs überlegen. Kommen Sie nächste Woche wieder."

„Sie sollten es wirklich überlegen," antwortete Girke amtlich, „denken Sie an die Zukunft. Es ist vielleicht der Haupttreffer. Nicht im Traum hätten Sie vor einem halben Jahr dran geglaubt. Zinsengenuß: prachtvoll. Das Ziel. Solche Aussicht zu verscherzen, wäre frivol."

Mit tückischem Lächeln beugte sich Karen tiefer über ihre Arbeit. In einem unbestimmten Wohlgefühl preßte sie die Knie aneinander und drückte die Augen zu. Dann schaute sie empor, wischte den gelben, übergestülpten Haarwust aus der Stirn und sagte: „Ich müßte dümmer sein, ließ ich mich fangen. Meinen Sie, ich weiß nicht, wie reich er ist? Wenn er bieten wollte, um mich los zu sein, wär das Gebotene von euch bloß ein lausiger Bettel. Warum soll ich schlechte Geschäfte machen? Da wär ich ja rein auf den Kopf gefallen. Sie haben recht, der Haupttreffer ist es ja, aber anders als Sie denken. Abwarten und Tee trinken. Kann sein, daß es die falsche Rechnung ist, dann hab ich mir den Schaden selber zuzuschreiben."

Girke rückte unbehaglich auf seinem Stuhl. Er schaute auf die Uhr und ließ von da den notizenlüsternen Blick über das Zimmer mit den ordinären Möbeln, Tapeten, Deckchen und Teppichen schweifen.

„Eins kann ich Ihnen zum Trost sagen und sag es Ihnen, weil es an der Geschichte nicht viel ändert," begann Karen Engelschall wieder; „nämlich, daß seine Leute auf dem Holzweg sind, wenn sie glauben, um meinetwillen wär es mit ihm so wie es ist, und daß sie ihn behalten hätten, wär ich ihm nicht in die Quere gekommen. Ich könnte euch ja leicht einen blauen Dunst vormachen und so tun, als hätte er mir zuliebe sein Leben umgekrempelt. Wozu aber? Das muß ja ein neugeborenes Kind kapieren, daß es bei ihm nicht mit rechten Dingen zugeht. Warum soll ich Ihnen also eine Komödie vorspielen, wo ich doch dasitze und mir das Hirn zerdenke."

„Sehr wahr," sagte Girke, den ihre Offenheit überraschte, „ich verstehe vollkommen; Ihre Worte interessieren mich ungemein. Ich habe immer behauptet, man könnte am ehesten bei Ihnen auf Unterstützung rechnen. Sie würden mir einen wesentlichen Dienst leisten, wenn Sie mir einige Fragen beantworten wollten. Eine Hand wäscht die andere; ich meinerseits würde Sie dann gegebenenfalls auch nicht im Stiche lassen."

Karen kicherte in sich hinein. „Glaubs schon," erwiderte sie, „so 'n bißchen herumspionieren und dann hingehn und trätschen. Das paßte Ihnen gerade. Nee, nee, so was tut sie nicht, absolut nicht. Fragen Sie doch weiter herum, da könnten Sie schon verschiedenes hören. Da gibts schon welche, die reden könnten. Da ist zum Beispiel sein Freund, der Voß; wenden Sie sich mal an den." Ihre Augen funkelten, als sie den Namen aussprach. „Der gehabt sich, wie wenn er die Weisheit mit Löffeln gefressen hätte, und behandelt einen so niederträchtig, daß man ihm am liebsten die Faust unter die Nase stoßen möchte. Den fragen Sie mal, an wen das Geld ge-

hängt wird. An mich nicht, aber der Voß kann Ihnen schon sagen, an wen."

„Beileibe, das überschätzen Sie wohl," warf Girke sachverständig hin; „daß die in Rede stehende Persönlichkeit die Wurzel des Übels ist, leidet keinen Zweifel. Aber wie die Verhältnisse liegen, würde selbst das Zehnfache der Gelder, die von diesem gierigen Rachen verschlungen werden, nicht in Betracht kommen. In dem Punkte kann ich Sie durchaus beruhigen. Es müssen noch andre unbekannte Blutsauger existieren."

„Is mir total schleierhaft, was Sie da quasseln, lieber Mann," versetzte Karen, und ihre gelben, kleinen, bösen Zähne wurden sichtbar. „Wollen Sie nachschauen, ob was im Schrank steckt? oder in der Matratze? Ist Ihnen die Wohnung vielleicht zu fein? Oder trag ich Ihnen zu schöne Kleider, zu teuern Schmuck? Oder haben Sie schon das Loch drüben bei Gisevius besichtigt, wo er schläft, der elegante Herr? Kolossaler Luxus, was sagen Sie dazu? Sogar die Mäuse finden's ungemütlich; ich hab neulich, wie ich drüben war, eine krepiert im Winkel liegen sehen. Einem normalen Menschen grault vor Mäusen; ihm macht das nichts aus. Ist doch jammervoll bei einem, der so großartig gelebt hat. Man hört ja Wunder davon, es muß ja gewesen sein wie beim Kaiser. Hat Schlösser gehabt, Jagden gehabt, Automobile gehabt, die schönsten Weiber gehabt. Sind ihm alle nur so zugeflogen, die Weiber. Nie Sorgen, nie einen Kummer, nie ein Wölkchen, alles im Überfluß, Geld, Kleider, Essen, Trinken, Freunde, Diener, alles im Überfluß; und nun bei Gisevius, wo die Mäuse krepieren."

Ihre Augen waren brennend auf Girke gerichtet, aber möglicherweise sah sie ihn gar nicht mehr. Sie schien auch nicht mit ihm zu sprechen, diesem Unbekannten, dessen zweckhafte Wißbegier sie gleichgültig ließ, sondern sie verschaffte sich Luft, indem sie den Krampf des einsamen Schweigens

brach. Die Hände öffneten sich wie Muschelschalen und blieben geöffnet; das Kinderhemdchen glitt auf den Boden. Ihre Zunge war entfesselt; Worte stürzten hervor, im Grübeln entstanden, im Grübeln zerrieben, im Tage und Nächte währenden Hinbrüten einander vertraut geworden; die Stimme hatte Metall, im Gesicht strafften sich erschöpfte Muskeln.

Girke lauschte gespannt und führte in Gedanken Protokoll. Er merkte, daß sich jetzt sogar sein Fragen erübrigt hatte; die Maschine, von einem heimlichen Feuer geschürt, war von selbst in Schwung geraten.

Karen fuhr fort: „Er kommt, setzt sich hin und schaut. Setzt sich hin, schlägt ein Buch auf und studiert. Legt das Buch weg und schaut. Schaut mich an, als wär ich eben vom Wind ins Zimmer hereingeweht worden. Wenn er nur nicht wieder mit seinem Fragen anfängt, denk' ich. Ich sage: Heut ist großer Lärm auf der Straße. Ich sage: Die Isolde hat geschwollene Hände, man muß eine Salbe kaufen. Meine Mutter war da, sag ich, und hat erzählt, am Alexanderplatz bekäm man billiges Linnen für 'ne Steppdecke. Er nickt. Ich stell das Wasser zum Kaffee auf. Er sagt, am Morgen sei ihm ein räudiger Köter stundenlang nachgelaufen; er hätte ihm was zu fressen gegeben. Er wäre bei einer Versammlung in Moabit gewesen und hätte mit ein paar Leuten gesprochen. Alles nur so halb, wie einer, der sich geniert. Schon gut, denk ich, bloß nicht fragen. Aber seine Augen kriegen schon das Gewisse, und er fragt, ob die Zeit bald käme," sie deutete brutal auf ihren Leib; „ob ich mich freue; wie es früher gewesen sei, ob ich mich da auch gefreut hätte; ob ich das möchte, ob ich jenes möchte. Bringt mit; bringt Äpfel mit, bringt Kuchen und Schokolade mit; ein Umhangtuch; ein Pelzchen für den Hals. Sieh mal, Karen, das hab ich dir mitgebracht, und küßt mir die Hand. Ja, küßt mir die Hand, als wär ich Gott weiß wer, als wüßt er nicht, wer ich bin. Küßt man einer wie mir die Hand?"

Sie fragte es bleich, mit verzerrten Zügen; der Strohhelm von Haaren wuchs in die Höhe. Sirkes Augen wurden zu zwei blöden Kugeln. „Äußerst merkwürdig," murmelte er, „höchst interessant."

Karen achtete nicht auf ihn. „Wie gehts dir, Karen?" äffte sie; „entbehrst du was? Was sollt ich entbehren? Einen Fußläufer für mein Bett, sag ich in der Verzweiflung; ein paar Kretonvorhänge für die Kammer; roten, sag ich, roten Kreton, weil mirs eben einfällt. Manchmal gehen wir zusammen; zum Humboldthain, zum Oranienburger Tor. Er denkt vor sich hin; lächelt, schweigt. Die Leute glotzen; es kribbelt mich. Ich möchte sie anschreien: Da ist er, der noble Herr; er geht mit mir, der noble Herr, ihr könnts ruhig glauben; und da bin ich, das Mensch mit nem dicken Bauch und geh mit ihm; fein, was? feinfein; sehts euch nur genau an, das kuriose Paar. Manchmal kommt er mit dem Voß, und sie reden im Zimmer nebenan; das heißt, der andre redet; der verstehts, ein Pfarrer möchte neidisch werden. Einmal war er mit nem Baron da, so nem jungen, blonden Menschen; na, das war ne schöne Geschichte; der hatte nen Weinkrampf, heulte stundenlang wie 'n kleines Kind. Der Christian sagte nichts dazu, setzte sich bloß hin zu ihm. Was er sich denkt, weiß man ja nie. Manchmal wandert er im Zimmer auf und ab, steht am Fenster, schaut hinaus. Geht fort, ich weiß nicht wohin; kommt, ich weiß nicht woher. Mutter sagt, er ist einfältig. Sie legts darauf an, ihn zu stellen. Riecht sie Moos, ist sie wie ne Klette. Hätt sie mir bloß nicht Niels Heinrich auf den Hals gehetzt. Der wird immer unverschämter; angst und bang ist mir, wenn ich ihn auf der Treppe höre. Auf der Treppe krakeelt er schon. Letzten Montag kommt er, verlangt Draht. Hab keinen Draht, sag ich, geh du in die Arbeit. Er hat auf Monteur gelernt, kann verdienen, aber die Tagdieberei schmeckt ihm besser. Er sagt, ich solle mein Maul halten, sonst könnt ich mir mal die fünf

Jauerschen angucken. Indem kommt Christian herein; Niels Heinrich spießt ihn mit den Augen an die Wand. Mir schlottern die Beine, ich zieh Christian beiseit, sag ihm: er will Draht. Versteht er nicht. Geld, sag ich. Da gab er mir Geld, hundert Emm, drehte sich um und ging hinaus. Der andre ihm nach. Ich dachte, er will Streit anfangen. Es war aber nichts. Nur eklig wars. Der Schreck blieb mir im Halse sitzen."

Sie schwieg und atmete keuchend.

„Daß Niels Heinrich ihn mit Anforderungen verfolgt, ist durch eine Reihe von Tatsachen erwiesen," glaubte Girke einschalten zu sollen.

Karen hörte es kaum. Ihr Gesicht wurde immer finsterer. Sie legte die Hände auf die Brust, erhob sich schwerfällig und sah sich im Zimmer um. Die Füße waren einwärts gebogen, der Leib vorgestreckt. „Kommt, geht; kommt, geht," grollte sie mit einer Stimme, die langsam bis zum Kreischen hinanstieg. „So ists, so bleibts. Wenn er bloß wenigstens nicht fragen wollte! Da wird einem kalt und heiß. Wie Leibesdurchsuchung ist es. Kennen Sie Leibesdurchsuchung? Alles wird rum- und rumgedreht, alles befingert; schauderhaft. Ich sollte mirs doch wohl sein lassen in den vier Wänden; was gibts denn Besseres? Ist eins so herumgeschmissen worden in der Welt wie 'n verrecktes Aas, da muß er ja seinem Herrgott danken, wenns mal so weit ist, und er kann verschnaufen. Aber sitzen und warten und immer erzählen, wie's da war und wie's dort war, und was da geschah und was dort geschah, das halt ich nicht aus, das ist zu viel, da springt mir die Hirnschale entzwei." Ihre Faust dröhnte gegen ihre Schläfe. Ein Tier kam zum Vorschein, ein Tier mit der Häßlichkeit des zerstörten und verstörten Menschen, eine bösartige Wilde, aufgeweckt und nicht mehr zu bändigen.

Girke erhob sich bestürzt und schob für alle Fälle, als Schutz und Waffe, den Stuhl zwischen sich und das Weib. Er sagte:

„Ich will nicht länger stören. Ich bitte, meinen Vorschlag in reifliche Erwägung zu ziehen. Ich werde gelegentlich wieder vorsprechen." Er ging mit einem Gefühl von Bedrohung im Rücken.

Karen nahm nicht einmal wahr, daß sie sich allein im Zimmer befand. Sie grübelte. Ihre Gedankenarbeit war primitiv. Zwei Ungewißheiten quälten sie bis zur Krankhaftigkeit und Wut; die eine: wodurch Christian getrieben wurde, sie auszuforschen, immer von neuem, immer mit derselben Geduld, derselben Freundlichkeit, derselben Neugier; die andre, was für ein unerklärlicher Zwang es war, in welchem sie antwortete, Rede stand, erzählte und Rechenschaft gab.

Jedesmal geschah es, daß sie sich am Anfang sträubte und dann dem Zwang erlag; daß sie den Blick von der eignen Vergangenheit zuerst voll Entsetzen abwandte, dann aber hinschauen mußte, von unerbittlicher Gewalt befehligt, hinschauen mußte, und alles Erlebte, Verschwundene, Wüste, Dumpfe, Finstere, Gefährliche wurde ihr in einer Art, die sie fürchtete, zum gegenwärtigen Bild. Es war ihr eigenes Leben und schien doch das Leben einer andern, die ihr glich und wieder nicht glich. Es war, als finge alles von vorne an, doppelt wüst, grauenhaft, finster und gefährlich, und man wisse dabei jedes Tages trostloses Ende.

Dinge von ehedem waren noch an ihrem Ort; schrecklich tauchten Stuben auf, Betten, Wände; tauchten Städte auf, Straßen, Straßenecken, Destillen, Korridore in Amtsgebäuden; tauchten Menschen auf, Worte, Stunden, Nächte, Tränen, Schreie; alle Ängste, alle Erniedrigungen, alle Verbrechen, aller Hohn, alles Gelächter; alles kam wieder, stand da, kroch ins Innere, riß ins Vergangene zurück.

Die Einbildung war die: man befand sich in einem unabsehbar langen Schacht, durch den man schon einmal gegangen war: man wurde gepackt mit dem Befehl, umzukehren und etwas zu holen, was man vergessen hatte; man wehrte sich

verzweifelt; man setzte alles daran, es nicht zu tun; umsonst; man mußte umkehren und das Vergessene holen und wußte dabei gar nicht, was es war. Wie man nun so ging, kam einem von der andern Seite jemand entgegen; dieser Jemand war man selbst; man hätte an eine Spiegelung glauben können, aber die andre war gleichsam zerfetzt: sie hatte eine aufgerissene Brust, aus welcher blutig entblößt das Herz leuchtete.

Was war das? Was bedeutete es?

Sie fiel auf den Stuhl nieder; ächzend schlug sie die Hände vors Gesicht. Er sollte es wenigstens bezahlen, der Peiniger, er sollte es teuer bezahlen.

Die einbrechende Dunkelheit verlöschte ihre Gestalt.

10

Amadeus Voß sprach zu Christian: „Ich will dir sagen, wie dir zumute ist. Dir ist zumute wie einem, der sich gegen die Kälte abhärten will und plötzlich seine Kleider abwirft. Es ist dir wie einem zumute, der nie Schnaps getrunken, nicht einmal gerochen hat und mir nichts dir nichts eine ganze Flasche Fusel in den Schlund gießt. Du frierst in der Kälte; du taumelst, weil dich das Gesöff umwirft. Aber das ist nicht das Ärgste. Das Ärgste ist, daß dir heimlich graut. Wie könnte es auch anders sein? Die Elemente, aus denen du gemacht bist, haben eine Gewalt wider deinen Willen. Es graut dir, und du gestehst es dir nicht ein. Faßt du nicht hundert Dinge mit deinen Händen an, schmutzige Dinge, gemeine Dinge, häßliche Dinge, die früher überhaupt nicht in deinen Gesichtskreis gekommen sind? Dann sitzt du da und beschaust dir deine Fingernägel, die immer noch für den Salon poliert sind. Beschaust sie mit Ekel und wagst nicht nach dem Wasserglas zu langen, das unreine Lippen berührt haben, schwielige Fäuste gehalten haben. Ja, deine Hände sind es, die dir am

meisten leid tun; und was hat das Ganze für einen Zweck, wenn einem seine Hände leid tun? Liegst du denn in diesem Bett wirklich? Auf diesem Sofa wirklich?"

„Ich glaube ja, Amadeus."

„Ich glaube nein. Und wenn es kalt ist in der Nacht, schürst du Feuer an, in diesem Ofen, du, wirklich?"

„Wer denn sonst? Ich habe es gelernt."

„Und zündest die Petroleumlampe an, du, dem das Licht in Sälen auf einen Druck an eine Wand gehorchte, du, wirklich? Du bist es nicht wirklich. Die rauchgeschwärzte Decke da, pfui Teufel! Was für eine Unruhe muß in dir sein, wie muß dich der Abscheu schütteln. Kannst du denn schlafen? Und ist das Erwachen nicht gespensterhaft? Gehst in deinen feinen Kleidern unters Volk; jeder merkt, daß sie nicht von einem billigen Schneider stammen und daß die Bügelfalte nicht von der letzten Weihnacht ist; da grinsen die Leute und kommen sich vor wie betrogen, denn der größte Betrüger ist in ihren Augen der Reiche, der den Armen mimt. Sie nehmen dich nicht ernst, und wenn du dein ganzes Vermögen in die Spree wirfst; sie nehmen dich nicht ernst, und wenn du in Lumpen vor ihnen herumspazierst. Du erbitterst sie nur, sie halten es für Gaukelei und Spleen. Du kennst sie nicht. Du kennst nicht ihre Verwahrlosung, du weißt nicht, was sie entbehrt haben, seit Generationen entbehren mußten und wie sie dich dafür hassen. Du kennst nicht ihre Geschäfte, ihre Gedanken, ihre Sprache, und sie werden niemals begreifen, daß einer freiwillig auf etwas verzichten sollte, was ihr blutiges Wünschen und Hoffen ist, der Inbegriff ihrer Träume, ihr Neid und ihr Groll. Zehn Jahre, zwanzig Jahre, dreißig Jahre lang arbeiten sie, um nur Atem zu haben und den Magen zu füllen, und sie sollen dir glauben, daß du nichts weiter verlangst als Atem und Speise, du, für den sie bisher namenlose Tragtiere waren, für den sie ihre Söhne in die Fabriken und in die Bergwerke, ihre Töchter auf die Straße

und in die Krankenhäuser schickten, für den sie ihre Lungen mit Quecksilber und Eisenstaub zerstören ließen, für den sie sich geopfert haben zu Hunderttausenden in den täglichen stummen, heißen Schlachten, die das Proletariat dem Kapital liefert, geopfert als Heizer und Maurer, als Weber und Schmiede, als Glasbläser und Maschinenbauer, geknechtete Söldner in deinem Dienst? Was tust du denn? Mit welchen Seelenkräften rechnest du denn? Mit welchem Zeitverlauf? Du bist ein Spieler, immer nur Spieler, und noch dazu einer, der vorläufig bloß Marken einsetzt, ohne zu wissen, ob er sie auslösen wird können."

„Alles, was du sagst, ist wahr," antwortete Christian.

„Nun? und?"

„Es kann nichts an dem ändern, was ich tue."

„Noch keine Woche ist es her, da hat dir so gegraut vor diesem Loch hier, daß du ins Hotel Westminster gegangen bist, um dort zu schlafen."

„Es ist wahr, Amadeus. Woher weißt dus?"

„Woher ichs weiß, tut nichts zur Sache. Willst du deine Seele ersticken im Grauen? Sieh zu, daß dir ein Ausweg bleibt. Diese Engelschalls, Mutter und Sohn, werden dir das Leben zur Hölle machen. Fällst du in ihre Netze, so bist du schlimmer dran, als wenn ein armer Teufel in die Hände von Wucherern gerät. Ich denke, du bist dir über dieses Gelichter einigermaßen klar. Was sie bezwecken, begreift ein kleines Kind. Laß dich warnen. Sie und andre, je mehr du mit ihnen lebst, je mehr werden sie dich zur Verzweiflung bringen."

„Ich fürchte mich nicht, Amadeus," sagte Christian. „Eines versteh ich nicht," fügte er leise hinzu; „daß gerade du mich von dem abhalten willst, was ich als richtig und notwendig erkannt habe, gerade du."

Leidenschaftlich ausbrechend erwiderte Voß: „Hast du mir das Brett gelegt, auf dem ich ans Ufer kommen sollte, warum

willst dus wieder in den Abgrund stoßen, bevor ich am Ufer bin? Sei, was du bist! Verwandle dich nicht in einen Schatten vor meinen Augen! Zieh das Brett nicht fort, sonst weiß ich nicht, was aus uns beiden wird."

Sein Gesicht verzerrte sich abschreckend, seine geballten Hände zitterten.

11

In seiner beständig wachsenden Bedrückung und Verwirrung, von Feindseligen, Ungläubigen, Spottenden und düster Begehrenden umgeben, erschien Christian das Antlitz Iwan Beckers wie eine schöne Vision. Da wußte er, daß er auf Becker in irgendeinem Sinn wartete und daß er seiner bedurfte.

Er war mit einer Last beladen, und es schien ihm, daß es keinen Menschen außer Becker gab, der ihm diese Last abnehmen konnte. Bisweilen zweifelte er, aber sooft er sich der Worte, der Stimme Beckers erinnerte, der Stunden, die er mit ihm verbracht, jener Stunden des Aufgangs und Anfangs, zwischen Finsternis und Dämmerung, wurde er wieder zuversichtlich.

Für ihn war Becker der Mensch mit dem Menschenwort und dem Menschenauge; der Mensch, der einen Abgrund in sich trug, in den man alles werfen konnte, was bedrückte, was niederhielt und hemmte.

Immer deutlicher wurde dieses Bild: der Mensch mit dem Abgrund im Innern, einem umgestülpten Himmel gleich, in den die quälenden und schweren Dinge versanken und unsichtbar wurden.

Er telegraphierte an Fürst Wiguniewski und bat um Mitteilung, wo Becker sich aufhielt. Die Antwort war, nach aller Wahrscheinlichkeit befinde er sich in Genf.

Christian traf Anstalten, in die Schweiz zu fahren.

Karen gebar einen Knaben.

Des Morgens um sechs Uhr rief sie Isolde Schirmacher, die die Hebamme holte. Als sie allein war, schrie sie so markerschütternd, daß ein junges Mädchen aus der Nachbarwohnung herbeistürzte, um zu sehen, was ihr fehlte. Dieses Mädchen war die Tochter eines jüdischen Agenten, Stadtreisenden für eine Zwirnfabrik; Ruth Hofmann war ihr Name. Sie war etwa sechzehn Jahre alt, hatte tiefgraue Augen und aschblondes Haar, das lose bis zur Schulter hing, wo es gleichmäßig abgeschnitten war und kleine Versuche machte, sich zu ringeln.

Die Schirmacher hatte in der Eile die Wohnungstür offengelassen, und Ruth Hofmann konnte ins Zimmer gelangen. Ihr blasses Gesicht wurde noch blasser beim Anblick der schreienden und sich krümmenden Karen; sie hatte niemals eine Kreisende gesehen, trotzdem packte sie das leidende Weib bei den Händen, hielt sie ununterbrochen fest und redete ihr herzlich und mit erstickter Stimme zu, bis die berufene Helferin eintraf.

Als Christian kam, stand eine Wiege mit einer unsäglich häßlichen, in Kissen gebetteten Kreatur neben Karens Bett. Karen stillte das Kind an der Brust. Von Mutterglück war nichts an ihr zu bemerken. In der Art, wie sie den Säugling behandelte, lag finstere Geringschätzung. Wenn er greinte, mußte ihn Isolde Schirmacher auf den Arm nehmen. Geruch von Windelwäsche erfüllte die Zimmer.

Am zweiten Tag erhob sich Karen und ging wieder herum. Als Christian am Abend kam, war die Witwe Engelschall und Ruth Hofmann da. Die Witwe Engelschall sagte, sie wolle das Kind zu sich nehmen. Karen schwieg und warf einen unsichern Blick auf Christian. Die Witwe Engelschall sagte laut: „Fünftausend Mark für die Verpflegung, und alles

ist in schönster Ordnung. Die Hauptsache ist, daß du Ruhe hast, und Ruhe hast du dann."

„Von mir aus kannst du tun, was du willst," erwiderte Karen mürrisch.

„Was meinen Sie, Herr Christian?" wandte sich die Witwe Engelschall an diesen.

Christian antwortete: „Das Kind soll bei seiner Mutter bleiben, scheint mir."

Karen lachte trocken; auch die Witwe Engelschall lachte. Ruth Hofmann erhob sich. Christian fragte sie höflich, ob sie ein Anliegen habe. Sie schüttelte den Kopf, daß die Haare sich nach rechts und links bewegten. Plötzlich reichte sie ihm die Hand. Es dünkte Christian, als kenne er sie seit langem.

Er hatte Karen mitgeteilt, daß er verreisen wolle; doch verschob er den Tag der Abreise um eine Woche.

13

Das Haus ging zur Ruhe. Rolläden schnarrten auf der Straße. Burschen pfiffen gellend. Das Tor fiel dröhnend ins Schloß. Von hundert Schritten oben und unten zitterten die Wände. Im Hof wurde eine Kiste zugehämmert. Irgendwo sang eine Stimme mißtönend. Aus Bierwirtschaften und Destillen drang Lärm herauf. Über der Decke war wieherndes Gelächter.

Christian öffnete das Fenster. Es war warm. Gruppen von Arbeitern kamen aus der Malmöer Straße und verteilten sich. An der Ecke war ein Grünzeuggeschäft; davor stand ein altes Weib mit einem Korb ohne Deckel. In dem Korb lag schmutziges Gemüse und ein totes Huhn mit blutigem Hals. Christian sah es, weil der Schein einer Laterne darauf fiel.

„Für viertausend nimmt sie das Kind," sagte Karen.

Christian warf einen verstohlenen Blick in die Wiege. Die Kreatur zog ihn an, stieß ihn ab. „Behalt es nur," sagte er.

Aus der Nachbarwohnung schallten dumpfe Laute. Der Agent Hofmann war heimgekehrt. Er sprach; eine Knabenstimme antwortete hell.

Die Uhr tickte. Die verworrenen Lebensäußerungen des Hauses erstarben zu einem Summen.

Karen setzte sich an den Tisch und reihte Glasperlen auf eine Schnur. Ihr Haar war in der letzten Zeit noch struppiger und gelber geworden; ihre Züge aber hatten straffere Modellierung als früher. Das Gesicht, ohne entstellende Gedunsenheit, war schmaler und zeigte reinere Farben.

Sie sah Christian an, und einen Moment lang hatte sie ein fast irres Gefühl: sie sehnte sich nach Sehnsucht. Es war wie das Erglimmen eines Funkens in einem erloschenen Kohlenmeiler. Der Funke glomm auf und verglomm wieder.

„Du wolltest mir von Hilde Karstens und deinem Ziehvater erzählen, Karen," bat Christian; „du hast es versprochen."

„Laß mich um Gottes willen! Es ist zu lang her, ich kann mich nicht erinnern." Sie wimmerte die Worte fast. Den Kopf zwischen den Händen, stützte sie die Arme auf die Knie. Immer saß sie, wie man in Kneipen sitzt, prahlerisch laszív.

Es vergingen Minuten. Christian setzte sich an den Tisch, ihr gegenüber. „Ich wills weggeben, das Bankert," sagte sie trotzig. „Ich kanns nicht ansehen. Rück heraus mit den Viertausend, damit es weg ist. Ich kanns und kanns nicht ansehen."

„Es geht zugrunde; es wird krank und stirbt," sagte Christian.

Ein halb gemeines, halb düsteres Grinsen flog über ihre Züge. Dann wurde das Gesicht fahl: da war es wieder, das unheimliche Spiegelwesen; weither kam es, vom Ende des Schachtes. Da sie schauderte, glaubte Christian, ihr sei kalt. Er holte einen Schal und umhüllte sie damit. Seine Bewegungen hierbei hatten etwas ganz besonders Ritterliches.

Karen verlangte eine Zigarette. Sie rauchte mit geübten Gesten; auch in der Art, wie sie die Zigarette hielt, den Rauch in der offenen Mundhöhle wälzte oder aus gespitzten Lippen blies, lag etwas Laszives.

Wieder verrann Zeit. Sichtlich rang sie mit einem Geständnis. Ihre hadernden Finger zerdrückten eine der Glasperlen auf dem Tisch.

Auf einmal begann sie: „Viele werden überhaupt nicht geboren. Vielleicht hätte man die lieb. Vielleicht werden bloß die schlechten aufgeweckt, und die guten sind einem nicht vergönnt, weil man selber zu schlecht ist. Wie ich klein war, trug ein Junge sieben Kätzchen in einem Sack zum Weiher. Ich stand dabei, wie er sie ins Wasser schüttete. Sie zappelten erbärmlich und wollten aufs Trockene. Tauchten auf und unter, wollten ans Land. Aber jedem, das aus dem Wasser tauchte, versetzte der Junge eins mit nem Baumast über den Kopf. Sechs ersoffen, und bloß das häßlichste kroch unter einen Busch und kam davon. Die andern, die waren zierlich und hübsch, die ersoffen."

„Du blutest ja," sagte Christian. Sie hatte sich beim Zerdrücken der Glasperle verletzt. Christian wischte das Blut mit seinem Taschentuch ab. Sie ließ ihn gewähren; ihr Blick klammerte sich an herzudringende und wieder zurückweichende Bilder. Christian wagte kaum zu atmen vor Spannung. Um seine Lippen schwebte das eigentümlich zweideutige Lächeln, das immer über den Grad seiner Teilnahme täuschen wollte. Er sagte leise: „Jetzt hast du was Bestimmtes im Sinn, Karen."

„Ja, ich hab was im Sinn," gab sie zu und wurde entsetzlich bleich. „Du wolltest es ja wissen, das mit Hilde Karstens und dem Drechsler. Der Drechsler war der, mit dem meine Mutter damals lebte. Hilde war fünfzehn, ich dreizehn. Wir steckten Tag und Nacht beisammen, einmal sogar nachts auf den Dünen, als die Sturmflut kam. Die Mannsleute waren

scharf hinter ihr her; sie war ein feines Ding. Aber sie lachte alle aus. Sie sagte: Wenn ich achtzehn bin, will ich heiraten, einen, der was ist und was kann; bis dahin laßt mich zufrieden. Bei dem Tanzfest im Hösinger Krug war ich nicht dabei, mußte Mutter helfen beim Fischepökeln. Da passierte das Unglück. Wie Hilde Karstens allein bis an die Heidegräber gekommen ist, konnt ich nie erfahren. Möglich, sie ist gutwillig mit dem Steuermannsmaat gegangen. Ein Steuermannsmaat wars; weiter wußte man nichts von ihm; im Krug war er zum erstenmal, nachher natürlich ließ er sich nimmer blicken. Bei den Heidegräbern muß er ihr Gewalt angetan haben, sonst wär sie nicht ins Meer gegangen. Ich kannte Hilde Karstens; da gabs bei ihr keinen Spaß. Am Abend schwemmten die Wellen ihre Leiche an den Strand. Ich war dabei. Ich warf mich hin und krallte meine Finger ins nasse tote Haar. Sie rissen mich weg, ich warf mich wieder hin. Drei Männer mußten mich fortbringen. Mutter sperrte mich ein, und ich sollte Linsen lesen. Aber ich sprang aus dem Fenster und rannte zu Hildes Haus; es hieß, sie sei schon begraben. Ich rannte auf den Kirchhof und suchte das Grab. Der Totengräber wies es mir; im Kirchhofswinkel war sie verscharrt. Sie suchten mich die ganze Nacht und fanden mich auf dem Grab und zerrten mich heim, das halbe Dorf hinter mir her. Weil ich mich aber vom Linsenlesen davongemacht hatte, schlug mich meine Mutter mit einem Schaufelstiel, daß die Haut vom Fleische sprang und daß ich das Schreien vergaß. Und wie ich dalag und mich nicht rühren konnte, ging sie zum Schullehrer, und sie schrieben einen Brief an die Gutsherrschaft, ob ich nicht als Jungmagd eintreten könnte. Da kam der Drechsler in die Küche, wo ich lag, und er war betrunken wie 'n Igel und sah mich am Herde liegen, und guckte und guckte. Dann hob er mich auf und trug mich in die Kammer."

Sie stockte, sah sich um wie in einem fremden Raum, maß Christian wild wie einen fremden Menschen, der droht.

„Er riß mir die Kleider herunter, die Röcke, das Leibchen, das Hemd, alles riß er mir vom Leibe, und seine Hände zitterten, und in seinen Augen war ein Funkeln, wie wenn Spiritus brennt. Wie ich nun nackend vor ihm lag, da streichelte er mich mit seinen zitternden Händen, den Hals und die Schultern und die Brust und den Bauch und die Schenkel streichelte er; immerfort, immerfort; mir war, als müßt ich ihm das Hirn aus dem Schädel kratzen, aber machen konnt ich nichts, die Glieder waren mir gelähmt, der Kopf bleischwer. Und wenn ich so alt werde wie ein Baum, das Gesicht von dem Drechsler, wie er so mit mir verfuhr, werd ich nicht vergessen. Das kann eins nicht vergessen, das ist nicht menschenmöglich. Und sobald ich mich erst regen konnte, taumelte er in die Ecke und schlug lang hin, und in der Kammer wars finster." Sie atmete tief auf. „So war das. So hats angefangen."

Christian wandte nicht für eines Gedankens Dauer die Augen von ihr.

Sie fuhr fort: „Deern, was blickst du frech! sagten nachher die Leute. Na ja, ich blickte eben frech. Konnt es nicht jedem an die Nase binden, warum. Der Pastor salbaderte mir was vor von Schandfleck und Inmichgehen. Hat mich einen Lacher gekostet. Als ich aufs Gut in Dienst kam, gönnten sie mir kaum das Fressen. Mußte Kinder warten, Wasser schleppen, Stiefel putzen, Stuben räumen, die Madam bedienen. Ein Inspektor war da, der lauerte mir auf. Ein Kerl mit Triefaugen und ner Hasenscharte. Mal komme ich nachts in meine Kammer, steht er vor mir, faßt mich an. Ich nehm einen Steinkrug und zerschlag ihn an seinem Kopf. Er brüllt wie 'n Stier, alles rennt herbei, Knechte, Mägde, die Madam, der Herr, alles schreit durcheinander, der Mensch lügt ihnen was, auf der Stelle marschierst, hieß es. Weshalb denn nicht, dacht ich, schnürte mein Bündel und ging noch in selbiger Nacht. Ging und schlich am andern Abend zurück; Unterkunft hatt ich keine; schlich um den Hof und das Haus, nicht müde,

nicht hungrig, wollte bloß vergelten, was sie mir angetan. Feuer machen wollt ich, alles anzünden, vergelten das Unrecht. Traute mich aber nicht, trieb mich drei Tage herum in der Gegend, nachts immer wieder dorthin; konnte nicht schlafen, konnte einfach nicht, sah nur das Feuer, das ich anzünden wollte, Haus und Ställe lichterloh, wie das Vieh verbrannte, das Heu flackte, die Balken rauchten, die Hunde an der Kette zerrten. Hörte schon das Gewinsel von ihnen, von den Kindern, die mich so geplagt, der Madam, die im Seidenkleid unterm Christbaum gestanden und alle beschenkt hatte, bloß mich nicht. Ei ja doch, drei Äpfel und ne Handvoll Nüsse hatt ich gekriegt und dann: hinaus mit dir und wasch die Strümpfe von Anne-Marie. Schließlich fiel ich doch von Kräften, wie ich da so herumflunderte und die Gelegenheit suchte. Der Gendarm griff mich auf und wollt mich ins Verhör nehmen, aber ich brach ihm zusammen, da konnt er lang fragen. Hätt ich doch das Feuer gelegt damals, alles wär anders gekommen, und ich hätte nicht mit dem Kapitän gehen müssen, als die Mutter mich wieder unter die Fuchtel bekam. Bloß wegen dem blauen Samtkleid und den schäbigen Lackschuhen hab ich mich von ihm beschwatzen lassen, und was er heimlich mit der Mutter zu verhandeln hatte, da hört ich gar nicht erst hin."

Sie schob mit dem ganzen Körper den Stuhl ein wenig zurück, beugte sich weit vor und stützte die Stirn auf den Rand des Tisches. „O je," sagte sie in grauenhafter Versunkenheit, „o je! wenn ich das Feuer gelegt hätte, hätt ich nicht so viel hinunterwürgen müssen! Hätt ichs nur getan! Gut wärs gewesen!"

Lautlos schaute Christian auf sie nieder. Dann drückte er die Hand vor die Augen, und die Blässe des Gesichts strömte auf die Hand über.

Während der Fahrt zwischen Basel und Genf erfuhr Christian durch Mitreisende von einem Attentat, das in Lausanne auf Iwan Michailowitsch Becker verübt worden war. Eine Studentin, Sonja Granoffska, hatte einen Revolverschuß gegen ihn abgefeuert.

Christian wußte nichts von den Begebenheiten, die dem zugrunde lagen. Er las weder Zeitungen, noch kümmerte er sich um öffentliche Vorgänge. Doch fragte er jetzt, und man erzählte ihm, wovon alle Welt sprach.

Der Pariser Matin hatte eine Reihe aufsehenerregender Artikel gebracht, die von sämtlichen europäischen Blättern nachgedruckt und glossiert wurden. Sie rührten von einem gewissen Jegor Ulitsch her und bestanden in Enthüllungen über die russische Revolution, das revolutionäre Auslandskomitee und die Partei der Terroristen. Der Kreis, den sie zogen, war so weit, daß sie in dem Prozeß gegen den Arbeiterdelegierten Trotzki, der zu dieser Zeit in Petersburg stattfand, das Anklagematerial verstärkten und zur Verurteilung wesentlich beitrugen.

Jegor Ulitsch blieb im Dunkeln. Die Eingeweihten behaupteten, er existiere in Wirklichkeit gar nicht, sondern der Name sei die Maske eines Verräters. Der Gaulois und das Genfer Journal erschienen mit geharnischten Angriffen gegen den Unbekannten. Ulitsch blieb die Antwort nicht schuldig. Zu seiner Rechtfertigung veröffentlichte er Briefe und geheime Dokumente, die für mehrere Führer der Freiheitsbewegung verhängnisvoll wurden.

Mit wachsender Bestimmtheit wurde Becker als Verfasser der Matin-Artikel genannt. Auch die Zeitungen wiesen darauf hin und hatten täglich Neues über ihn zu berichten: daß er während des Streiks der Marseiller Hafenarbeiter im Gewande eines russischen Popen bei einer Versammlung er-

schienen sei; daß er an die Zarin einen demütigen Brief gerichtet habe; daß er als ein Geächteter von Land zu Land fliehe; daß es ihm gelungen sei, zwischen der russischen Polizei und den im Exil lebenden Russen zu vermitteln, und daß infolgedessen die vor dem Zarenthron zitternden und ihm in allem sklavisch gefügigen Westmächte sich entschlossen hätten, ihr drakonisches Überwachungssystem zu mildern.

Sein Gesicht war rätselhaft. Es war ein doppeltes, ein vielfaches. Seine Figur, das bloße Wissen um sein Dasein und Wirken beunruhigten.

Und Christian suchte ihn. Er suchte ihn in Genf, in Lausanne, in Nizza, in Marseille, zuletzt führten ihn die Spuren nach Zürich. Dort traf er zufällig den Staatsrat Koch, der ihn mit mehreren Russen bekannt machte. Diese gaben ihm Beckers Adresse.

15

„Ich habe Sie nicht aus den Augen verloren," sagte Becker; „Alexander Wiguniewski schrieb mir von Ihnen und daß Sie sich veränderte Umstände geschaffen hätten. Seine Andeutungen klangen konfus. Ich beauftragte Freunde in Berlin, sich nach Ihnen zu erkundigen. Da hörte ich dann Genaueres."

Sie saßen in einer Weinstube im Limmatviertel. Sie waren die einzigen Gäste. Von der verräucherten Decke hing ein Hirschgeweih herab, an dem die Glühbirnen malerisch befestigt waren.

Becker trug eine hochgeschlossene dunkle Litewka. Er sah ärmlich und leidend aus. Sein Wesen hatte eine unbezeichenbare Flüchtigkeit. Manchmal breitete sich eine traurige Ruhe über seine Züge, ähnlich der Ruhe über den Wellen, wenn ein Schiff versunken ist. In Momenten des Schweigens vergrößerte sich sein Gesicht, und er blickte vor sich hin, in eine Leere außen, in eine Flamme innen.

„Stehen Sie noch in Verbindung mit Wiguniewski und den ... andern?“ erkundigte sich Christian mit einer zarten Entschuldigung im Blick für sein sich gleichbleibendes unpersönliches Benehmen.

Becker schüttelte den Kopf. „Die früheren Freunde haben sich von mir abgewandt,“ erwiderte er. „Innerlich bin ich noch immer mit ihnen verwachsen, aber ich teile ihre Anschauungen nicht mehr.“

„Muß man denn unbedingt die Anschauungen seiner Freunde teilen?“ warf Christian ein.

„Insofern sie sich auf das Lebensziel beziehen, gewiß. Es hängt auch von dem Grad der Liebe ab. Ich habe versucht, sie für mich zu gewinnen, doch fehlte mir die dazu nötige Spannkraft. Sie verstehen es einfach nicht. Und jetzt meldet sich das Bedürfnis, einen Menschen aufzurütteln und zu erwecken, nur dann bei mir, wenn er seine Torheit in polemische Form kleidet oder wenn ich mich ihm so nahe fühle, daß jede Dissonanz mir den Frieden raubt und das Herz bedrückt.“

Christian achtete weniger auf den Sinn der Worte als auf den ihn bezaubernden Tonfall, die Weichheit der Stimme, den eindringlichen und trotzdem verlorenen Blick, die krankhaft leidenden Züge. Er dachte: Alles, was sie über ihn sprechen, ist Lüge. Vertrauen erfüllte ihn.

16

In einer Nacht, als sie auf der Straße gingen, sprach Becker von Eva Sorel. „Sie hat eine außerordentliche Situation erlangt,“ sagte er. „Einige Leute behaupten, sie regiere Rußland und beeinflusse entscheidend die europäische Diplomatie. Sie entfaltet beispiellosen Luxus; der Großfürst hat ihr das berühmte Palais des Herzogs Biron geschenkt; unheilvolles Andenken, der Mann und das Haus. Sie empfängt die

Minister und die fremden Gesandten wie eine gekrönte Herrscherin. In Paris und London rechnet man mit ihr; man verhandelt mit ihr, zieht sie zu Rat. Man wird noch viel von ihr hören. Sie ist ehrgeizig über jeden Begriff."

„Daß sie hoch steigen würde, war vorauszusehen," bemerkte Christian leise. Von seinen Angelegenheiten, von dem, was ihn zu Becker geführt, zu sprechen, drängte es ihn mehr und mehr. Aber er fand nicht das Wort.

Becker fuhr fort: „Ihre Seele mußte das Maß verlieren, von dem ihr Körper bis zur Grausamkeit tyrannisiert wird. Es ist ein natürlicher Ausgleich. Sie will Macht, Einblick, Aufdeckung, Mitwisserschaft. Sie spielt mit Menschenschicksalen, mit Völkerschicksalen. Einst sagte sie mir: Die ganze Welt ist nur ein einziges Herz. Nun, man kann dieses Herz, die ganze Menschheit auch in sich zerstören. Der Ehrgeiz ist nur eine andre Form der Verzweiflung; sie muß mit ihm an die Grenze gehen, an die äußerste Grenze. Dort werde ich dann sein, dort werden viele sein, die den Kreis nach der entgegengesetzten Seite zurückgelegt haben, und wir werden uns die Hände reichen."

Sie waren am Ufer des Sees; er knöpfte den Mantel zu und schlug den Kragen auf. „Ich sah sie in Paris über die Galerie eines alten Hauses schreiten," flüsterte er; „in jeder Hand einen Kandelaber, an jedem Kandelaber zwei brennende Kerzen. Die Flammen rauchten braun; ein weißer Schleier flog ihr über die Schulter; ich hatte ein Gefühl der Leichtigkeit wie nie zuvor. Ich sah sie, als sie noch im Sapajou auftrat, hinter der Bühne auf der Erde liegen und mit unbeschreiblicher Aufmerksamkeit eine Spinne beobachten, die zwischen den Fugen zweier Bretter ein kompliziertes Netz spann; sie hob den Arm und befahl mir, stillzustehen, und so lag sie und sah der Spinne zu. Da wußte ich, was sie von der Spinne lernte und was für eine Kraft der Hingabe in ihr war. Ohne daß ich es recht spürte, zog sie mich in ihren brennenden Ring; der

unstillbare Durst in ihr nach Gebild und Werk, nach Enthüllung und immer neuem Gesicht belehrte mich, den sie ihren Lehrer hieß. Ja, die Welt ist ein einziges Herz, und wir dienen alle einem einzigen Gott. Ich bin zu ihm verurteilt und bin zu mir verurteilt."

Wie könnt ichs ihm nur sagen? dachte Christian unruhig. Er fand nicht das Wort.

„Ich stand neulich einmal in einer Kapelle," erzählte Becker, „in die Betrachtung eines wundertätigen Muttergottesbildes versunken und dachte über den einfachen Glauben des Volkes nach. Ein paar kranke Frauen, Männer und Greise lagen auf den Knien, schlugen das Kreuz und beugten sich bis zur Erde. Ich vertiefte mich in die Züge des heiligen Bildes, und allmählich fing das Geheimnis seiner Kraft an, mir klar zu werden. Das war kein bloßes Stück Holz, kein bloßes Gemälde. Viele Jahrhunderte hindurch hatte das Bild die Ströme leidenschaftlicher Anbetung und Verehrung, die aus den Herzen der Mühseligen und Beladenen aufstiegen, in sich hineingezogen; es mußte sich erfüllt haben mit der Kraft, die von ihm auf die Gläubigen überging und sich in ihm wiederspiegelte. Es war zu einem lebendigen Organ, zu einem Berührungspunkt zwischen den Menschen und Gott geworden. Von diesem Gedanken ergriffen, schaute ich die Greise, die Frauen, die Kinder wieder an, wie sie im Staub knieten, ich sah die Züge des Bildes sich mitleidig beleben, und da kniete ich ebenfalls nieder und betete an."

Christian schwieg. Dergleichen mitzufühlen, war ihm nicht gegeben. Aber die Sprache Beckers, der ekstatische Ausdruck, der große, glühende Blick ließen ihn nicht aus dem Bann, und in der Erregung, die sich seiner bemächtigte, erschien ihm sein Vorhaben als durchführbar.

In einem unwirtlichen Hotelzimmer allein, überraschte er sich, ruhlos auf und ab gehend, bei einem inneren Zwiegespräch mit Iwan Becker, und er entwickelte dabei eine Bered-

samkeit, die ihm sonst, Aug in Auge gegen Menschen, versagt war.

„Hören Sie mich an. Vielleicht können Sie es begreifen. Ich besitze an vierzehn Millionen. Und das ist nicht alles. Es strömt immerfort frisches Geld hinzu. Täglich, stündlich strömt Geld herzu, und ich kann nichts dagegen tun. Es ist nicht allein zweckloses Geld, sondern es ist auch hinderliches Geld. Es ist mir überall im Weg. Alles, was ich unternehme, bekommt ein schiefes Licht durch das Geld. Es ist nicht wie etwas, was mir gehört, sondern wie etwas, was ich schuldig bin, und jeder Mensch, mit dem ich rede, erklärt mir auf irgendeine Weise, daß ich es schuldig bin, ihm oder einem andern oder allen zusammen. Begreifen Sie das?“

Christian hatte das Gefühl, in einem freundlichen, ungezwungen überzeugenden Ton zu dem Iwan Becker seiner Einbildung zu sprechen, und es schien ihm, daß Iwan Becker durchaus billige und begreife, was er sagte. Er öffnete das Fenster und gewahrte Sterne.

„Teil ichs aus, so richt ich Unheil an,“ fuhr er fort und ging wieder umher, ohne doch einen Laut von sich zu geben; „das hat sich schon gezeigt. Der Grund liegt wahrscheinlich in mir. Ich bin der Mensch nicht, der Gutes oder Nützliches damit stiften kann. Was ist denn gut oder nützlich? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, was für mich angenehm oder unangenehm ist. Es ist unangenehm, daß ich auf Schritt und Tritt von den Leuten daran erinnert werde: du hast ja die Millionen hinter dir, kannst jeden Tag Schluß machen, wenn du es satt hast, und nach Hause gehen. Deshalb bleiben mir die Sachen nicht in der Hand; deshalb ist kein fester Boden unter mir; deshalb kann ich nicht ganz so leben, wie ich leben will; deshalb kann ich an mir selbst nicht froh werden. Nehmen Sie mir vorläufig die Millionen ab, Iwan Michailowitsch, Sie können damit anfangen, was Sie wollen. Ist es nötig, so gehen wir zu einem Notar und lassen eine Urkunde anfer-

tigen. Teilen Sie sie aus, wenn Sie wollen, speisen Sie Hungrige, helfen Sie Notleidenden, ich kann es nicht, mir ist es zuwider, ich will es los sein. Lassen Sie Bücher drucken, bauen Sie Häuser für die Armen, vergraben Sie es, verschwenden Sie es, es ist mir gleich, ich will es los sein. Bei mir ist es doch nur so, daß ich ein Maul stopfe, das dann die Zähne nach mir bleckt."

Wie er in dieser Art in seinem Innern redete, erheiterten sich seine Züge. Die glatte Stirn, die tiefblauen Augen, die großflächigen, etwas blassen Wangen, die frischen Lippen mit der glattrasierten Haut ringsum, alles war von Heiterkeit übergossen.

Es dünkte ihm möglich, daß er auch zu Becker selbst, wenn schon nicht genau so, doch ähnlich sprechen könne, wenn er am andern Tag zu ihm ging.

17

Man kam durch einen kleinen Vorplatz in ein dürftig möbliertes Zimmer. In dem Vorplatz hielten sich einige junge Leute auf. Einer wechselte mit Becker ein paar Worte, dann gingen sie fort.

„Es ist meine Schutzgarde," sagte Becker mit schwachem Lächeln; „aber sie mißtrauen mir wie alle andern. Es ist ihnen befohlen worden, mich nicht aus den Augen zu verlieren. Haben Sie nicht bemerkt, daß man uns auch auf der Gasse beständig gefolgt ist?"

Christian verneinte.

„Als jenes unglückliche Geschöpf in Lausanne den Revolver auf mich richtete," fuhr Becker fröstelnd fort, „riefen mir ihre Lippen das Wort Verräter zu. Ich sah in die schwarze Mündung und erwartete den Tod. Sie traf mich nicht, aber seit diesem Augenblick fürchte ich mich vor dem Tod. Am

Abend kamen viele meiner Freunde zu mir und beschworen mich, ich solle mich rechtfertigen. Ich erwiderte ihnen: Wenn ich euch denn als Verräter gelten soll, so nehmt den Begriff in seiner ganzen Furchtbarkeit, in seiner ganzen Hölle. Sie verstanden mich nicht. Es ist das Geheiß an mich ergangen, daß ich mich zerstören soll, auslöschen und zerstören. Den Scheiterhaufen bauen und mich darauf verbrennen. Mein Leiden ausdehnen, daß es alle ergreift, die in meine Nähe kommen. Vergessen, was ich getan; auf Hoffnung verzichten; niedrig werden, gemieden werden, ausgestoßen sein, Grundsätze verleugnen, Fesseln sprengen, sich beugen vor dem bösen Prinzip, Schmerz ertragen, Schmerz verursachen, den Boden umpflügen und zerreißen, wenn auch herrliche Saat verdirbt. Verräter: das ist nichts. Ich irre umher und hungere nach mir selbst. Ich entferne mich von mir, schreie nach mir, bin durch und durch Opfer. Es ist unvergleichlich mehr Schmerz in der Welt seitdem; die Seelen steigen zum Urquell nieder, um sich mit den Verdammten zu verbrüdern."

Er preßte die Hände ineinander und sah aus wie ein Verrückter. „Mein Körper sucht die Erde, die Tiefe, die Befleckung, die Nacht," begann er wieder; „das Innere in mir öffnet sich wie etwas Wundes; ich spüre Verstrickung, Schicksalswucht, Zeitangst; ich bete um Gebete; ich bin ein Schemen in dem Geisterzug jammernder Kreaturen; der Schmerz, der die Atmosphäre füllt, zermalmt mich; mea culpa, mea maxima culpa!"

Die Empfindung des Peinlichen wuchs zur Beklommenheit in Christian. Er schaute bloß.

Auf einmal erschallte mehrmaliges Pochen an der Vorplatztür. Becker fuhr zusammen und horchte auf. Das Pochen wiederholte sich heftiger und rascher.

„Also doch," murmelte Becker bestürzt; „ich muß fort; verzeihen Sie, ich muß sogleich fort. Man wartet auf mich im Auto. Bleiben Sie noch ein paar Minuten hier, ich bitte

Sie." Er griff nach einer Reisetasche, die auf dem Bett stand, sah sich mit irren Blicken um, preßte die verkrüppelte Rechte an seinen Rock und murmelte hastig: „Leihen Sie mir fünfhundert Franken. Ich habe mittag mein letztes Goldstück ausgegeben. Zürnen Sie mir nicht, ich bin in schrecklicher Eile."

Christian zog mechanisch die Brieftasche heraus und reichte Becker fünf Scheine. Becker stammelte einen Dank, ein Lebewohl und stürzte hinaus.

In einem Zustand der Betäubung verließ Christian eine Viertelstunde später das Haus. Er irrte lang in der Landschaft über der Stadt herum, auf den Berghöhen; mit dem Nachtzug kehrte er nach Berlin zurück.

Während der ganzen Dauer der vielstündigen Fahrt fühlte er sich körperlich elend.

18

Er fand in seiner Wohnung Bettelbriefe vor; einen von seinem früheren Diener; einen von einem Verein für Obdachlose; einen von einem Musiker, den er in Frankfurt flüchtig gekannt.

Es war ein Bankausweis da mit dem Ersuchen, ein beiliegendes Dokument mit seiner Unterschrift zu versehen.

Am nächsten Tag verlangte Amadeus Voß sechstausend Mark, die Witwe Engelschall, unter lautem Jammern, daß man ihr Mobiliar pfänden werde, wenn sie einen Wechsel nicht einlösen könne, dreitausend.

Er gab und gab, und es widerte ihn vor der Gabe. Im Hörsaal kamen sie, die Fremdesten, Gleichgültigsten, im Speisehaus, wo immer er sich sehen ließ, sprachen von ihren Bedrängnissen, waren verlegen oder unverschämt, baten oder forderten.

Er gab und gab; sah kein Ende, keine Rettung, fühlte die Schwere von Gewichten auf sich, gab und gab.

In allen Augen war die Erwartung; er kleidete sich schlechter; er schränkte seine Bedürfnisse aufs äußerste ein; vergeblich, das Geld wälzte sich hinter ihm her, rollende Lava, und verbrannte alles, was er anrührte. Er gab und gab, und sie forderten und forderten.

Da schrieb er an seinen Vater. „Nimm das Geld von mir," schrieb er. Er war sich der Sonderbarkeit und Neuartigkeit seines Begehrens bewußt, denn er stattete es mit einer Reihe klar überlegter Gründe und Überredungsformeln aus. „Stelle dir vor, ich sei ausgewandert und verschollen; oder ich lebte irgendwo unter einem andern Namen; oder es wäre, durch meine oder deine Schuld, zum endgültigen Bruch zwischen uns gekommen, du hättest mich auf Pflichtteil gesetzt, der Stolz verbiete mir, auch davon Gebrauch zu machen, ich wollte auf eignen Füßen stehen und mich von meiner Hände Arbeit ernähren. Stelle dir vor, ich hätte alles vertan und die Kapitalien, die ich noch zu erwarten habe, wären auf Jahre hinaus mit Beschlag belegt. Oder stelle dir vor, du seist selbst verarmt und wärst gezwungen, mir die Mittel zu entziehen. Ich will ohne die Mittel leben. Es macht mir keine Freude mehr, mit den Mitteln zu leben. Ich glaube, man kann das keinem erklären, der die Mittel noch hat und nie ohne sie gewesen ist. Erweise mir den Gefallen und verfüge erstens über die Summen, die ich auf der Bank liegen habe, zweitens über die, die mir nach der bisher üblichen Ordnung zugeflossen sind. Alles ist ja dein unbestreitbares Eigentum. Du hast mir bei unserm vorjährigen Gespräch sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß ich nur von der Frucht deiner Arbeit zehre."

Dann kam der Vorschlag, auf den er bereits in dem ausgedachten und nicht verwirklichten Gespräch mit Iwan Becker angespielt. „Widerstrebt es dir, eine persönliche oder geschäftliche Nutznießung aus dem zu ziehen, was ich zurückerstatte und zurückweise, so laß Waisenhäuser dafür bauen, Findelanstalten, Spitäler, Invalidenheime, Bibliotheken; es gibt ja so

viele Notleidende, und man kann ihr Elend lindern. Ich bin dazu nicht imstande; mich interessiert es nicht; es ist mir sogar ein unangenehmer Gedanke. Daß hierin ein Mangel meines Charakters zutage tritt, leugne ich nicht, und falls du dich zu einer derartigen Verwendung entschließen solltest, tu es nicht in meinem Namen."

Zum Schluß hieß es: „Ich weiß nicht, ob du Wert darauf legst, daß ich mit freundschaftlichem Gefühl deiner gedenke. Vielleicht hast du mich innerlich schon verworfen und dich von mir losgesagt. Soll noch ein Band fortbestehen, so kann es nur sein, wenn du mir in dieser, einerseits so schwierigen, andrerseits so einfachen Sache deine Hilfe nicht verweigerst."

Der Brief blieb ohne Antwort, aber es kam einige Tage, nachdem er abgeschickt war, der Pastor Werner zu Christian, ein Freund der Familie Wahnschaffe. Er kam im Auftrag des Geheimrats, wie auch aus eignem Trieb. Christian kannte ihn seit seinen Kindertagen.

19

Des Pastors aufmerksamer Blick musterte den Raum, die ärmlichen, häßlichen Möbel, die mit rührseligen Bildern bedruckten Rollgardinen an den Fenstern, die kahlen getünchten Wände, die trübe kleine Lampe, die rissigen Dielenbretter, das abgewetzte Leder des Sofas mit den abgewetzten Porzellannägeln, den Schrank, dessen Tür einen klaffenden Riß zeigte und auf dem eine Gipsfigur stand. Eine stumme, flammende Verwunderung malte sich in seinem Gesicht.

Die Gipsfigur, Garibaldi im Kalabreser, hatte Christian unlängst einem herumziehenden italienischen Händler abgekauft.

„Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß Ihr Herr Vater selbstverständlich bereit ist, Ihren Wunsch zu erfüllen," sagte Pastor

Werner. „Etwas andres bleibt ihm ja kaum übrig. Daß er außerdem in Sorge um Sie schwebt und Ihre Handlungsweise vollkommen unbegreiflich findet, brauche ich Ihnen nicht zu verhehlen."

Ein wenig ungeduldig antwortete Christian: „Schon vor Monaten habe ich ausdrücklich versichert, daß kein Anlaß zur Sorge ist, nicht der mindeste."

„Nach Ihrem nunmehr kundgegebenen Vorhaben erstreckt sich eine naheliegende Beängstigung nichtsdestoweniger auf Ihre Existenzfrage," warf Pastor Werner sanft ein. „Haben Sie denn einen Beruf ergriffen, der Sie hinlänglich sicherstellt?"

Christian erwiderte, er bereite sich für einen solchen Beruf vor, das sei ja seinem Vater bekannt; ob er Talent dafür habe und sein Auskommen finden würde, könne er freilich nicht sagen.

„Und so lange Sie das Auskommen nicht finden, wovon wollen Sie sich ernähren?" fragte der Pastor. „Ich kann Ihnen nur die Worte wiederholen, die mir Ihr Vater bei unsrer letzten Unterredung zurief: Will er betteln? Mildtätige Gaben in Anspruch nehmen? Hungern? Sich dem Zufall anvertrauen und schlechten Freunden? Schleichwege gehen? Zu Unerlaubtem greifen? Und zuletzt doch als reuiger Narr zurückverlangen nach dem, was er von sich geworfen hat? Ich habe Ihren Vater erinnerlichermaßen nie in solcher Verfassung gesehen und nie Reden von solcher Leidenschaftlichkeit von ihm gehört."

„Mein Vater mag sich beruhigen," erwiderte Christian; „nichts von dem, was er fürchtet, wird geschehen. Auch nichts von dem, was er möglicherweise hofft: das Zurückverlangen nämlich. Daran ist so wenig zu denken, wie daß der Vogel wieder zum Ei wird oder das Feuer zum Holzscheit."

„Hatten Sie denn von vornherein im Sinn, sich aller pekuniären Stützen vollständig zu berauben?" forschte Pastor Werner vorsichtig.

„Nein," erwiderte Christian zögernd, „das wohl nicht. Ich

bin dem nicht gewachsen; jetzt noch nicht. Man muß das erst lernen. Es ist schwer; etwas so Schweres muß man lernen. Das Leben in der Großstadt würde zu viel Fatales und Störendes mit sich bringen. Auch habe ich gewisse Verbindlichkeiten übernommen. Es gibt einige Menschen, die in einer bestimmten Weise auf mich gerechnet haben, ich weiß nicht, wie weit sie imstande sind, mit mir zu gehen. Ich habe ja überhaupt kein Programm; was sollt ich denn mit einem Programm anfangen? Es handelt sich darum, daß ich endlich einmal in eine klare und vernünftige Situation komme und die dummen Quälereien los bin. Ich will mir den Überfluß vom Halse schaffen; Überfluß ist, was ich nicht ganz unbedingt und nach strenger Prüfung für mich und jene paar Menschen zum Leben brauche. Jedes Brauchen aber läßt sich meiner Meinung nach vermindern, und so lange vermindern, bis aus dem, was man entbehrt, ein Gewinn wird."

„Versteh ich Sie also recht," sagte der Pastor, „so ist Ihre Absicht, einen Teil Ihres Vermögens zur Sicherung gegen die nackte Notdurft zu behalten?"

Christian setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hand. „Ja," sagte er leise, „ja. Aber das ist eben der Punkt, über den ich nicht ins reine komme. Ich kann nicht ergründen, wo da die Grenze zwischen Recht und Willkür liegt. Ich war leider an Verhältnisse gewöhnt, die mich mit der Zeit unfähig gemacht haben, diese neuen Umstände praktisch zu beurteilen. Es fehlt mir der Maßstab für das, was entbehrlich und was notwendig ist; mehr gegen die andern als gegen mich. Sie haben mich richtig verstanden, Herr Pastor; ich möchte einen Teil behalten, aber nur einen sehr geringen Teil. Mit mir selber um eine Ziffer feilschen, das mag ich nicht. Sie hat ohnehin etwas Lächerliches und Armseliges, die ganze Geldfrage, und wird von dem eigentlich Wichtigen nur so nachgeschleift. Ein Kapital festlegen und die Zinsen abschöpfen, wären sie auch noch so klein, das ist

mir unleidlich zu denken; da ist man schon wieder ein Rentner, schon wieder in der gepolsterten Welt. Aber was sonst? Sie sind ein erfahrener Mann, Herr Pastor; raten Sie mir."

Der Pastor sann. Bisweilen schaute er Christian forschend an, dann ließ er die Augen wieder sinken und sann. „Ich bin ziemlich betroffen von Ihren Worten," gestand er endlich. „Ich muß sagen, daß mich vieles daran überrascht, ja fast alles. Mich dünkt, ich gewinne jetzt einigen Einblick. Sie fordern Rat von mir. Nun ja." Er sann wieder, heftete wieder einen Blick auf Christian: „Sie verzichten demnach auf Ihr Vermögen; Sie verzichten auf die jährlichen Einkünfte, die Ihnen die Familie, die Firma bisher ausbezahlt hat. Schön. Man wird diesen Verzicht anerkennen. Daß Sie niemals wieder die Hand danach ausstrecken werden, will ich gern glauben; die Art, wie Sie sich binden, ist verpflichtender als ein feierliches Gelöbnis. Sie haben mit der früheren Existenz abgeschlossen. Man wird dies auf der andern Seite drüben respektieren, ohne allen Zweifel. Ich verstehe die innere Pein, die Ihnen die Frage verursacht, welchen Spielraum Sie sich für Ihren persönlichen, leiblichen Bedarf gewähren sollen, für die Zeit des Anfangs, die bitter sein wird und voll Überwindungen. Ich verstehe es; es ist ein Problem der Schamhaftigkeit; es setzt sich in Widerspruch zu Ihrer Gebärde, zu Ihrem Gefühl. Ich verstehe es."

Christian nickte. Der Pastor fuhr mit etwas erhobener Stimme fort: „Hören Sie mich an. Was ich vorzubringen habe, ist heikel. Es ist beinahe wie ein Spiel, beinah wie eine List. Ich bin, wie Sie vielleicht wissen, Seelsorger des Zuchthauses in Hanau. Ich betreue verlorene und von der Gesellschaft verstoßene Menschen. Ich beschäftige mich mit ihnen, ich kenne die Triebfedern ihrer Handlungen, ich kenne die Finsternis ihrer Herzen, ich kenne ihre eingefrorene Sehnsucht. Nach meiner Erfahrung darf ich behaupten, es gibt keinen einzigen unter ihnen, der nicht, in einem höheren Sinn, zu

retten ist, keinen einzigen, den das einfache ernste erfüllte Wort nicht irgendwo in seinem Innern trifft. Dann wacht der göttliche Funke auf, und das ist schön. Ich diene dieser Aufgabe mit meiner ganzen Kraft, und bei einzelnen ist die Besserung und Umwandlung so weit gediehen, daß sie wie Neugeschaffene in das bürgerliche Leben zurückgekehrt sind und jeder Versuchung tapfer standhielten. Freilich hängt der Erfolg häufig davon ab, wie man sie vor der Not behüten kann. Hier fehlt fast alles. Von Gutmeinenden wird manche Hilfe geleistet; auch der Staat steuert bei, wennschon in seiner kargen Manier; es ist zu wenig. Wie wäre es nun, wenn Sie von dem Vermögen, das Sie Ihrem Vater überweisen, es ist ja sehr bedeutend, ein Kapital ablösen würden, deren Zinsen für entlassene Sträflinge verwendet werden? Zucken Sie nicht zurück; hören Sie mich zu Ende. Dieses Kapital bestünde in sicheren Papieren, sagen wir in der Höhe von dreimalhunderttausend Mark; das genügt; das sind annähernd fünfzehntausend Mark Interessen, das genügt, damit läßt sich herrlich viel ausrichten. Die Papiere anzutasten und zu veräußern, seitab vom Zinsendienst und ohne Verklausulierung, ist Ihnen allein erlaubt. Sie nehmen davon monatlich oder vierteljährlich eine von Ihnen selbst zu bestimmende Summe, von der Sie Ihre Lebensbedürfnisse bestreiten. Die Zinsen zu beziehen und in nachzuweisender Art zu verwenden, steht nur mir und meinen Amtsnachfolgern zu. Das alles müßte rechtskräftig festgelegt werden. Der Zweck, leicht einzusehen, ist ein doppelter. Erstens die Werktätigkeit, das große gute Schaffen; dann die natürliche Hemmung für Sie: jede überflüssige und unbesonnene Ausgabe gefährdet ein Schicksal; jede Enthaltsamkeit, die Sie üben, setzt sich um in Glück, in ein Stückchen Menschenglück. Das gibt den Richtungspunkt, den Damm, die sittliche Linie. Es ist ein selbsttätiger moralischer Mechanismus sozusagen. Bei der von Ihnen erstrebten Unabhängigkeit handelt es sich um zwei, drei Jahre, schätze ich; bis dahin können Sie

bei der Lebenshaltung, die Sie sich vorgesetzt haben, wohl kaum mehr als ein Zehntel des Kapitals verbraucht haben. Auch das ist natürlich wieder ein Problem für Sie, aber eines, dünkt mich, das Sie locken müßte, sich daran zu erproben. Sie brauchen nicht an das humane Ziel zu denken. Ich weiß ja jetzt, Sie haben es auch in dem Brief an Ihren Vater ausgedrückt, daß Sie derlei aus mir unzugänglichen Gründen abgeneigt sind. Ich könnte Ihnen aber Dinge mitteilen und von Fügungen erzählen, die Sie erkennen ließen, wie da die feinsten Blutfasern des Menschengeschlechts Gift einsaugen, und wie heilig dringend es ist, dies Seelenerdreich umzupflügen. Könnten Sie nur einmal einen der Genesenen, der Freiheit und Hoffnung Wiedergeschenkten von Angesicht zu Angesicht sehen, der Augenschein belehrt und befeuert ja wundersam, so wären Sie auch in Ihrem Gemüt für meine Sache gewonnen."

„Sie überschätzen mich, Herr Pastor," sagte Christian mit seinem unbestimmten Lächeln; „es ist immer dasselbe: alle überschätzen mich in dieser Beziehung, alle beurteilen mich falsch. Aber denken Sie nicht weiter darüber nach und fragen Sie nicht, es spielt ja keine Rolle."

„Und was haben Sie auf meinen Vorschlag zu antworten?"

Christian ließ den Kopf sinken. Er sagte: „Sie legen mir da eine hübsche Schlinge. Lassen Sie mich das einmal überdenken. Ich zehre also gewissermaßen von meiner eignen Wohltat. Was für ein abscheuliches Wort das ist: Wohltat. Indem ich davon zehre, verringere ich sie natürlich. Und Sie sind der Meinung, daß das erzieherisch auf mich wirken und mir mein Vorhaben erleichtern müßte —?"

„Ja, so ungefähr dachte ich, da Sie doch nun diesen Weg eingeschlagen haben."

„Wenn ich Sie dann enttäusche, haben Sie auf jeden Fall Ihre Bescheidenheit zu bereuen," fuhr Christian mit einem eigentümlichen Ausdruck von Spott fort; „Sie könnten ja

das Doppelte, das Dreifache verlangen, und vielleicht würde ich mich nicht weigern, ganz sicher nicht; denn ob die Millionen, die ich nicht haben will, in diese oder jene Tasche fließen, kann mir ziemlich gleichgültig sein. Warum tun Sie das nicht, da Sie doch dann weniger riskieren würden?"

„Stellen Sie die Frage aus Mißtrauen gegen meine Sache?"

„Ich weiß es nicht; aber antworten Sie mir."

„Ich habe Ihnen ja meine Berechnung auseinandergesetzt. Was ich fordern darf und kann, ergibt sich aus dem Einblick in die Verhältnisse. Auf der einen Seite ist die Not und die Dringlichkeit zu erwägen, auf der andern Seite gebieten mir Rücksichten, eben diese Linie zu beobachten und die Gelegenheit nicht in einer Weise auszunützen, die mir von Böswilligen oder Ränkesüchtigen zum Vorwurf gemacht werden könnte."

„Und Sie meinen," fuhr Christian advokatisch zäh zu fragen fort, „daß es mir etwas bedeutet, daß es mich locken soll, wenn Sie irgendeinem Sträfling, den Sie für gebessert halten, am Ende seiner Strafzeit fünfzig oder hundert oder zweihundert Mark in die Hand drücken, damit er sein Leben von vorne beginnt? Das bedeutet mir nicht das mindeste. Ich kenne ja die Leute gar nicht. Ich weiß nichts von ihnen, weiß nicht, wie sie aussehen, was sie tun, wie sie reden, wie sie riechen, was sie mit dem Geld anfangen, ob es ihnen überhaupt zu etwas dient; das weiß ich alles nicht, und deshalb bedeutet es mir nichts."

„Nun ja," gab Pastor Werner ein wenig bestürzt zu, „nun ja; aber ich kenne sie, ich."

Christian lächelte wieder. „Wir beide sind sehr verschiedene Menschen, Herr Pastor," sagte er; „wir denken verschieden und handeln verschieden." Plötzlich blickte er empor. „Alle diese Einwände verfolgen durchaus nicht den Zweck, Ihnen Schwierigkeiten zu bereiten. Im Gegenteil. Sie bitten mich um Hilfe, Sie persönlich, und ich helfe Ihnen, Ihnen persönlich. Dafür leisten Sie mir den Dienst, daß Sie meinen

Sparmeister machen und mir ein Exempel aufstellen, an dem ich lernen kann. Ich hoffe, Sie werden keinen Grund zur Klage haben."

„So sind Sie einverstanden, und ich darf die nötigen Formalitäten in die Wege leiten?" fragte der Pastor, halb noch zweifelnd, halb erfreut.

Christian nickte. „Tun Sie es nur," entgegnete er; „ordnen Sie es so, wie es Ihnen am besten scheint. Es ist ja alles viel zu gering."

„Was meinen Sie damit: viel zu gering?" forschte der Pastor, so wie einst Eva unter Lachen und Betroffenheit nach dem Sinn derselben Worte geforscht hatte; „schon vorhin äußerten Sie, die Geldfrage werde von dem eigentlich Wichtigen nur so nachgeschleift. Was ist das eigentlich Wichtige in Ihren Augen?"

„Ich kann Ihnen das nicht erklären, Herr Pastor. Ich empfinde nur, daß es zu gering ist. Der Anfang ist es, weiter nichts, und alle überschätzen es so maßlos, alle nehmen es so schwer. Das Schwere kommt erst. Das Schwere ist: das, was man weggegeben hat, wieder hereinzubringen, auf andre Art wieder hereinzubringen, und mehr noch, so daß man den Verlust gar nicht spürt."

„Sonderbar," murmelte der Pastor, „sonderbar. Wenn man Sie so hört, könnte man glauben, Sie sprechen von einer Sportleistung oder von einem Tauschgeschäft."

Christian lachte.

Der Pastor näherte sich ihm und legte ihm seine Hand auf die Schulter. Mit ernstem Blick fragte er: „Wo ist die Frau, die Sie . . . zu sich genommen haben?"

Christian antwortete mit einer hinaus- und hinaufdeutenden Geste.

Dem Pastor kam ein Gedanke, der ihm seltsam und neu dünkte. „Leben Sie denn nicht mit ihr?" fragte er flüsternd, „leben Sie nicht in Gemeinschaft mit ihr?"

„Nein, das nicht," erwiderte Christian stirnrunzelnd, „das nicht."

Der Pastor ließ den Arm fallen. Ein langes Schweigen trat ein. Dann begann er: „Ihr Vater ist geradezu erschüttert durch eine Empfindung, die wohl ein Mann hat, der mehrere geliebte Personen von derselben Krankheit ergriffen sieht. Er möchte verbergen, was in ihm vorgeht, aber es gelingt ihm nicht. Zu einer Zeit, wo er für Sie noch gar nicht zu fürchten hatte, sprach er einmal mit mir von Ihrer Schwester Judith. Er gebrauchte das Wort Selbsterniedrigung. Er sprach von einem perversen Trieb zur Selbsterniedrigung."

Christian machte eine lebhafte Bewegung. „Judith," sagte er, „ach die. Sie trumpft auf, sie trotzt. Da ist keine Erniedrigung. Sie will wissen, was sie wagen darf und was andre für sie wagen und wie es dann ausgeht. Sie hat es mir ja selbst gestanden. Sie stürzt sich ins Wasser und ist beleidigt, wenn es naß ist; sie geht ins Feuer und hofft, es wird nicht brennen. Nachher haßt sie das Wasser und das Feuer. Nein, damit hab ich nichts zu schaffen."

„So kaltherzig? Der Bruder?" sagte Pastor Werner vorwurfsvoll. „Doch wie dem auch sei, Ihr Vater ist durch die neuerliche Erfahrung an Ihnen im Kern getroffen. Sein Wirken ist ihm von innen her geleugnet. Die Frucht eines arbeitsreichen Lebens erkennt er als angefault. Jedes nur ersinnliche Gelingen ward ihm; was ist es nun? Das Blut erhebt sich wider ihn. Seine Hand war gesegnet; es ist ihm, als verdorrte sie. Der Reichtum trug ihn auf einen weitbemerkten Gipfel; oben ist er einsam, und der ihn am freudigsten begrüßen sollte, wendet sich ab und gibt ihm ein Gefühl zu kosten, für das er keinen andern Namen hat als Schimpf und Schande."

Christian blieb still, ja sichtlich gleichgültig. Der Pastor fuhr fort: „Bedenken Sie das Soziale unsrer Welt. Es haftet ihm ja bei aller äußern Roheit und Gewaltsamkeit

auch etwas unendlich Zartes und Ehrwürdiges an. Man könnte es einem Baum vergleichen, tief in der Erde, breit in der Luft, mit vielen Ästen und Zweigen, Blüten und Knospen. Es ist ein Gewordenes, von Gott Stammendes, und man soll es nicht mißachten."

„Wozu sagen Sie mir das, Herr Pastor?" fragte Christian ablehnend.

„Ihr Vater leidet. Gehen Sie zu ihm, eröffnen Sie sich ihm. Der Sohn zum Vater, es ist Pflicht."

Christian schüttelte den Kopf. „Nein," erwiderte er, „ich kann nicht."

„Und Ihre Mutter? Von ihr zu reden, dachte ich, könnte ich mir sparen. Einer Mahnung in bezug auf die Mutter, dachte ich, bedarf es kaum. Sie wartet. Ihr Tag ist ein einziges Warten."

Christian schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht," sagte er.

Das Kinn in die hohle Hand gelegt, blickte der Pastor trüb zu Boden. Er ging mit zwiespältigem Gefühl.

20

Es verlangte Crammon nach einem Freund. Der verlorene war unersetzlich. Die Hoffnung, ihn zurückzugewinnen, glomm noch, aber der unbewohnte Raum in der Brust hauchte Kälte aus. Ihn einstweilen mit einem Logiergast zu versehen, empfahl sich aus Gründen der Stimulierung.

Die nächste Anwartschaft besaß Franz Lothar von Westernach. Ein Zusammensein in Franz Lothars Landhaus in der Steiermark war brieflich schon vereinbart. Mit Beginn des Frühjahrs reiste Crammon hin. Die schöne Miß Herkinson, die er im Auto von Spa bis Nürnberg begleitet hatte, ließ er im Stich.

Im Speisewagen sagte er zu einem Bekannten, den ihm

der Zufall in den Weg geführt: „Ich vertrage den Lärm nicht mehr, den junge Leute um sich verbreiten. Ich bin jetzt für das Abgeklärte. Das fünfte Dezennium fordert mildere Sitten. Sie meinen: Kiebitz. Na ja, Kiebitz, das ist auch nur ein Wort. Der eine bleibt noch Kiebitz, wenn er eine unbescholtene Jungfrau verführt oder wenn sich seine Tante mit Blausäure vergiftet, der andre ist im Spiele, wenn die Leute auf der Insel Madagaskar von der Pest hingerafft werden. Alles ist relativ."

Crammon traf Franz Lothar in einem seelischen Konflikt. Seine Schwester Clementine wollte ihn verheiraten. Er gestand es Crammon halb lachend, halb ratlos. Sie hatte ein Mädchen aus einer der ersten Familien im Auge und versprach sich von der Verbindung einen heilsamen Einfluß auf des Bruders Karriere sowohl, als auch auf seine schwankende und tatenscheue Lebenshaltung. Die Präliminarien waren bereits eingeleitet, die Eltern der jungen Dame zeigten sich dem Plan geneigt.

Crammon sagte: „Laß dich nicht übers Ohr hauen, lieber Sohn. Die Sache wird ein schändliches Ende nehmen. Die betreffende Person kenne ich. Sie ist ein Vampir. Das Geschlecht, aus dem sie stammt, gehörte im Mittelalter zu den berüchtigtsten Raubrittern. Später hatten sie reichsgerichtliche Prozesse wegen Mißhandlung ihrer Bauern. Danach kannst du dir deine Zukunft ausmalen."

Franz Lothar amüsierte sich, denn Crammons Zorn darüber, daß man ihm nun auch diesen Menschen rauben wollte, noch dazu auf die alte geistlose Manier, war dämonisch und überschritt die Grenzen der Wohlanständigkeit. Er begegnete Clementine mit haßerfülltem Schweigen, und wenn er mit ihr in Streit geriet, hatte er einen Ton wie ein gereizter Hund.

Franz Lothars Unentschlossenheit und Angst vor Veränderung ersparten Crammon weitere Kämpfe. Eines Tages teilte er seiner enttäuschten Schwester einfach mit, er sei auf

einen so wichtigen Schritt durchaus nicht vorbereitet und bitte sie, die Verhandlungen abzubrechen.

Diese Wendung befriedigte Crammon zwar, aber sie beruhigte ihn nicht. Er wollte vorbeugen, daß sich ein ähnliches Attentat nicht wiederhole. Hiezu erschien es ihm als das beste, Clementine selbst zu verheiraten. Es war schwierig. Sie war nicht mehr ganz jung, hatte viel erlebt, kannte die Welt, besaß klaren Blick, scharfen Verstand; man mußte vorsichtig sein. Crammon hielt Umschau im Geiste. Seine Wahl fiel endlich auf einen Mann von beträchtlichem Reichtum, vornehmer Abkunft und tadellosem Ruf, den Cavaliere Morini. Er hatte ihn vor Jahren bei Freunden in Triest flüchtig kennengelernt.

Er begann, sich häufig zu Clementine zu setzen. Duftige kleine Erzählungen von Eheglück, Sehnsucht, gemütlichem Hausstand flossen ihm von den Lippen. Er merkte, daß der Boden empfänglich war. Er ließ beiläufige Bemerkungen fallen über seine vertraute Freundschaft mit einer ungemein wichtigen und fähigen Persönlichkeit des Auslands. In kunstreicher Steigerung wurde aus dem braven Cavaliere Morini eine eklatante Figur. Sodann schrieb er an Morini, erkundigte sich nach seinem Befinden, erinnerte ihn an gemeinsam verlebte Stunden, log ihm Wehmut und Wiedersehensverlangen vor, fragte nach seinen Reiseplänen, und als die Korrespondenz einmal im Gange war, fand sich der Anlaß bald, von Clementine zu sprechen und ihre vorzüglichen Eigenschaften zu rühmen.

Morini biß an. Er schrieb, er werde im Mai in Wien sein und sich freuen, Crammon dort zu treffen; der Freiin von Westernach ebenfalls zu begegnen, wage er kaum zu hoffen. Alter Idiot, dachte Crammon, und überredete Franz Lothar und Clementine, daß sie zu gegebener Zeit nach Wien kämen. Alles glückte: Morini gefiel Clementine, Clementine gefiel Morini; Crammon sagte zu ihr: er ist ganz bezaubert von

Ihnen, und zu ihm: Sie haben einen unverlöschlichen Eindruck auf sie gemacht. Vierzehn Tage später war Verlobung. Clementine lebte auf. Sie war voll Dankbarkeit gegen Crammon. Was Crammon, nicht in reinster Absicht, begonnen hatte, wurde für sie zum reinsten Segen.

Crammon spendete sich die verdiente Anerkennung. Es war ein Werk, so gut wie irgendeines. Er sagte: „Seid fruchtbar und mehret euch. Euern Erstgebornen will ich aus der Taufe heben. Ein solennes Festmahl bei dieser Gelegenheit versteht sich am Rande."

Er sagte ferner: „In den Büchern der Geschichte wird man mich Bernhard den Stifter heißen. Vielleicht bin ich der Urahn eines berühmten Geschlechts, eines Geschlechts von Königen vielleicht; wer kann das wissen. So werden meine späten Enkel, der Herr nehme sie in seinen Schutz, wenigstens Grund zur Pietät haben."

Aber es war dies nur täuschendes Feuerwerk der Laune. Sein Geist war angenagt vom Wurm der Zweifelsucht. Er sah schwarz in die Zukunft. Er weissagte Krieg und Umsturz. Er hatte keine Freude an sich und seinen Taten. Wenn er im Bette lag und das Licht verlöscht hatte, fühlte er sich von einer Rotte von Übeln umschlichen, und sie waren uneins unter sich, welches ihn zuerst zerfleischen sollte. Dann drückte er die Augen zu und seufzte schwer.

Fräulein Aglaia, die seinen gepreßten Gemütszustand ahnte, riet ihm, sich fleißiger des Gebets zu bedienen. Er war ihr dankbar für den Rat und versprach, ihn zu befolgen.

21

Der süßlich girrende Walzer hob an. Amadeus Voß bestellte Sekt. „Trinken Sie, Lucile," sagte er, „trinken Sie, Ingeborg, das Leben ist kurz, das Fleisch will seine Lust, was

nachher kommt, ist höllisches Entsetzen." Er lehnte sich im Sessel zurück und verkniff den Mund.

Die beiden, im extravaganten Berliner Kokottenstil gekleideten Damen kicherten. „Er ist doch gar zu verrückt, unser Doktorchen," sagte die eine. „Was phantasiert er denn da wieder? Ists unanständig oder gruselig? Man weiß nie recht."

Die andre bemerkte abschätzig: „Hat pikfein diniert, raucht ne Henry Clay, befindet sich in entzückender Gesellschaft und schwatzt von höllischem Entsetzen. Dazu brauchen Sie doch uns nicht und das Esplanade auch nicht. Pfui, solch Ausdruck überhaupt. Ermannen Sie sich, Mensch! Seien Sie 'n bißchen liebenswürdig, bißchen normal, bißchen hopsassa."

Sie lachten beide. Voß blinzelte gelangweilt. Der süßlich girrende Walzer schloß mit unerwartetem Lärm. Nackte Hälse und Schultern, verblühte Jünglingsgesichter und verweste Greisengesichter verschwammen im Tabaksqualm zu perlmuttrigem Geflimmer. Von der Straße kamen Hotelgäste, die halb fremd, halb gierig in den Lichtüberfluß starrten; zuletzt ein junges Mädchen, das bei der Drehtür stehenblieb. Amadeus Voß sprang empor. Er hatte Johanna Schöntag erkannt.

Er ging auf sie zu und verbeugte sich. Sie, überrumpelt, grüßte mit voreiligem Lächeln, das sie bedauerte. Er stellte Fragen. Sie zuckte in der Taille zusammen, als breche dort etwas. Kalt maß sie ihn, erinnerte sich eines früheren Schauders, schauderte wieder. Ihr Gesicht war noch unschöner geworden, die Anmut über dem ganzen Wesen bezwingender. Sie sagte, sie sei seit zwei Tagen in Berlin; im Hotel wohne sie noch bis morgen, dann ziehe sie zu ihrer Cousine, die im Tiergarten wohne.

„Also reiche Verwandte?" warf Voß taktlos ein. Er lächelte gönnerhaft und fragte, wie lange sie in dieser aufregenden Stadt zu bleiben gedenke.

Wahrscheinlich den ganzen Herbst und Winter über, antwortete sie. Aufregend? davon spüre sie nichts; ermüdend und trivial, das ja.

Ob er das Vergnügen haben werde, sie bald zu sehen? Wahnschaffe, wüßte er, daß sie hier sei, ließe sichs gewiß nicht nehmen, sie aufzusuchen.

Er sprach mit einer zudringlichen, anscheinend frischgelernten Artigkeit und Weltkälte. Johanna zog sich innerlich zurück. Als er Christians Namen nannte, erblaßte sie und spähte hilfesuchend gegen die Treppe. In der Bedrängnis fiel ihr das Verschen ein, zu dem sie bisweilen in peinlichen Umständen ihre Zuflucht nahm: Wenn doch einer käme und mich mitnähme. Da lächelte sie. „Ja, ich will Christian sehen," sagte sie plötzlich mit Freiheit, und in den Worten lag das mutige Bekenntnis: Deswegen bin ich gekommen.

„Und ich? Was geschieht mit mir?" fragte Voß. „Mich werden Sie links liegen lassen? Kann ich Ihnen nicht irgendwie behilflich sein? Wollen Sie nicht mal einen kleinen Spaziergang mit mir machen? Es gibt ja allerlei zu besprechen ..."

„Nicht daß ich wüßte," antwortete Johanna mit dem ängstlichen Stirnrunzeln der in die Enge Getriebenen, die sich nicht zu wehren vermag. Um den Lästigen auf gute Manier loszuwerden, versprach sie, ihm zu schreiben. Kaum hatte sie es gesagt, so fühlte sie sich unglücklich darüber; jedes Versprechen hatte etwas Bindendes für sie; sie empfand sich schon wieder als Opfer, und die unheimliche Gespanntheit, die ihr der Mensch erregte, lähmte ihren Willen und reizte sie krankhaft.

Voß fuhr im Auto nach Hause. Es war in ihm nur ein einziger, wühlender, flackernder Gedanke: war sie Christians Geliebte gewesen oder nicht? Diese Frage hatte für ihn eine alles bestimmende Wichtigkeit erlangt seit dem Augenblick, wo er Johanna vor sich gesehen hatte. Es war eine Frage um Besitz und Entbehrung, um Wahrheit und Betrug. Er knüpfte Schlußfolgerungen daran, die seine Sinne entzündeten, Mög-

lichkeiten, bei denen es um das Entweder-Oder des Lebens ging. Er stellte sich Johannas Züge vor und studierte in ihnen wie in einer Geheimschrift. Er sammelte sich zu Argumenten, Zergliederungen und Kunststücken verschlagener Rabulistik. Da trat eine in seinen verdüsterten Kreis, die freche Verschlingungen und Verkettungen verursachte und alle Entscheidungen zu einem Punkte trieb. Er spürte, daß sich Stürme ankündigten, wie er sie noch nie erlebt.

Als er am andern Morgen aus dem Bad kam und sich zum Frühstück setzen wollte, sagte seine Aufwärterin zu ihm: „Das Fräulein Engelschall ist da; sie sitzt drüben im Salon."

Hastig trank er die Schokolade und ging hinüber. Karen saß an dem runden Tisch und schaute Photographien an, die dort herumlagen; sie hatten alle Christian gehört; es waren Bilder von Freunden und Freundinnen, Landschaften und Häusern, Hunden und Pferden.

Karen trug ein einfaches Kostüm, Rock und Jacke, dunkelblau; die weizengelbe Haarwildnis verschwand unter einem grauen Filzhut, den ein seidenes Band schmückte. Das Gesicht war hager, die Hautfarbe fahl, der Ausdruck finster.

Sie ersparte sich einleitende Wendungen und begann: „Ich komme, weil ich Sie fragen will, ob Sie schon davon wissen. Es könnte ja sein, daß er es Ihnen vorher gesagt hat. Mir hat ers erst gestern gesagt. Sie wissen also nichts? Na, verhüten hätten Sies auch nicht können. Er hat sein ganzes Geld weggegeben. Das ganze Geld, alles, was er hatte, hat er seinem Vater gegeben. Auch das übrige, was ihm jährlich zusteht, ich weiß nicht, wieviel Hunderttausende es sind, will er nicht mehr haben. Auf ein bißchen was hat er sich noch Anspruch vorbehalten. Es reicht gerade zum Nichtverhungern, scheint mir. Wenn ich ihn recht verstanden habe, kann er auch darüber nicht mal frei verfügen. So wie es mit ihm ist, gibts kein Zurück. Das ist bei ihm, wie wenn der Meßner die Glocke geläutet hat; da kann man auch keinen Ton mehr fort-

nehmen. Man möchte schreien; man möcht sich direkt hinlegen und schreien. Ich sag zu ihm: Mensch, was hast du getan! Drauf macht er ein Gesicht, als wundere er sich, daß man sich über so was aufregen könnte. Nun frag ich Sie: Geht das denn überhaupt? Darf das denn sein? Wird das denn zugelassen?"

Amadeus Voß sprach kein Wort. Sein Gesicht war weiß. Hinter den Brillengläsern loderten gelbe Funken. Ein paarmal strich er mit der Hand über den Mund.

Karen erhob sich und ging auf und ab. „So is es nun," stieß sie hervor und ließ den Blick mit ingrimmiger Befriedigung durch das Prunkzimmer schweifen; „erst auf dem Bocke droben, dann im Drecke drunten. So gehts. Ich für meinen Teil könnte ja jetzt meinen Schnitt machen. Wenns bloß nicht schon zu spät ist. Vielleicht ists schon zu spät, vielleicht hab ich mirs zu lang überlegt. Man wird ja sehen. Was soll ich schließlich mit dem Gelde. Warten ist vielleicht immer noch das bessere Geschäft." Sie trat an die andre Seite des Tisches und gewahrte unter den Photographien eine, die sie vorhin nicht gesehen. Es war ein Bild der Frau Richberta Wahnschaffe und zeigte sie im Gesellschaftskleid, geschmückt mit ihrer berühmten Perlenschnur, die, doppelt geschlungen, bis über die Brust herabhing.

Karen griff nach dem Bilde, betrachtete es mit hochgezogener Stirn und sagte: „Wer ist denn die? Sie sieht ihm ähnlich. Wahrscheinlich ists seine Mutter? Ists seine Mutter?" Voß antwortete nicht, nickte nur. Sie fuhr gierig und erstaunt fort: „Die Perlen! Solche Perlen! Daß so was möglich ist! Echte Perlen? Gibts das denn? Die müssen ja wie die Kinderfäuste sein." Ihre blassen Augen glitzerten heiß, ihre kleinen bösen Unterzähne rieben die Lippe. „Darf ich mirs behalten?" fragte sie. Voß gab keine Antwort. Sie sah sich hastig um, schlug die Photographie in ein Stück Zeitungspapier und schob sie unter ihre Jacke. „Herrgott, Mann,

so reden Sie doch einen Ton!" schrie sie Voß brutal an; „Sie haben sich ja zum Erbarmen. Denken Sie denn, mir greift das nicht an die Nieren? Mir doch zu allererst. Sie stehen aber doch auch auf Ihren zwei Beinen wie ein Weibermensch, und die muß oft noch damit arbeiten." Sie lachte zynisch, warf noch einen Blick auf Voß und durch das Zimmer und ging.

Voß saß noch eine Weile regungslos, strich noch ein paarmal mit der Hand über den Mund, dann sprang er auf und eilte in das Schlafzimmer. Er trat an den Spiegeltisch, auf welchem die Toilettengegenstände lagen, die Christian zurückgelassen hatte, eine kostbare, goldene Garnitur: Bürsten, Kämme, Flaschen mit goldenen Kapseln, goldene Dosen und Behälter mit Salben und Rasierpuder. Alle diese Dinge raffte Voß in größter Hast zusammen und warf sie in einen kleinen Lederkoffer, den er verschloß und im Kasten versperrte. Hierauf kehrte er in den Salon zurück und wanderte mit verschränkten Armen auf und ab, wobei sein Gesicht mehr und mehr verfiel.

Stehenbleibend, bekreuzigte er sich und sprach: „Führe uns nicht in Versuchung und erlöse uns von dem Übel."

22

An der Station hielt ein altertümlicher Landauer; Botho von Thüngen stieg ein. Er hüllte seine Füße in Decken, denn der Abend war kühl, die Fahrt zum Herrenhaus lang. Schnurgerade schnitt die Straße in die tellerflache Mark.

Botho saß starr aufrecht im Wagen und dachte an die bevorstehende Auseinandersetzung mit dem Freiherrn, seinem Großvater, der ihn berufen hatte. Herr von Grunow-Reckenhausen auf Reckenhausen war der Senior der Familie, oberster Schiedsrichter in allen Streitfällen, letzte Instanz. Sein

Urteil und Gebot waren so unwidersprechlich wie die des Königs; Söhne, Schwiegersöhne und Enkel zitterten vor ihm.

Die Familie war weitverzweigt; ihre Mitglieder saßen in der Regierung und im Reichstag, waren hohe Offiziere, Gutsherren, Industriemagnaten, Stiftsdamen, Landräte und Gerichtspräsidenten. Der alte Freiherr hatte sich seit Bismarcks Tod vom öffentlichen Leben zurückgezogen.

Schwarz und verfallen stand das Herrenhaus inmitten eines vernachlässigten Parkes. Zwei edle Doggen traten knurrend aus der Eingangshalle, die von offenen Kerzen erleuchtet war. Auch der unwohnliche Saal, in dem Botho und der alte Freiherr beim Abendessen einander gegenüber saßen, war von Kerzen erleuchtet. Alles mutete ein wenig gespenstisch an in dem Hause, die rissigen Tapeten, der gesprungene staubgraue Stuck der Plafonds, der verwelkte Blumenstrauß auf dem Tisch, das Porzellan aus dem achtzehnten Jahrhundert, die beiden Hunde, die zu Füßen des Freiherrn lagen, und nicht zuletzt dieser selbst; sein kleiner Kopf und sein längliches, mageres, boshaftes Gesicht erinnerten an späte Bildnisse des großen Friedrich.

Sie blieben in dem Saal. Der Freiherr setzte sich in einen Lehnstuhl am Kamin. Der eisgraue, schweigsame Diener warf Scheite aufs Feuer, räumte die Tafel ab und verschwand.

„Du gehst also ab Ersten nach Stockholm,“ begann der alte Freiherr und wickelte sich ächzend in einen schottischen Schal; „ich habe unserm Gesandten dort geschrieben; sein Vater war Studienkamerad und Korpsbruder von mir, er wird sich deiner annehmen. Wenn du nach Berlin zurückkommst, gib sofort beim Staatssekretär deine Karte ab. Bringe ihm meine Empfehlungen. Er kennt mich gut. Wir sind Anno siebzig zusammen im Feld gestanden.“

Botho räusperte sich. Der alte Freiherr wünschte und erwartete jedoch keine Einrede. Er fuhr fort: „Mit deiner Mutter bin ich übereingekommen, daß wir deine Verlobung

in den nächsten Tagen offiziell mitteilen. Die Geschichte zieht sich nun schon lang genug hin. Nächsten Winter heiratet ihr. Du kannst von Glück sagen, mein Junge. Sophie Aurore Bevern, abgesehen davon, daß sie dir ein kleines Fürstentum an Landbesitz und eine Million Taler in die Ehe bringt, ist auch eine Schönheit ersten Ranges und ein Weib von Rasse. Sapperment ja; so was verdienst du gar nicht und weißt es auch nicht zu schätzen, scheint mir."

„Sophie Aurore steht mir unendlich nah; ich liebe sie sehr," erwiderte Botho befangen.

„Was ziehst du denn dabei für 'n Gesicht wie die Katze, wenns donnert?" ergrimmte der Freiherr. „Solch Lavendelblütengeschwätz will gar nichts heißen. Ob du sie liebst oder nicht liebst, steht nicht zur Debatte, und ich hab dich auch nicht danach gefragt. Fragen könnt ich dich höchstens nach deiner bisherigen Aufführung, und auch da würdest du am besten tun, in sieben Sprachen zu schweigen, wie der selige Schleiermacher gesagt hat. Da hast du dich an so ne Tänzerin gehängt, hast ein Vermögen verplempert, den Zeitpunkt für den Eintritt in die Karriere nahezu verpaßt: schön; versteh ich; das sind Tollheiten, man war auch mal jung; die Hörner müssen abgestoßen werden. Aber das andre, daß du dich in Proletarierkreisen herumtreibst, die Nächte Gott weiß wo verlungerst, Versammlungen der Heilsarmee besuchst, na, das geht denn doch über die Hutschnur. Ich hatte gedacht, ich könnte das lassen, doch du pumpst einem ja die Galle aus der Leber. Was ich wollte, ist: dir die Richtlinie geben und eine klipp und klare Antwort hören."

„Gut; so antworte ich, daß ich weder nach Stockholm gehen noch Sophie Aurore heiraten kann."

Den Freiherrn schleuderte es förmlich empor. „Was —? Du —? Wie —?" Er lallte nur.

„Ich bin bereits verheiratet."

„Du bist ... bereits ... bist bereits ..." Fahlgrün im Ge-

sicht stierte der Greis seinen Enkel an und sank wieder in den Sessel.

„Ich habe ein Mädchen geheiratet, das ich vor drei Jahren verführt habe, die Tochter der Mietsfrau von damals. Wie es so geht: nach einer durchzechten Nacht kam ich stumpfsinnig-angeheitert nach Hause; sie war schon auf dem Weg in die Arbeit, sie nähte in einem Modesalon. Da zog ich sie in mein Zimmer. Als sie ein Kind zur Welt brachte, war ich schon längst über alle Berge, hatte sie längst vergessen. Die Eltern verstießen sie, das Kind kam zu fremden Leuten und starb, sie selber fiel von Stufe zu Stufe. Der gewöhnliche Weg. Durch eine unausweichliche Fügung traf ich sie vor zwei Monaten wieder und erfuhr das ganze Elend, das sie durchlitten hatte. Meine Lebensanschauungen hatten sich inzwischen vollkommen geändert, hauptsächlich infolge der Begegnung mit einem ... besondern Menschen; ich tat meine Pflicht. Ich habe alles verscherzt, ich weiß es, meine Zukunft, mein Glück, die Liebe meiner Mutter und meiner Braut, die Vorteile meiner Geburt, die Achtung meiner Standesgenossen, aber ich konnte nicht anders handeln."

Die ruhige und feste Sprache des jungen Mannes hatte den Freiherrn steinern unbeweglich gemacht. Die buschigen Brauen bewölkten die Augen, der verbissene Mund war eine Höhle zwischen Nase und Kinn. „Soso," sagte er nach einer Weile mit pfeifender Stimme, „soso. Ein fait accompli; noch dazu eins von so niederträchtiger Art. Soso. Nun, ich habe keine Lust, mich mit einem gottverdammten Narren weiter einzulassen. Man wird die nötigen Schritte tun. Man wird dir die Hilfsquellen abschneiden und dich hinter Schloß und Riegel setzen. Es gibt ja noch Irrenhäuser in Preußen, und man hat noch einiges dreinzureden. Ein Botho Thüngen, der sich in der Gosse wälzt; nettes Spektakel; heulen die Judenblätter nicht bereits Triumph? Na, sie werden schon. Daß wir von heute an geschiedene Leute sind, versteht sich von

selbst. Rücksicht erwarte unter keinen Umständen. Leider muß ich dich diese Nacht noch in meinem Hause dulden. Die Pferde sind zu müd für die Fahrt zur Station."

Botho hatte sich erhoben. Er strich ein paarmal über seine steilen roten Haare. Das von Sommersprossen bedeckte Gesicht war kränklich blaß. „Ich kann ja zu Fuß gehen," sagte er, hörte aber, daß es regnete, und erschrak bei dem Gedanken an den weiten Weg. Dann sagte er: „Bist du denn deiner Sache so ganz sicher? Bist du denn alles dessen so sicher, was du hast und was du tust und was du sprichst? Ich leugne nicht, daß mich deine Drohungen ängstigen. Ich weiß, du wirst versuchen, sie auszuführen. Meine Überzeugung kann dadurch nicht beeinflußt werden."

Der Freiherr streckte gebieterisch den Arm gegen die Tür.

In dem Zimmer, das für ihn bereitet war, setzte sich Botho an den Tisch und schrieb beim Licht einer Kerze mit fliegender Hand: „Lieber Wahnschaffe, das Schwere ist getan. Mein Großvater saß so stark, so felsenhaft vor mir; ich empfing sein Verdikt als schlotternder Schwächling. Gefühl, das loderndste, wird Lüge vor diesen Unerschütterlichen, Vorurteile werden Befugnisse, der Druck der Kaste Bestimmung. Dieser Mut, zu existieren! Diese eisernen Stirnen und Seelen! Und ich dagegen! In mir hat unser Geschlecht sein Absurdum gebildet. Verlorener Sohn vom Kopf bis zu den Füßen. Ich las irgendwo von irgendwem, daß er durch seine Ohnmacht Gott überwand. Konnte diese lieblose Landschaft, diese starre, norddeutsche Welt im Widerspiel zu diesem Torquemada des Herkommens etwas andres hervorbringen als einen Hysteriker der Auflehnung wie mich? Meine Kindheit, meine Knabenjugend, meine Jünglingsjahre, das sind aneinandergereihte Zeilen eines herzlosen Traktats über die Kunst, etwas zu gelten, was man nicht ist, und etwas zu erreichen, was der Mühe nicht verlohnt. Ich wußte so wenig von mir selbst wie der Kern in der Nuß etwas von der Nuß weiß. Ich faulenzte

und soff und spielte, und machte wie alle um mich her aus der Zeit eine Hure, die mir gefällig sein mußte, oder sie war mir lästig. Man war blind, man war taub, man war fühllos. Aber es ist ein Verbrechen, sehend, hörend und fühlend zu werden. Sophie Aurore begegnete mir; ich lernte lieben, doch ich lernte es mangelhaft, denn ich war ja ein Mensch mit verkrüppelten Sinnen. Da es üblich ist, sich auszutoben, wie der Fachausdruck lautet, bevor man sich mit einem Wesen ewig verbindet, das einem zu heilig sein sollte, um sein Bild und Andenken durch den Sumpf schmutziger Laster zu schleifen, so folgte ich dem Brauch. Aber der im Ungeist waltende Schicksalszwang führte mich in den Bezirk Eva Sorels. Ich erfuhr zum erstenmal, was ein Weib ist und was es bedeuten kann. Ich begriff Sophie, ich fühlte, was ich ihr sein mußte. Da sah ich Sie, Christian. Erinnern Sie sich der Szene, als Sie Eva und den andern die französischen Verse vorlasen? Die Art, wie Sie es taten, zwang mich tagelang, an Sie zu denken. Erinnern Sie sich, wie Sie in Hamburg die silberne Peitsche zerbrachen, mit der Eva Ihren Freund ins Gesicht schlug? Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Ich blieb auf Ihrer Spur, ich ergriff jede Gelegenheit, mich Ihnen zu nähern; Sie merkten es nicht. Als Sie abgereist waren, suchte ich Sie; man sagte mir, Sie seien in Berlin, ich suchte dort, ich fand Sie endlich, und unter welchen Umständen! Mein Gemüt war so übervoll; ich konnte über das, was mich zu Ihnen getrieben hatte, dies ganz Dunkle, unerklärlich Magnetische, weder damals noch später sprechen. Heute mußte es sein, denn das Wort, das ich an Sie richte, gibt mir wieder Kraft. Ich bedarf des Trostes. Ich liebe Sophie Aurore, ich werde sie bis zum letzten Blutstropfen lieben; der Absagebrief, den ich ihr geschrieben habe, war das Bitterste von allem Bittern in meinem unnützen und verfehlten Leben. Sie hat ihn nicht beantwortet. Ich habe ein Schicksal zerbrochen, ein Herz zertreten, aber ein andres Schicksal gerettet, ein

andres Herz vor der Verzweiflung bewahrt. Habe ich recht gehandelt? Sich für eine Sache, einen Menschen zu opfern war immer eine inhaltsleere Redensart für mich; seit ich Sie kenne, hat der Gedanke eine Bedeutung, und eine sehr ernste. Ihnen klingt ja das alles fremd und vielleicht sogar unsympathisch; Sie grübeln nicht und geben sich keine Rechenschaft; das ist das Unfaßliche. Dennoch weiß ich keinen andern, den ich besser als mein eignes Gewissen fragen könnte: Habe ich recht gehandelt?"

23

Der Vorplatz mußte unversperrt gewesen sein; Isolde Schirmacher war zuletzt hinausgegangen. Es hatte eben zu dämmern begonnen, als die Zimmertür geöffnet wurde und Niels Heinrich eintrat.

Karen blieb sitzen. Sie sah nach ihm hin. Sie wollte sprechen, aber das Wort versickerte in der Kehle.

Sein Gesicht hatte den frech ekelnden Ausdruck wie immer. Um die flache, beständig schnuppernde Nase war es ein bißchen gelb. Er trug eine blaue Mütze, weite Hosen und einen gelben Schal um den Hals.

Schnuppernd schaute er sich im Zimmer um. Er schloß das linke Auge und spuckte.

Endlich murmelte Karen: „Was willst du?"

Er zuckte die Achseln und entblößte die verwahrlosten Zähne. Einer, im Mundeck, hatte eine große Goldplombe; sie war sichtlich neu.

„Was solls denn sein?" fragte Karen angstvoll. Ihr war jetzt oft so angstvoll.

Wieder sah man die kariösen Vorderzähne. Es konnte ein Lächeln vorstellen. Er ging auf die Kommode zu und zog eine Lade heraus. Er wühlte in Wäsche, ohne sich zu übereilen.

Hemden, Krausen, Strümpfe, Binden warf er auf die Erde. Dann kam die zweite Lade, dann die dritte. Den größten Teil ihres Inhalts warf er auf die Erde. Dann ging er zum Schrank. Er war verschlossen. Die Hand ausstreckend, heischte er beredt. Die Verwüstung auf dem Boden betrachtend, faßte sich Karen nicht sogleich. In ihrem dumpfen Innern flammte eine Halluzination von erneuter Verarmung auf. Niels Heinrich war nur Vorbote. Sie versuchte zu schreien, denn sie fürchtete sich vor ihm. Er machte eine Grimasse und bewegte nur leicht die Hand um ihre Achse. Die Gebärde mußte eine Gewalt haben: Karen langte in ihre Tasche und reichte den Schlüssel hinüber.

Er riß die Schranktür auf, beschaute prüfend den Inhalt, zerrte Schachteln hervor, die er kaltblütig umstülpte, schmiß die Gewänder auf den Boden wie vorhin die Wäsche, entdeckte im Winkel eine Holzschatulle, holte ein Messer heraus, sprengte den Deckel. Es war eine goldene Brosche darin, ferner die Brosche mit dem Ricordo di Venezia und ein silbernes Kettchen. Alle drei Gegenstände steckte er in die Tasche. Dann ging er ins Nebenzimmer; Karen hörte ihn Lärm machen; sie starrte ausdruckslos in die Luft. Nach einigen Minuten kam er zurück; es war mittlerweile dunkel geworden; drinnen brannte auf dem Nachttisch eine Kerze, die er angezündet. Im Vorbeigehen warf er einen verächtlichen Blick auf die Wiege. Die Tür ließ er offen.

Karen musterte in dem aus dem Nebenzimmer fallenden Halblicht ihre umherverstreuten Habseligkeiten. Plötzlich griff sie in ihre Bluse, holte die Photographie der Frau Richberta Wahnschaffe hervor und starrte mit vertieften, vor Aufmerksamkeit verfinsterten Blicken darauf nieder.

Sie sah nur die Perlen.

24

Als Niels Heinrich die Treppe herunterkam, stand Ruth Hofmann am Tor. Sie wartete auf ihren Bruder, der über die Straße gegangen war, um Brot zu kaufen. Er hinkte ein wenig, und sie konnte sich der Angst, daß ihm etwas zustoßen könne, selten entschlagen.

Sie blickte auf das im Laternenlicht glitzernde Pflaster, auf den Schein von Lampen aus den Stockwerken und höher hinauf, wo sie die Sterne zu suchen gewohnt war, auf undeutliche, rötlich glühende Wolken.

Niels Heinrich blieb stehen. Ruth schlug die großen grauen Augen zu ihm auf. Er maß das Figürchen von oben bis unten, die dichten Haare mit den Lockenenden, das ärmliche Flanellkleid, die schmutzigen und zertretenen Schuhe und zuletzt das klare, blasse, von einem ungeheuer fremden Leben durchflutete Gesicht. Sein Blick fraß sich ein, fiel tobend über sie her, riß ihr das Gewand von den Schultern, und sie, schaudernd wie sie noch nie geschaudert, von etwas Unbekanntem eiskalt bis ins Mark getroffen, wandte sich und schritt langsam gegen die Treppe, auf der sie benommen ein paar Stufen hinaufging.

Niels Heinrich schaute ihr nach. „Judenschickse," murmelte er durch die Zähne. Der Anruf des heimkehrenden Gisevius weckte ihn aus seinem Brüten. Er zündete eine Zigarre an, schob die blaue Mütze in den Nacken und schlenderte aus dem Tor.

25

Ende Mai brachte Lätizia Zwillinge zur Welt, zwei Mädchen. Stephan fand, daß dies viel Weiblichkeit auf einmal sei. Trotzdem wurden Feste gefeiert. Haus und Garten wurden

illuminiert, die Nachbarn zu Gast geladen, das Volk umsonst gespeist. Musik spielte, man tanzte und jubelte, die Brüder betranken und prügelten sich, es ging hoch her.

Lätizia lag in einem reichen Bett unter einem himmelblauen Baldachin. Von Zeit zu Zeit verlangte sie die Zwillinge zu sehen. Jedes ruhte appetitlich in einem Steckkissen. Sie waren einander mysteriös ähnlich. Die Amme, Eleutheria war ihr wohlklingender Name, brachte beide herbei, eins auf dem linken, eins auf dem rechten Arm. Eins hatte ein rotes Bändchen an die Schulter geheftet, eines ein grünes, damit man sie unterscheiden konnte. Das rotbebänderte sollte Georgette heißen, das grünbebänderte Christina. So wünschte es Lätizia. Stephan aber wünschte, daß jedes außerdem noch eine Reihe von glänzendern und schwungvollern Namen erhalten sollte; er stöberte unermüdlich in allen ihm erreichbaren Schmökern und Folianten herum und kam schließlich mit einer gewählten Blütenlese zu Lätizia: Honorata, Friedegund, Reinilda, Roswitha, Portiunkula, Symphorosa, Sigolina, Amalberga. Lätizia lachte Tränen; sie deutete auf die häßliche Amme und sagte: „So schön wie Eleutheria klingt doch keiner. Ich bleibe bei Georgette und Christina.“ Wobei Christina schon jetzt ihr erklärter Liebling war.

Sie sah so reizend auf ihrem Lager aus, daß die Leute wie zu einer Schaustellung kamen, um sie zu bewundern. Es waren lauter ungebildete und einfältige Menschen, und Lätizia langweilte sich. Manchmal spielte sie mit Esmeralda Schach; das Mädchen, trunken von Neugier, richtete Fragen über Fragen an Lätizia; sie war während der Stunden der Entbindung zu einem Klumpen geballt vor der Altantür gelegen, und ihre unreife und lüsterne Phantasie war erfüllt von grausiglockenden Bildern. Lätizia spürte es, und sie sagte: „Geh wieder fort, du; ich mag dich heut nicht leiden.“

Sie erschien sich von Gott geliebt und von Engeln gesegnet. Sie war stolz darauf, daß sie die war, die sie war: Lätizia,

ein seltsames Wesen, auserkoren zu seltsamen Erlebnissen. Sie war sich selber neu in jedem Betracht. Sie liebte sich, aber es war keine Eigenliebe, kein eitles Genügen; es war etwas anders, das mit Dankbarkeit und Freude einer Beschenkten zusammenhing.

Daß sie nun zwei Kinder besaß, wirkliche Kinder mit Augen, Händchen und Füßchen, Kreaturen, welche zu zappeln und zu schreien vermochten, die man anziehen und ausziehen, füttern und herzen konnte, das erfüllte sie nicht so sehr mit Glück als die Erwartung, die sich an die knüpfte, das rätselhafte Unbekannte in ihnen, das rätselhafte Sein und Werden.

So lag sie da; schön, zierlich, heiter lag sie da und gab sich ihren Träumen hin.

Indessen fanden zwischen Stephan und dem alten Gunderam Kämpfe statt, bei denen es sich um den Escurial handelte. „Dein Schwarz-auf-Weiß gilt nicht," höhnte der Alte, „zwei Mädchen sind noch kein Junge, die Masse macht es nicht; zwei Hennen sind auch noch kein Hahn." Stephan schrie, er lasse sich nicht betrügen, er habe ein angestammtes Recht, er werde prozessieren, er werde es öffentlich verkündigen, wie man ihm mitspiele. Der Alte, die Hände auf die Hüften gestemmt, hatte nur ein Feixen zur Antwort. Es war Streit am Morgen, es war Streit am Mittag, es war Streit am Abend. Der Alte verschloß seine Tür und ließ die seit zwanzig Jahren gepackten Reisekoffer aufeinanderstapeln, fertig zum Transport. Stephan zerschlug Schüsseln und Gläser, warf Stühle durcheinander, stieß Drohungen aus, ritt Pferde zuschanden, bekam Konvulsionen, schickte zum Arzt und ließ sich Morphiumeinspritzungen verschreiben.

Es bildeten sich Parteien. Der Alte hetzte seine Frau auf, Stephan die Brüder; die Brüder machten die Dienstleute rebellisch, mit denen wieder Donna Barbara zeterte. Der Unfrieden wuchs. In der Nacht rumorte es gespensterhaft. Einmal erschallte aus einem Zimmer ein Schuß, alles stürzte ins Freie, nur Stephan fehlte. Er lag mit dem rauchenden Re-

volver im Bett und ächzte. Er hatte gegen sein Herz gezielt und eine Arzneiflasche getroffen. Die Scherben schwammen in einer gelben Flüssigkeit auf dem Boden. Der Alte sagte: „Daß ein schlechter Rechtsgelehrter auch ein schlechter Schütze ist, wundert mich nicht; aber so miserabel zu zielen, dazu gehört schon eine verfluchte Bosheit.“ Da konnte sich sogar Donna Barbara nicht enthalten zu bemerken: „Niederträchtig geredet wie ein Gunderam.“ Und das Ehepaar stritt weiter bis zum Tagesgrauen.

Stephan verfiel dem Laster des Morphiumgenusses immer mehr. War er nüchtern, so peinigte er Tiere und Menschen. Die Brüder lehnten sich gegen die Beschimpfungen auf, mit denen er sie überhäufte, verschworen sich eines Tages und schlugen ihn, daß er brüllte wie ein Büffel. Lätizia kam ihm zu Hilfe, rief Knechte herbei und lieferte der Rotte eine regelrechte Schlacht. „Bleib bei mir,“ jammerte Stephan, und sie mußte sich zu ihm setzen und ihm Trost spenden aus der Fülle ihrer Verachtung. Er verlangte, sie solle ihm Gedichte vorlesen; sie willfahrte ihm und las Gedichte vor. Nicht gerade solche, die sie liebte, sondern Gedichte von Baumbach, Julius Wolff und Frieda Schanz. In der Hausbibliothek, die aus vierzehn bis sechzehn Bänden bestand, gab es eine verschmierte deutsche Anthologie; daraus las sie vor. Stephan sagte: „Herrliche Worte,“ und weinte.

Zu andrer Zeit aber begegnete er ihr mit Geringschätzung und Kälte, denn letzten Endes erschien sie ihm als die Schuldige an dem Mißlingen seiner Pläne. Lätizia nahm es gleichgültig hin; ihr Entschluß war gefaßt. Das Grauen vor dem Haus und seinen Bewohnern, der Familie und ihrem Treiben, dem ganzen Land und seiner Luft verlieh ihr Willenskraft. Wenn Stephan sie küssen wollte, erbleichte sie und sah ihn an, als habe er den Verstand verloren. Dann wütete er und drohte mit dem Ziemer. Sie hatte gelernt auf eine Weise zu lächeln, die ihn bändigte und seiner Sicherheit beraubte.

Friedrich Pestel war seit sechs Wochen in Buenos-Aires. Sie schrieb ihm, empfing seine Briefe heimlich. Der Indianerknabe, der sie einst zur Sternwarte begleitet, war ihr treuer und verschlagener Bote. Sie versprach, ihn mit nach Europa zu nehmen, was sein sehnlicher Wunsch war. Auch Eleutheria, die Amme, wünschte sich dies und beteuerte ihre Ergebenheit, als Lätizia sie vorsichtig ins Vertrauen zog. Alle Einzelheiten der Flucht wurden mit Friedrich Pestel verabredet; am Tag der Abfahrt des portugiesischen Dampfers „Dom Pedro" sollte Lätizia in Buenos-Aires sein. Mittel und Wege zu finden, um die Zwillinge hinzuschaffen, bedurfte eines verwickelten Listengespinstes. Sie ersann einen Roman.

Es lebte in der Hauptstadt ein kinderloses altes Ehepaar, Don und Donna Herzales. Der Mann war ein Bruder Donna Barbaras; sein großes Vermögen mußte nach seinem Tode den Gunderamschen Kindern zufallen. Aber da es vom schmutzigsten Geiz besessene Leute waren, blieb zu fürchten, daß sie in einer Laune oder einer zornigen Regung den Blutsverwandten die Erbschaft entziehen könnten. Sie hatten an die Gunderams seit vielen Jahren nicht geschrieben; die Beziehung beschränkte sich auf ehrerbietige Besuche, die Stephan und die Brüder ihnen je zuweilen abstatteten. Lätizia wußte dies. Nun fälschte sie einen Brief, den die Donna Herzales an sie richtete und worin die Bitte ausgedrückt war, die junge Mutter möge mit den Zwillingen in die Stadt kommen und ein paar Tage bei Onkel und Tante wohnen; doch solle sie ohne den Gatten erscheinen, damit man sie besser kennenlerne; Stephan könne nach einer Woche nachkommen und sie holen.

Dieses Sendschreiben, von Lätizia mit geschickt verstellter Hand verfertigt und mit der regulären Post eintreffend, verursachte große Aufregung in der Familie Gunderam. In feierlicher Beratung wurde das Für und Wider erwogen; Habgier und Angst siegten über die Bedenken. Der Alte diktierte Lätizia eine demütig-dankbare Antwort in die Feder; sie

durfte ihre Ankunft für den von ihr selbst bestimmten Tag zusagen.

Es gelang ihr, den Brief verschwinden zu lassen.

An dem bedeutungsvollen Morgen schlug ihr das Herz wie eine Weckuhr. Die rumpelige Kutsche fuhr vor; Eleutheria stieg ein; die in weißen Kissengebirgen schlummernden Zwillinge wurden ihr gereicht. Stephan ging musternd um den Wagen herum, prüfte die Bespannung, beklopfte gnädig die Pferde; der Indianerknabe brachte das Handgepäck, verstaute es und kletterte stoisch gelassen auf den Bock; Don Gottfried, Donna Barbara, die Brüder, Esmeralda standen in ernster Gruppe: alles wartete auf Lätizia. Es dauerte fünf Minuten, es dauerte zehn Minuten, es dauerte zwanzig Minuten, Lätizia kam nicht. Stephan murrte, Don Gottfried sah höhnisch in die Luft, Donna Barbara blickte wütend zu den Fenstern empor. Endlich erschien sie.

Sie hatte zuletzt noch ihr Handtäschchen verlegt, worin sich ihr ganzer Schmuck befand. Sie besaß sonst nichts. Geld hatte sie keins.

Sie lächelte strahlend, reichte jedem die Hand, ließ sich von ihrem Gatten auf das Kinn küssen, nahm Platz und rief mit ihrer umflorten, gedehnten, ein wenig klagenden Stimme: „Vergeßt mich nicht und grüßt den Pater Theodor!" Pater Theodor war ein Kapuziner, der manchmal auf der Estanzia vorsprach, um zu betteln. Seiner zu gedenken, in diesem Augenblick, war der reine Mutwille.

Die winterliche Sonne verbarg sich in Nebeln. Lätizia dachte: wo ich hinfahre, wird Sommer sein.

Vierundzwanzig Stunden später stand sie mit Friedrich Pestel auf Deck des „Dom Pedro" und schaute beglückt auf das schwindende Land zurück.

Der Fuhrmann brüllte, aber es war schon zu spät: den hinkenden Knaben traf noch eine Ecke des mit einer Ladung Eisenschienen daherratternden Wagens, und er wurde niedergestoßen. Rasch sammelten sich Menschen; ein behelmter Schutzmann schuf sich Bahn.

Christian war eben aus der Driesener Straße eingebogen, als er den Knaben liegen sah. Er näherte sich der Stelle, einige Frauen machten ihm willig Platz. Wie er sich zu dem Knaben niederbeugte, sah er, daß er nur betäubt war; er regte sich bereits und schlug die Augen auf. Er schien auch nicht verletzt zu sein. Er blickte ängstlich um sich und fragte nach dem Geld, das er vor dem Fall in der Hand gehalten hatte. Es waren zwanzig oder dreißig Nickelmünzen gewesen; sie waren im Straßenkot verstreut.

Christian half ihm beim Aufstehen, und mit seinem weißen Taschentuch wischte er das besudelte Gesicht ab. Von größerer Wichtigkeit war es aber dem Knaben, das Geld wiederzubekommen; er konnte sich nicht bücken, kaum recht stehen. Christian sagte: „Hab nur Geduld, bis der Wagen weg ist," und er machte dem Fuhrmann bemerklich, er solle fahren. Der Fuhrmann war noch in ein hitziges Zwiegespräch mit dem Schutzmann verwickelt, aber als dieser merkte, daß kein Unheil weiter geschehen sei, bedeutete er ihm gleichfalls zu fahren, schrieb jedoch seinen Namen auf und den des Knaben. Der Knabe war Michael Hofmann, Ruths Bruder.

Nun bückte sich Christian und klaubte die Münzen aus dem Kot. Die Zuschauer wunderten sich über den gutgekleideten Herrn, der auf dem schmutzigen Pflaster kniete, um verlorene Nickelmünzen aufzusammeln. Einige kannten ihn. Sie sagten: „Es ist der, wo im Quergebäude bei Gisevius wohnt."

Jetzt erst lief Ruth herbei, die von Niels Heinrich Engelschall vom Torweg verscheucht worden war. Sie hatte auf

der Treppe gewartet, bis sie nichts mehr von ihm sah, dann war sie wieder heruntergekommen, hatte Geschrei auf der Straße gehört, hatte gedacht, es hinge mit dem Menschen zusammen, der sie so wild und frech angestarrt, hatte noch gezögert, bis endlich Ahnung sie ins Freie trieb.

Sie machte nicht viel Wesens, verhehlte ihren Schrecken; die Stimme, mit der sie den Bruder ausfragte, klang heiter. Sie sprach ein vollendet reines Deutsch, mit einem Zwitscherton in der Kehle und außerordentlich rasch.

Als er die Münzen aufgeklaubt hatte, sagte Christian: „Nun wollen wir nachzählen, ob nichts fehlt.“ Den Knaben am Arm führend, ging er mit ihm über die Straße und ins Haus. Ruth hatte auf der andern Seite die Hand des Bruders gefaßt, und so stiegen sie die Treppen hinauf. Sie betraten ein Zimmer, das durch seine Größe leer erschien, obwohl es zwei Betten, einen Tisch und einen Schrank enthielt. Es war das einzige Zimmer der Wohnung, daneben war die Küche.

Michael setzte sich aufs Bett; er war noch benommen von dem Sturz; er mochte vierzehn Jahre zählen, aber seine gespannten Züge mit den leidenschaftlichen Augen hatten die Reife eines Zwanzigjährigen.

Christian legte die Münzen auf den Tisch; sie klapperten kaum, so umkrustet von Schmutz waren sie. Ruth sah Christian an, sie schüttelte mitleidig den Kopf, eilte in die Küche, kam mit einem nassen Tuch zurück und kniete nieder, seine Beinkleider abzuwischen, die über und über voll Kot waren. Er wehrte ihr, sie achtete es nicht, und als er zurückwich, rutschte sie auf den Knien nach. Nun ließ er es geschehen und stand ein wenig töricht da, während sie behend und fleißig putzte.

Auf einmal erhob sie das Gesicht zu ihm. Sein Blick hatte auf den vielen Büchern geweilt, mit denen der Tisch bedeckt war; er fragte: „Sind das Ihre Bücher?“

Sie erwiderte: „Freilich sind es meine Bücher.“ Und sie

sah ihn an; sah ihn an mit einem erstaunlichen Blick voll Kühnheit und wissender Freundschaft. Indem in seinen Zügen der alte hochmütige Ausdruck brach, mit dem sich zu schützen seine Art war, stutzte er über eine Wahrnehmung, die ihn zornig machte gegen sich selbst, weil sie ihm wie Widersinn und Unnatur erschien, ihm Furcht einflößte wie vor etwas Bösem und Unheimlichem in seinem Auge: ihm dünkte nämlich, er gewahre ein blutiges Mal auf der Stirn des Mädchens.

Er kehrte den Blick erschrocken ab, scheute sich, ihn wieder hinzuwenden, aber als er sich dann bezwang und wieder niederschaute, war nichts mehr zu sehen. Da atmete er auf und äußerte Unzufriedenheit mit sich durch ein Runzeln der Brauen.

27

Acht Tage erst schwamm der „Dom Pedro" auf der hohen See, da erkannte Lätizia zu ihrem Leidwesen, daß Friedrich Pestel doch nicht der rechte Mann für sie sei.

Es verlangte sie nach einem Mann, der Phantasie besaß und eine schwungvolle Seele. Im Anblick des unendlichen Meeres und des nächtlichen Sternenhimmels war ein niemals ganz verblaßtes Sehnsuchtsbild wieder lebendig geworden, und sie sagte es Pestel offen und ehrlich, sie könne mit ihm nicht glücklich werden. Pestel war wie aus den Wolken gefallen. Er schwieg und wurde melancholisch.

Es befand sich ein österreichischer Ingenieur an Bord, der in Peru eine Eisenbahn gebaut hatte und nun in die Heimat zurückkehrte. Sein verwegenes Aussehen und seine heitere Erzählergabe gefielen Lätizia, und obwohl es der Schiffsgesellschaft wegen, die sie mit Pestel verheiratet glaubte, nicht anging, daß sie es ihn zu deutlich merken ließ, konnte der Ingenieur, der ein beherzter Abenteurer war und wenig mehr, nicht lange darüber im Zweifel bleiben.

Trotz seines echten Schmerzes machte sich Friedrich Pestel Vorwürfe, daß er für Lätizia, die Amme und die Zwillinge die teuren Überfahrtsbillette erster Kabine und für den Indianerknaben zweiter Kabine aus seiner Tasche bezahlt hatte. Außerdem hatte er noch vor der Abreise in aller Hast einige Toiletten und Wäsche für die Frau gekauft, die er aus der Drangsal entführt und mit der einen Lebensbund zu schließen er fest überzeugt gewesen war.

Der Indianerknabe war seekrank und litt bereits an Heimweh. Lätizia versprach ihm, daß sie ihn von Genua aus wieder zurückschicken werde.

Unter den Passagieren, die ein lebhaftes Augenmerk auf Lätizia gerichtet hatten, war auch ein amerikanischer Journalist, der mehrere Monate in Brasilien gewesen war. Er war witzig, verfertigte Gelegenheitsgedichte, leitete Gesellschaftsspiele und Tanzunterhaltungen, und er gefiel Lätizia fast ebensosehr wie der Ingenieur. Zwischen den beiden gab es alsbald eifersüchtige Plänkeleien, und sie waren einander im Wege.

Eines Abends saßen sie als die letzten Gäste in der Bar, beide mochten nicht schlafen gehen, und sie beschlossen, um eine Flasche Claret zu würfeln.

Sie würfelten, und der Österreicher verlor.

Die Flasche kam, der Amerikaner schenkte ein, sie tranken, lehnten sich zurück, rauchten, sahen einander bisweilen forschend an, schwiegen.

Auf einmal sagte der Yankee durch die Zähne, zwischen denen er seine kurze Pfeife hielt: „Nettes Weib."

„Reizend," erwiderte der Ingenieur.

„Hat viel Humor für eine Deutsche."

Der Ingenieur blies bedächtig Kringeln. „Durch und durch entzückend," sagte er.

Sie schwiegen wieder. Dann begann der Amerikaner: „Ist eigentlich Nonsens, daß wir uns gegenseitig die Jagd verderben sollen. Meinen Sie nicht? Würfeln wir lieber."

„Gut, würfeln wir," stimmte der Ingenieur bei. Er ergriff den Becher, schüttelte ihn, stürzte ihn, die Würfel klapperten auf dem Marmor. „Achtzehn," sagte der Ingenieur, beinahe erstaunt über sein Glück.

Der andre sammelte die Würfel wieder, schüttelte ebenfalls den Becher, ließ aber die Würfel phlegmatisch auf die Tischplatte gleiten. „Achtzehn," sagte er seelenruhig, doch konnte auch er seine Verwunderung, die gegründeter war, nicht ganz verbergen.

Sie waren ziemlich ratlos. Sie hüteten sich, das Spiel zu wiederholen. Sie leerten die Flasche und trennten sich unter Höflichkeitsbezeigungen.

Lätizia lag in ihrem Bett, mit weitoffenen Augen und lauschte auf das Pochen der Maschinen, das leise Krachen der Schiffswände, das leise Summen Eleutherias, die in der Nachbarkabine die Zwillinge beruhigte. Sie dachte an Genua, das schon nahe Ziel der Fahrt, und es traten reichgeschmückte Edelleute vor ihren Geist, romantische Verschwörer im Stil Fieskos, fackelbeleuchtete Gäßchen und Begebenheiten der Liebe und Leidenschaft. Das Leben erschien ihr herrlich bunt, die Zukunft wie ein goldenes Tor.

28

Das Kind war weggebracht.

Christian fragte, wo es sei. Karen zuckte störrisch die Achseln. Christian ging zum Zionskirchplatz, in die Wohnung der Witwe Engelschall. Die Witwe Engelschall sagte kurz und barsch: „Ich habs in sichere Verwahrung jebracht. Kümmern Sie sich nicht weiter. Was kümmern Sie sich überhaupt? Ist ja nicht Ihres."

Christian sagte: „Sie werden mir aber doch angeben können, wo es ist?"

Die Witwe Engelschall erwiderte unverschämt: „Uf keenen

Fall. Nischt zu löten an de hölzerne Badewanne. Das Wurm hats sehr gut, und zahlen werden Sie doch hoffentlich ooch n bißchen was an seine Nährmutter. Das is Ihre Pflicht, da können Sie sich nicht drumrumdrücken."

Christian blickte wortlos in das fette Mondgesicht, das auf einem dreifachen Kinn ruhte und aus dem ihm die Stimme eines alten Seemanns entgegengrollte. Dann nahm er wahr, wie sich diese schwitzende Fleischmasse zu Freundlichkeit verzerrte. Auf die Glastür deutend, die das sogenannte Berliner Zimmer, in welchem er stand, von den übrigen Räumen trennte, sagte die Witwe Engelschall in süßlichem Hochdeutsch, ob er nicht nähertreten wolle, ob sie ihm nicht ein Schälchen Kaffee vorsetzen dürfe; Baumkuchen und Kaffee, wer wolle das verschmähen? Auch erwarte sie eine Baronin, die fahre extra aus Küstrin herein, eine vornehme Dame; die fahre herein, um sich in einer verwickelten Familienangelegenheit Rats zu erholen. Man sei ja auch nicht von gestern, man habe auch seinen Verkehr, wisse wohl umzugehen mit Leuten von Stande, er möge ihr doch die Ehre schenken.

In dem düstern Gelaß standen mehrere mit abgegriffenen Zeitschriften, Witzblättern und Büchern bedeckte Tische wie im Wartezimmer eines Zahnarztes. An den fetten Fingern der Witwe Engelschall starrten Ringe mit bunten Steinen. Sie trug eine rote Seidenbluse und einen schwarzen Rock, der durch einen Gürtel mit einer Silberschnalle, massiv wie eine Türklinke, festgehalten war.

Als Christian am Abend zu Karen kam, saß sie am Ofen, die Wange in die Hand gestützt. Christian hatte ihr zwei Apfelsinen mitgebracht, die legte er ihr in den Schoß. Sie rührte sich nicht, dankte nicht. Er dachte, es sei ihr vielleicht doch nach ihrem Kind bang, und wagte das lange Schweigen nicht zu stören.

Plötzlich sagte sie: „Heut sinds sieben Jahre, daß Adam Larsen starb."

„Ich weiß nichts von Adam Larsen," antwortete Christian. Da sie stillblieb, wiederholte er: „Ich weiß nichts von Adam Larsen. Willst du mir nicht sagen, was es war mit ihm?"

Sie schüttelte den Kopf. Unter seinem Blick sich duckend, starrte sie wie sprungbereit an die Mauer. Christian trug einen Stuhl herbei, setzte sich dicht vor Karen und drängte: „Was war es denn mit Adam Larsen?"

Atem häufte sich in ihrer Brust. „Es war meine einzige gute Zeit mit ihm," murmelte sie, „meine einzige schöne Zeit. Fünfthalb Monate."

Sie grub; grub es hervor; es wollte zutage, sehnte sich aus dem Schacht heraus. „Bei meinem zweiten Kind wars," fing sie an; „wir fuhren von Memel nach Königsberg, ich, Mathilde Sorge und ihr Bräutigam. Na ja, Bräutigam, man hieß es eben so. Unterwegs merkte ich, daß die Bescherung kam. Sie rieten mir, ich solle aussteigen. Eine Station vor Königsberg stieg ich aus, Mathilde blieb bei mir und schimpfte, der Bräutigam fuhr in die Stadt. Es war Abend, im März, kalt und naß. Mathilde wußte ein Wirtshaus am Bahnhof, wo sie bekannt war; sie dachte, wir könnten da unterkommen, die Not war schon groß. Aber es war Messe, alles besetzt. Um eine Dachkammer bettelten wir; der Wirt schaute mich an, sah gleich, was los war, denn ich lehnte scheppernd an der Wand, schrie, wir sollten zum Teufel reiten, mit solchen Sachen wollte er nichts zu tun haben. Im Hof war 'n Leiterwagen; da legt ich mich drauf; hätte nicht weiter gekonnt, und wenn sie die Hunde auf mich gehetzt hätten. Der Bauer kam, schimpfte, Mathilde quatschte ne Weile mit ihm, da fuhr er denn. Er fuhr stadtwärts; Mathilde ging daneben. Mir wurde, ich weiß nicht wie. Ich dachte: tot sein, nur mal endlich tot sein! Die Räder holperten auf den Steinen. Ich schrie und schrie. Der Bauer sagte, er mache das nicht länger. Wir waren schon in der Vorstadt. Sie zerrten mich vom Wagen herunter, stützten mich, 'n junger Mensch kam daher und half,

der Regen fiel wie aus Eimern, ich konnte nicht mehr, um Gottes willen nur hinein in irgendein Loch, und wenns 'n Keller war. Am Eck war ne Singspielhalle, so für Arbeiter und geringes Volk, da schleppten sie mich durch den Flur in eine Kammer, rückten zwei Bänke aneinander, legten mich drauf. Alles war voller bunter Fetzen von den Damen, die aufs Podium gingen; auf der einen Seite war die Schankstube, auf der andern der Theatersaal; die Musik schallte heraus, das Händeklatschen, Brüllen und Lachen; ein paar flittrig aufgetakelte Frauenzimmer stellten sich um mich rum, kreischten, zeterten, verlangten dies und das. Kurz, was soll ich davon noch viel schwatzen: das Kind kam auf die Welt, aber es war tot. Auch einen Schutzmann hatten sie geholt, und nen Doktor hatten sie geholt, aber wer sich meiner annahm und nicht mehr von mir weggehen wollte, das war der junge Mensch, den wir auf der Straße getroffen, und das eben war Adam Larsen."

„Er half dir dann auch weiter? Ihr seid dann zusammengeblieben?" fragte Christian gespannt.

Karen fuhr fort: „Er war 'n Maler, 'n Kunstmaler. In Jütland war er zu Hause. Ein weißblonder, magerer Mensch. Damals hatte ich genau solche Haarfarbe wie er. In Königsberg lebte ne Vatersschwester von ihm, die hatte ihn ein paar Wochen aufgenommen, denn es ging ihm schlecht. Aber gerade in der Zeit, wo ich im Heim lag, sie hatten mich in ein Heim geschafft, kriegte er die Nachricht von Kopenhagen, daß er ein Staatsstipendium bekommen sollte, zweitausend Taler für zwei Jahre. Da fragte er mich, ob ich mit ihm gehen möge; er wolle ins Belgische hinüber, da wohne irgendwo an der französischen Grenze ein berühmter großer Maler, bei dem wolle er mit einigen andern arbeiten, die schon dort seien. Er sagte, er hätte mich gern. Ich sagte, das sei ja recht schön, aber ob er denn nicht wisse, mit wem er sich einlasse. Er sagte, er wolle gar nichts wissen, und ich möchte bloß Vertrauen

zu ihm haben. Ich dachte, das ist mal einer, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, und hatte ihn auch gleich gern. Ich hatte noch keinen gern gehabt. Es war der erste, und es war auch der letzte. Und so ging ich denn mit ihm. Der Maler wohnte in einem Dörfchen, ich glaube, es war schon im Französischen, und wir zogen nicht weit davon in einen andern Ort, der hieß Wassigny. Da mietete Larsen ein kleines Haus. Und jeden Morgen fuhr er mit dem Rad hinüber zu seinem Maler, und wenn schlecht Wetter war, ging er zu Fuß. Es war ne halbe Stunde Wegs. Und jeden Abend kam er zurück, und wir kochten und brieten uns was und machten Tee und plauderten zusammen. Und er wußte nicht genug zu schwärmen von dem Land, wieviel Spaß es ihm mache, das alles zu malen, die Äcker und die Bäume und die Bauersleute und die Bergwerksleute und das Wasser und den Himmel, und was weiß ich noch alles. Davon begriff ich ja nichts. Ich begriff bloß, daß mir war wie in meinem Leben nicht. Ich glaubte mirs nicht, wenn ich aufwachte; ich glaubte mirs nicht, wenn mich die Leute freundlich grüßten. In der Nähe vom Ort war ein Weiher, auf dem schwammen Seerosen, und dort war ich oft, ich hatte so was nie gesehen, aber ich sahs und glaubte mirs nicht. Ich wußte auch: lang kann das nicht dauern, unmöglich kann das lang so bleiben. Und richtig, im August, da legte sich Adam Larsen eines Tages hin; er hatte Fieber, es wurde immer ärger, und nach sechs Tagen starb er. Da war alles aus. Da war alles aus."

Ihre Hände waren in die Haare gewühlt. Zum drittenmal sagte sie: „Da war alles aus."

„Und dann?" flüsterte Christian.

Sie schaute ihn an, und jeder Muskel bebte in ihrem Gesicht. „Dann? Ja, was dann war, dann! dann!"

„Konntest du dich denn nicht noch weiter zurechtfinden, ohne ... ohne ..." stammelte Christian, erschrak aber vor der entsetzlichen, fahlen Wut in ihrem Gesicht. Sie ballte die

Faust und schrie noch lauter, daß es von den Mauern zurückgellte: „Ja dann! Was dann erst kam! Dann!“

Sie schauderte von oben bis unten. „Rühr mich nicht an,“ sagte sie zusammenfahrend.

Aber Christian hatte sie gar nicht angerührt.

„Geh jetzt,“ sagte sie, „ich bin müd, will schlafen.“ Sie erhob sich.

Er stand bei der einen Tür, Karen bei der andern. Karen, mit gesenktem Kopf, sagte dumpf: „Daß ich du zu dir sage ... Warum ist denn das nur? So was Verrücktes: Du ...!“ Haß und Furcht drückten sich in ihren Mienen aus.

Und als sie allein war, drinnen an ihrem Bett, betrachtete sie tief versunken das Bild der Frau mit den Perlen. Einmal drehte sie den Kopf und schaute wild gegen die Tür, dorthin, wo Christian gestanden war.

Das „Dann“ ging Christian nicht aus dem Sinn.

29

Zwei Jahre arbeitete nun Weikhardt an der Kreuzabnahme. Er konnte das Bild nicht vollenden. Was ihm nicht gelang, durch keine Bemühung, keine Vertiefung, in keiner Einsamkeit, trotz allen Suchens nicht, das war der Ausdruck des Christus.

Er konnte diesen Ausdruck nicht gestalten: das Erbarmen und den Schmerz.

Unzählige Male hatte er das Gesicht von der Leinwand gekratzt; er hatte Modelle gehabt; er hatte Stunden und Tage vor den Gemälden der alten Meister zugebracht; er hatte Hunderte von Skizzen und Studien hingeworfen; er hatte probiert und probiert: umsonst; es gelang nicht.

Im Frühjahr hatte er geheiratet, Helene Falkenhaus, das Mädchen, von welchem er einst zu Imhof gesprochen. Sie

führten eine stille Ehe; Mittel waren wenig da, sie mußten sich in allem bescheiden. Helene ertrug jegliche Beschränkung ohne Murren. Ihre Frömmigkeit, die sich bisweilen zu einer harrenden Inbrunst steigerte, half ihr, daß sie dem Mann das Gefühl der Last und Verantwortung nehmen konnte.

Sie hatte Verständnis für die Kunst, höheres Gefühl sogar. Er zeigte ihr seine Entwürfe; manches fand sie schön; manches schien ihr nahe an das zu reichen, was sie als seine Vision ahnte, doch räumte sie ihm ein, daß es das Letzte noch nicht sei. Es war Erbarmen und Schmerz, doch es war nicht Christi Erbarmen und Schmerz.

Da kam die polnische Gräfin nach München, für die er den Luini-Zyklus in der Brera kopiert hatte. Eines Abends gab sie eine Gesellschaft, zu der sie Weikhardt einlud, und unter den vielen Menschen sah er Sybil Scharnitzer wieder. Vor Jahren war sie ihm im Atelier eines Modemalers gezeigt worden; von Schmeichlern und Bewunderern dicht umdrängt, hatte sie ihm damals nur einen allgemeinen Eindruck ihrer Schönheit hinterlassen.

Nun geriet er in eine magische Erregung. Es war da ein Band zwischen ihr und seinem Werk. Er spürte es; er spürte, daß er sie brauchte. Er näherte sich ihr, und seine beschwingte Beredsamkeit fesselte sie. Schlau steuerte er auf ein vorgesetztes Ziel los. Ihre Miene, ihre Gebärde, den erschütternd seelenvollen Blick in sich einsaugend, wurde ihm alsbald klar, was er von ihr erwartete und was sie ihm geben konnte. In diesem Auge, wenn es feucht und groß aufgeschlagen war, formten sich die überirdischen Züge, die er bisher nur ungenau erschaut. Er bat sie, sie möge ihm sitzen. Sie besann sich, dann willigte sie ein.

Sie kam. Er ließ sie Hals und Schultern entblößen und hüllte ihren Oberleib in ein schwarzes venetianisches Spitzentuch. Zehn Minuten lang wandte er, regungslos vor der Staffelei stehend, nicht den Blick von ihr. Kaum daß seine

Wimpern zuckten. Dann zog er mit Kohle die Linien des Christushauptes. Sybil war erstaunt. Nach einer Stunde dankte er ihr; es war das erste Wort. Er bat sie, wiederzukommen. Im gleichen Erstaunen wie zu Anfang deutete sie auf die Leinwand. Er lächelte verschmitzt und sagte, das seien Umwege, weiter nichts, sie möge Geduld haben.

Als sie fort war, trat Helene ein. Er hatte ihr erzählt, was er versuchte; seine Zuversicht hatte ihre Zweifel nicht beschwichtigt. Sie wußte über Sybil Scharnitzer Bescheid, auch hatte sie sie am Abend bei der Gräfin mit der Kälte der Frau gegen die Frau beobachtet. Sie schaute die Kohlenskizze an und sagte lange nichts. Endlich, unter seinem fragenden Blick, bemerkte sie, zu Boden sehend: „Ob wohl jemals ein Modell solche Verkleidung gewählt hat?"

Weikhardt, schon wieder in seinem gewöhnlichen Phlegma, entgegnete: „Es wird wohl auch wenig Menschen geben, die diesen Griff hinter die Kulissen kapieren. Maler nun schon gar nicht. Ich seh es bereits, wie sie sich bekreuzigen und geifern."

„Daran liegt wohl nichts," sagte Helene; „aber was meinst du mit dem Griff hinter die Kulissen?"

„Ich meine die Kulissen des lieben Gottes."

Helene dachte nach. Seine Worte hatten sie verletzt. Sie sagte: „Ich könnte dich sehr gut begreifen, wäre Sybils Gesicht ein wahres Gesicht. Aber du weißt ja selbst, wer sie ist und was sie ist. Du weißt ja, daß hinter der wundervollen Hülle das absolute Nichts ist. Und darin, in solch betrügerischem Spiegel, erblickst du das Tiefste der Welt, den Heiland, dein Bild des Heilands? Ist es nicht, wie wenn du dich der Lüge verschrieben hättest?"

„Nein, Frau," antwortete Weikhardt, „nein. Da hast du zu kurzen Sinn. Es hängt alles viel mehr zusammen als du denkst. Alles ist viel mehr als du denkst, ein Körper, ein Element, ein Strom. Das seelenlose Nichts in Sybil Schar-

nitzers Brust ist doch auch wieder Abglanz; mir, mir persönlich ist es Wesen. Täuscht mich eine Form, so muß ich der Form danken, daß sie mich den Inhalt träumen läßt. Der Traum ist das Größere. Kann ein Grashalm Lüge sein? Kann eine Muschel Lüge sein? Und siehst du, wenn ich stark genug wäre, unschuldig genug, hingegeben genug, so müßt ich auch im Grashalm und in der Muschel Christi Erbarmen und Schmerz finden können. Das ist alles nur Zufall, und ists kein Zufall, so ists Schickung."

Die junge Frau widersprach nicht.

30

Das „Dann" ließ Christian keine Ruhe.

Er hatte tagsüber viel gearbeitet; erst um sieben Uhr war er aus dem Physiologischen Institut gekommen, hatte in einer Speisewirtschaft in der Lothringer Straße frugal gegessen, war zu Fuß in die Stolpische Straße gegangen, und hier hatte er sich ermüdet aufs Sofa gelegt und war eingeschlummert.

Als er aufwachte, war es tiefe Nacht. Im Hause regte sich nichts mehr. Er zündete Licht an und schaute auf die Uhr. Es war halb zwölf. Eine Weile besann er sich, dann beschloß er, zu Karen hinüberzugehen. Er war sicher, sie noch wach zu finden; es kam vor, daß sie noch um zwei Uhr Licht hatte. Sie beschäftigte sich seit einiger Zeit mit Stickereien. Sie sagte, sie wolle etwas verdienen. Bisher war es brotlose Arbeit gewesen. Sie mühte sich auch nicht sonderlich um Verwertung.

Er ging über den finstern Hof und stieg im Vorderhaus die drei finstern Stiegen hinauf. Am Gangfenster des dritten Stockes blieb er stehen. Das Fenster war offen; die Nacht war schwül. Seitlich, durch einen Schlund zwischen den toten Mauern zweier Häuser, schwarzangestrichenen Ziegelmauern, ragten Schlöte in die Finsternis. Sie begannen auf der Erde

und wuchsen über die Dächer. Oben trugen sie Blitzableiternadeln, und aus manchen qualmte Rauch, der von Feuerglut durchbebt war. Unten war schwarzer Boden, weites Blachfeld mit Bretterzäunen, aufgeschichteten Balken, verstreuten niederen Hütten, Sandgruben, Mörtelgruben, und alles lag still und düster.

Links von der Stiege war die Tür zur Hofmannschen Wohnung. Als er mit seinem Schlüssel die Tür zu Karens Wohnung aufgesperrt hatte, blickte er noch einmal auf jene Tür zurück; er glaubte sich gerufen; es war Täuschung.

Karen lag im Bett. „Was solls denn sein so spät in der Nacht?“ murrte sie; „man möchte doch auch seinen Frieden haben.“

„Verzeih,“ sagte er höflich, „verzeih, daß ich dich störe; ich dachte, wir könnten noch ein wenig plaudern.“

„Möchte wissen, zu was das soll, das Quasseln in die Nacht hinein.“ Sie maß ihn geärgert und lachte durch die Nase.

Er setzte sich auf den Rand des Bettes. „Du mußt mir erzählen, Karen, was nach Adam Larsens Tod geschehen ist,“ sagte er. „Es geht mir nicht aus dem Kopf, wie du sagtest: was dann war... Natürlich man kann sichs ja ungefähr vorstellen. Ich habe ja jetzt Einblick genug in dein Leben, um es ungefähr zu erraten...“

„Nein, das kannst du nicht erraten,“ fiel sie geringschätzigen Tones ein, „das kannst du dir nicht vorstellen. Da könnt ich Gift drauf nehmen.“

„Um so mehr möcht ich, daß du einmal davon sprichst,“ drängte er, „du hast gewiß nie davon gesprochen.“

Sie schwieg feindselig. Da wurde ihm plötzlich klar, daß ein beharrlicher Instinkt in ihr sich weigerte, ihn in ihre Welt aufzunehmen, und daß alles, was er bisher getan hatte, nicht hinreichte, das Mißtrauen zu besiegen, das ihr in Blut und Nieren saß. Diese Erkenntnis machte ihn traurig und ratlos.

„Hab mich heut schon um sieben ins Bett gelegt,“ sagte sie

mit blinzelndem Blick; „es war mir nicht gut. Ich glaube, ich werde krank.“

Christian sah sie an. Er konnte nicht verhindern, daß sein Auge den beunruhigt drängenden Ausdruck behielt.

Karen drückte die Lider zusammen. „Quälen, quälen, quälen,“ stöhnte sie.

Erschrocken sagte Christian: „Nicht quälen ... verzeih. Ich gehe ja.“

„Bleib nur.“ Sie legte die Wange auf die gefalteten Hände und zog unter der Decke die Knie an den Leib. Ein derber, aber nicht unangenehmer Haut- und Haargeruch strömte von ihr aus.

Es sei ja so gewöhnlich, stieß sie müd und leer vor sich hin, in das Kissen hinein; nicht anders als bei andern. Die so täten, als sei es anders, die lögen einfach. Freilich, viele, um sich interessant zu machen, erfänden allerlei Romane, das könne sie aber nicht. Dazu läge ihr zu wenig am Interessanten. Nein, es sei immer dasselbe. So ganz gemein, ganz schauderhaft gemein, von A bis Z verdreckt. Er solle jetzt nur dableiben. Er solle sich nur wieder hinsetzen. Sie wolle ja erzählen. Herrgott, wenn es denn absolut sein müsse, wolle sie erzählen, obwohl sie nicht wisse, wo sie anfangen solle, es gebe gar keinen Anfang, es sei gar nichts Bestimmtes, nicht die Spur von einem Roman.

Christian setzte sich wieder. „Als Adam Larsen starb, hattest du da nicht einen Weg?“ fragte er. „War unter seinen Freunden oder Verwandten keiner, der sich um dich kümmerte und dir half?“

Sie lachte höhnisch. „Ja, Kuchen,“ erwiderte sie. „Da bist du glatt auf dem Holzweg. Seine Kollegen wußten kaum was von mir. Zum Begräbnis kam sein Bruder, dem durft ich überhaupt nicht vor die Augen treten. Das war so einer von der Gilde der Ehrsamen, ne goldne Uhrkette auf der Weste und zwanzig Pfennig für die Bedienung. Fremdes Land wars, die

Sprache kannt ich nicht, da mußt ich zusehn, daß ich raus machte. An Geld hatte ich so dreißig Franken, mit denen wollt ich mich durchschlagen; war bloß die Frage, wohin. Arbeit zu kriegen, hatte ich ein paarmal versucht. Aber was sollt ich denn arbeiten? Hatte ja nie was gelernt. Als Magd in Stellung gehn? Wieder Stiefel putzen und Stuben scheuern? Danke gehorsamst. Hatte jetzt Besseres gekostet; dachte: wirst dich schon herausbeißen. Übrigens war mir alles ganz egal geworden; was lag denn schon an mir? In Aachen wurde ich Kellnerin. Schöne Sache, Kellnerin. Davon kann man keinem einen Begriff geben. D i e Müdigkeit für einzige zwei Beine! D i e Niedertracht für einzige zwei Ohren! Der miserabelste Fraß, lauter Abfall; ein Bett wie für einen Hund; Zumutungen, daß man die Tollwut kriegen kann. Da wird man empfänglich für allerlei schwindelhaftes Gerede. Ging in ein Haus. Blieb vier Monate, ging in ein anderes. Hatte Schulden; man hat da auf einmal Schulden, weiß kaum, wofür. Kost, Logis, Kleider, alles wird dreifach angerechnet, jeder Schnaufer muß bezahlt werden. Man denkt bloß noch: heraus, sonst passiert was Schreckliches. Erscheint so 'n Bürschchen, der Kamm ist ihm geschwollen, schmeißt mit Goldstücken um sich, löst einen aus, man geht mit ihm, bereuts am dritten Tag, eines schönen Morgens klopfts an die Tür: Was los? Die Polizei. Das Bürschchen wird hopp genommen, man hat noch seine Mühe, sich rein zu waschen. Was jetzt? Man sucht ein Dach, man sucht ein Bett, man sucht ne Ansprache, man will was Warmes und was für den Durst; gezeichnet ist man einmal, kein Mensch traut einem mehr, hinten schiebts, vorne ziehts, und so kommt man herunter, Schritt für Schritt, Tag für Tag, man merkt es kaum, und schließlich ist man unten."

Sie rollte sich noch mehr zusammen im Schutz der Decke, und mit dumpferer Stimme fuhr sie fort: „Das spricht sich so: unten. Aber erstens hat es eigentlich kein Aufhören; unter dem Unten ist immer ein noch tieferes Unten; und zweitens:

wie es beschaffen ist, das Unten, dafür gibts keine Worte. Das kann sich keiner ausdenken, ders nicht erlebt hat; das kann und kann sich keiner ausdenken, vom Sehen nicht und vom Wissen nicht. Da bewohnst du ne Bude, fünfmal so teuer, als es nach Recht und Billigkeit sein dürfte; selbstredend, du bist ja Freigut, da kann sich jeder die Zähne wetzen. Obs nun ein Salon ist oder ein Schweineloch, dir graut schon, wenn du bloß die Tür aufmachst. Es gehört ja nicht dir, es gehört ja jedem, der Unrat von jedem wird da abgestreift, und du kennst sie alle und erinnerst dich an alle. Was hat es denn noch auf sich, daß man sich ins Bett legt und mal wieder schlafen möchte? Es wird doch ein neuer Tag. Und dann die schmierigen Kaffeehäuser; ewig dieselben Gesichter, ewig dasselbe Gelichter. Und dann die Straße, was man so den Rayon heißt. Immer und ewig bei der Nacht. Kennst ein jedes Fenster, jeden Rinnstein, jede Laterne; gaffst und drehst dich und grinst und schneidest Grimassen, und spannst den Schirm auf, wenns regnet, und gehst herum und stehst herum und lugst nach dem Poli aus und schmeißt dich an jeden Kerl, ob er zertretene Absätze hat oder im Pelze stolziert, und versprichst ihm das Blaue vom Himmel, und möchtest ihm die Leber auskratzen, wenn er dich stehn läßt und ins Gesicht speien, wenn er sich herabläßt. Das ist es eben. Das ist das Hauptkapitel. Jammer und Sorgen, na ja, das haben viele. Was man hingegen von den Menschen erfährt, — du, ich sage dir!"

Diese letzten Worte waren ein Aufschrei, ärger noch als bei dem „Dann", das Christian nicht hatte vergessen können. Er saß kerzengerade. Er sah über den Lampenzylinder hinweg an eine bestimmte Stelle der Wand, unbeweglich.

Karen redete gegen die Erde zu: „Da ist das Kuppelweib, das einen begaunert und bewuchert, hinten und vorn. Da ist der Hauswirt, der 'n Gesicht macht, als wolle er einem einen Fußtritt versetzen, wenn man ihm am hellen Tag begegnet, und der an die Tür geschlichen kommt, wenns schummert.

Da ist der Kaufmann, der dir die Ware aufschlägt und so tut, als wärs Gnade, daß er dir den Pofel für schönes Geld verkauft. Da ist der Schutzmann, der dir wegen jeden Fußbreit Weg Masematten macht und drauf lauert, daß du ihm nen Taler heimlich zusteckst, sonst schindet er dich und du kriegst Strafzettel, daß es bloß so knallt. Da ist der Kneipjee, bei dem du in der Kreide sitzt, der dich kujoniert, wenn du keinen Kies hast und jampelt und feixt, wenn er was in deiner Tasche wittert. Vom Lude will ich gar nicht reden; den mußt du haben, ob du magst oder nicht, sonst bist du elend ausgeliefert, und wenn er ins Zuchthaus gewandert ist, mußt du nen andern nehmen. Alle haben sie das Messer lose am Hosengürtel, aber schlimmer als der Meseckekarl war keiner. Und was die Marterhölle ist, eine ärgere kanns auf der Welt und außer der Welt nicht geben, das ist die Kundschaft, das ist das Geschäft. Die Feinen und die Ordinären, die Jungen und die Alten, die Knickerigen und die Splendiden, wie sie da sind, sind sie nicht besser als das Aas auf dem Müllhaufen. Da sieht man, was Heuchelei ist und Schurkerei, da zeigen sie sich, die Schmutzseelen, mit ihrer Angst und ihrer Verlogenheit und ihrer Gier und ihrer Gemeinheit. Was sie drinnen haben, das kommt heraus. Es kommt heraus, sag ich dir, denn da schämt sich keiner. Das brauchen sie nicht mehr. Und was du vor dir hast, ist der Mensch ohne Scham. Und was du kennenlernst, ist das arme scheußliche Fleisch. Willst du wissen, wie? Trink mal ne Jauchengrube leer, dann weißt du, wie. Obs einer ist, der sein Weib im Kindbett zuschanden schlägt, oder einer, der seine Kinder hungern läßt; ein verlotterter Student oder ein geschaßter Offizier, ein furchtsamer Pfaff oder der Bürger mit nem dicken Bierbauch; es ist immer das nämliche: der Mensch ohne Scham und das arme scheußliche Fleisch."

Sie lachte mit erquältem Hohn und fuhr fort: „Den Meseckekarl lernt ich kennen, als ich aus dem Krankenhaus kam. Damals hatt ich niemand. Vorher war ich drei Wochen im

Gefängnis wegen dem Lumpen, dem Sergeantenmax. Hatt es der schon bös getrieben, gegen den Meseckekarl war er ein dösiges Lamm. Da tauchte im Cafe Nachtigall so 'n junger Mensch auf, ein Gymnasiast oder so was, der schmiß eine Pulle Sekt um die andre, jeden Tag. Und grad mich hatt er sich ausgesucht, grade mit mir wollt er immer gehn. Und die blauen Lappen flogen nur so. Man wußte gleich, daß die Geschichte faul war, und der Meseckekarl nahm ihn beiseite und sagte ihm auf den Kopf zu: Das Geld ist aus deines Vaters Kasse, das Geld ist gestohlenes Geld. Das räumte er auch ein und schlotterte dabei. Aber der Meseckekarl ließ nicht locker und unterwies ihn, wie er mehr herschaffen könnte, und er und der zerrissene Woldemar versprachen ihm, sie wollten ihn in die Opiumstube führen, das sei das Schönste überhaupt, die reine Zauberbude. Und wie der junge Mensch bei mir war des Nachts, da fing er an, gottserbärmlich zu flennen und zu winseln; da tat er mir leid, weil ich wußte, das nimmt ein böses Ende, und das sagt ich ihm auch, aber nicht eben freundlich. Da zog er Geld aus seinen Taschen, so viel hatt ich nie beisammengesehn, lauter gestohlenes Geld, und mir schwindelte vor den Augen, und ich sagte, er solle es fortnehmen; aber er wollte, i ch sollt es nehmen, sollte mir was kaufen und tun damit, wozu ich Lust hätte. Ich zitterte an Armen und Beinen und sagte, er solle es um Himmels willen nach Hause tragen; da heulte er wieder zum Steinerweichen und lag auf den Knien da und faßte mich um, und auf einmal stand der Meseckekarl im Zimmer; er hatte sich nebenan versteckt gehalten und hatte alles mit angehört, und ich hatt es nicht geahnt. Aber der junge Mensch, sein Gesicht war wie ein Stück Bimsstein so grau, der sah mich an und sah mich an und glaubte, ich hätte den Meseckekarl versteckt; aber der, glücklicherweise, stieß mich an die Schläfe, daß ich dachte, die Luft wäre lauter Blut und Glut, und zuletzt gab er mir einen Fußtritt, daß ich in die Ecke flog und liegenblieb. Da mußte der junge Mensch doch sehen,

daß ich unschuldig war. Den Jungen, Adalbert nannt er sich, den packte Meseckekarl und ging mit ihm davon. Adalbert sagte nichts und deutete nichts, er ging folgsam mit. Und am andern Tag kam er nicht, am dritten Tag nicht, er kam und kam nicht wieder. Da fragte ich den Meseckekarl: Was hast du mit dem Adalbert angestellt? Da sagte er: Auf ein Schiff hab ich ihn gebracht, damit er nach Übersee kommt. Ei ja doch, dacht ich, Übersee, hat sich was. Und ich fragt ihn wieder: Was hast du mit dem Adalbert angestellt? Da sagte er, wenn ich nicht schwiege, würd er mich zu nem Knochenbukett verhauen. Da schwieg ich. Es is ja möglich, daß der Adalbert auf ein Schiff gegangen is, es is ja möglich. Gehört hat man nichts mehr von ihm. Ich machte mir auch nicht viel draus. Es kam ja jeden Tag was andres. Mußt mich meiner Haut wehren. Den Tag rumbringen, die Nacht rumbringen. Es war immer das nämliche, immer das nämliche."

Sie richtete sich auf und packte Christian mit eisernem Griff am Arm. Ihre Augen starrten ihn funkelnd an, und durch die zusammengebissenen Zähne zischte sie: „Aber das wußt ich alles nicht so. Wenn man drinnen steckt, weiß mans nicht so. Daß das kein menschlich Leben ist, spürt man nicht so. Daß man verdammt und siebenmal verdammt ist, man wills nicht sehn, man wills nicht denken. Warum hast du mich weggenommen? Warum hat das denn sein müssen?"

Christian antwortete nicht. Er hörte die Luft sausen.

Nach einer Weile ließ sie ihn los, oder vielmehr, sie stieß seinen Arm fort, und er erhob sich. Sie fiel aufs Bett zurück. Christian dachte: alles vergebens. Die Bangigkeit, die er empfunden, wuchs zu einem Gefühl der Verzweiflung. Vergebens, sauste es in der Luft, vergebens, vergebens, vergebens.

Da sagte Karen mit einer hellen Stimme, die er noch nie an ihr gehört: „Deiner Mutter Perlenhalsband möcht ich haben."

„Wie?" fragte Christian verwundert. Er glaubte, nicht recht verstanden zu haben.

Und Karen wieder, mit einem fast kindischen Ton: „Deiner Mutter Perlenhalsband möcht ich haben.“ Sie faselte, und sie wußte, daß sie faselte. Nicht eine Sekunde lang hielt sie die Erfüllung eines solchen Begehrens für möglich.

Christian trat ans Bett. „Wie kommst du denn darauf?“ flüsterte er. „Was soll denn das? Was meinst du denn?

„Nie noch hab ich mir etwas so gewünscht,“ sagte Karen, regungslos liegend, mit derselben hellen Stimme; „nie noch. Wenigstens sehen möcht ichs mal. Wie so was aussieht. Wenigstens mal in der Hand halten. Obs das wirklich gibt. Geh doch hin zu ihr und verlangs. Fahr hin zu ihr und sag: Die Karen möcht dein Perlenhalsband mal sehen. Vielleicht borgt sie dirs.“ Sie lachte irr. „Vielleicht gibt sie dirs für ne Weile. Dann, scheint mir,“ sie schlug die Augen in die Höhe, und eine neue Flamme war in ihnen, „dann, scheint mir, könnt es anders sein zwischen uns.“

„Wer hat dir davon gesprochen?“ fragte Christian wie im Traum; „woher weißt du von der Perlenschnur meiner Mutter?“

Sie riß die Schublade ihres Nachttischchens auf und holte das Bild hervor. Christian machte eine heftige Bewegung danach, obgleich sie es ihm ohnedies hatte reichen gewollt. „Der Voß hat mirs geschenkt,“ sagte sie.

Christian sah das Bild an und legte es schweigend wieder weg.

„Ja, das wünsch ich mir,“ begann Karen abermals, und alles war nun irr in ihrem Gesicht, kindisch und begehrlich irr, trotzig und herausfordernd irr: der Glanz in den Augen, das Lächeln, das Lachen; „bloß das wünsch ich mir. Mit der Zunge würd ichs schmecken. In mein Fleisch hinein würd ichs vergraben. Keiner dürft es wissen, keinem würd ichs zeigen. Deiner Mutter Perlenhalsband, ja, das wünsch ich mir, das möcht ich haben; für ne Weile wenigstens.“

Nichts andres hätte Christian so zu innerst treffen können

wie dies irre Stammeln, dies irre unsinnige Fordern. Er stand am Fenster, blickte in die Nacht hinaus und sagte langsam und bedächtig: „Gut, du sollst es haben."

Karen erwiderte nichts. Sie streckte sich aus und schloß die Augen. Sie nahm seine Worte nicht ernst. Als er ging, höhnte sie stumm; höhnte ihn, höhnte sich.

Am andern Morgen fuhr Christian mit der Untergrundbahn zum Anhalter Bahnhof und löste eine Karte dritter Klasse nach Frankfurt. In der Hand trug er eine kleine Reisetasche.

31

„So zieh mal los mit die Kenntnisse," sagte Niels Heinrich Engelschall zu seiner Mutter, der wahrsagenden Witwe.

Sie befanden sich im Allerheiligsten. Von der Decke hing an einer schwarzen Schnur mit gebreiteten Flügeln eine ausgestopfte Fledermaus herab. In ihre Augenhöhlen waren dunkle Glaskugeln eingesetzt, die glühten. Auf dem Tisch, der mit Karten bedeckt war, stand ein Totenkopf.

Es war Sonntagabend, und Niels Heinrich kam aus der Kneipe. Er machte hier nur Station, denn er wollte ins Strandschlößchen hinaus, zum Tanz. Er trug einen schwarzen Jackettanzug mit einer blau und weiß karierten Leinenweste. Auf dem Kopf saß ein steifer, englischer Hut; er war weit in den Nacken geschoben, so daß man noch den durchgezogenen Scheitel in der Mitte des Schädels sah. Unter der linken Achsel war ein dünnes Spazierstöckchen eingeklemmt. Er wippte mit dem Stuhl, auf den er sich breit gelümmelt hatte. „So zeig mal die Künste und prophezei mal was," sagte er, und schleuderte ein Fünfmarkstück auf den Tisch.

In seinen verlebten Augen lag der mineralische Schimmer einer unbestimmten Gier.

Die Witwe Engelschall hatte stets Angst vor ihm. Sie mischte ihre Karten. „Biste bei Kasse, mein Jungchen?“ schmeichelte sie; „recht so; heb ab, und nu wolln wa mal sehn, was de dir einjebrockt hast.“

Niels Heinrich wippte. In der Kehle brannte es wie Feuer, seit vielen Tagen schon. Er war seiner Zähne überdrüssig und seiner Finger. Er hätte irgend etwas packen mögen, mit der Faust umschließen und zerdrücken. Etwas, das glatt und warm war; etwas, das Leben hatte und um das Leben bettelte. Es war in ihm ein lüsterner Haß gegen die Dinge, gegen die Wege, gegen die Stunden.

„Der Fufzicher bei's rote Aß,“ hörte er die Mutter sagen, „Schellenkönig deckt Eichelbub; bedeutet nischt Gutes. Der Zwanziger dazwischen und die graue Frau —“ ihr Gesicht zeigte Bestürzung, „wirst mir doch nischt anstellen, Jungchen, wirst doch nich?“

„Quatsch nich, Liese,“ fuhr sie Niels Heinrich an, „da lachen ja die Hühner.“ Er runzelte die Stirn und warf anscheinend gleichgültig hin: „Sieh mal zu, ob nischt drinsteht von ner Judenschickse.“

Die Witwe Engelschall schüttelte erstaunt den Kopf. „Nee, Jungchen, nee,“ sagte sie und legte noch Karten auf, „von ner Judenschickse? Nee. Grünzehn und Herzdame: das könnte der Geldbriefträger sind. I, Jott stärke! Da jehn jleich drei Damens miteinander; in der Liebe, da haste immer 'n Dussel jehabt. Apropos, heute hat die rote Hedwig nach dir jefragt; ob de abends in die Lehmkute kommst, wollt se wissen.“

Niels Heinrich antwortete: „Ick hab se doch erst rausjeschmissen; 'n Jedächtnis wie ne Bierstrippe; so wat lebt nich.“ Er lehnte sich wieder zurück und wippte. „Also, wenn du mir nischt Anjenehmes zu verkündijen hast, denn nehm ick meine fünf Märker wieder zu mir.“

„Kommt schon, mein Jungchen, kommt schon, nur Geduld,“ besänftigte die Witwe Engelschall und mischte wieder. „Det

mit der Judenschickse wern wa schon kriejen, nur Jeduld, wern wa schon kriejen."

Niels Heinrich starrte in die Luft. Er sah, und wohin er sah, war es dasselbe seit vielen Tagen: einen jungen, glatten Hals; zwei junge, glatte Schultern, zwei junge, glatte Brüste, fremd alles, von fremder Rasse, von fremdem, süßem, schaurigsüßem Blut durchströmt, und wenn man nicht hingreifen konnte, hingreifen und riechen und schmecken, so krepierte man. Er erhob sich, zwang sich zu schlappen Gebärden. „Laß nur man," sagte er, „is ja doch allens Schwindel. Das Trinkjeld kannste dir meinswejen behalten." Er strich mit seinem Spazierstöckchen über die Karten hin, warf sie durcheinander und ging.

Die Witwe Engelschall, alleingeblieben, schüttelte den Kopf. Der Ehrgeiz des Berufs regte sich in ihr; sie mischte und legte von neuem. „Wern wa schon kriejen," murmelte sie, „wern wa schon kriejen" ...

Ruth und Johanna

I

Es war im Hotel Fratazza in San Martino di Castrozza, als Crammon und die Gräfin Brainitz einander nach Jahren wieder trafen.

Die Gräfin saß auf dem Balkon vor ihrem Zimmer, und während sie an einer slawonischen Bauerndecke stickte und bisweilen mit sattem Blick die Dolomitenblöcke des Gebirges, die Waldhänge und Wege durchstreifte, fuhr ein staubbedecktes Automobil am Portal vor, welchem zwei Herren und zwei Damen in der modischen Reiseverpuppung entstiegen. Die Herren entledigten sich ihrer Brillen und verhandelten mit dem Hoteldirektor.

„Sehen Sie doch mal hinunter, Stöhr," wandte sich die Gräfin an ihre Gesellschafterin; „sehen Sie doch: der Dicke mit dem Schauspielergesicht, der kommt mir bekannt vor —" Da kehrte Crammon sein Gesicht nach oben und grüßte; die Gräfin stieß einen kleinen Schrei aus.

Abends, im Speisesaal, konnte Crammon nicht umhin, an den Tisch der Gräfin zu treten, sich nach ihrem Befinden, der Dauer ihres Aufenthalts und dergleichen mehr zu erkundigen; die Gräfin schnitt seine höflichen Floskeln derb ab und sagte: „Herr von Crammon, ich habe mit Ihnen ein Wort unter vier Augen zu sprechen. Ich bin froh, daß sich endlich die Gelegenheit findet, ich habe lang genug darauf gewartet. Wann paßt es Ihnen?"

„Ich bin Ihr gehorsamer Diener, Gräfin," antwortete Crammon mit schlecht verhehltem Unmut; „ich werde mir erlauben, Ihnen morgen gegen elf meinen Besuch zu machen."

Zehn Minuten nach elf des andern Tages ließ er sich bei der Gräfin melden. Trotz des energischen Tones, mit dem sie ihn zum Tete-a-tete gefordert hatte, empfand er weder Neugier noch Besorgnis.

Die Gräfin deutete auf einen Stuhl, setzte sich ihrem Gast gegenüber und nahm eine richterliche Miene an. Sie sagte: „Meine gute Schwester, deren Sie sich wohl erinnern dürften, Herr von Crammon, ist vor nunmehr anderthalb Jahren nach schwerem Leiden in eine bessere Welt abberufen worden. Ich durfte ihr die Augen zudrücken; in ihrer letzten Stunde hat sie mir gebeichtet."

Die Teilnahme, welche Crammon zeigte, war von so unverschämter Nachlässigkeit, daß die Gräfin schneidend hinzufügte: „Meine Schwester Else, Herr von Crammon, die Mutter Lätizias. Was haben Sie mir darauf zu sagen?"

Crammon nickte versonnen. „Also ist sie auch von hinnen," seufzte er; „die Gute! Das ist jetzt an die zwanzig Jahre her, Gräfin. Es war eine herrliche Zeit. Man war jung; was liegt nicht alles in dem Wort! Erinnern Sie mich nicht, Gräfin, erinnern Sie mich nicht. Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget, nicht die eherne Brust rührt es des ewigen Zeus."

„Lassen Sie doch die Poesie aus dem Spiel," versetzte die Gräfin ärgerlich. „Sie werden mich nicht mehr hinters Licht führen wie damals. Damals hat es Ihnen behagt, und es war Ihnen bequem, die Maske des Verschwiegenen aufzusetzen, und eine gewisse Virtuosität darin ist Ihnen nicht abzusprechen. Aber ich will Ihnen etwas sagen. Man kann so diskret sein wie eine Mumie; das hindert nicht, daß es Situationen gibt, wo man einer Regung des Herzens zu folgen hat, sofern man nämlich mit dem Artikel Herz überhaupt versehen ist. Ein Räuspern würde genügen; ein Lippenverziehen; ein feuchter Schimmer in den Augen. Nichts von alledem war bei Ihnen der Fall. Statt dessen haben Sie es seelenruhig geschehen

lassen, daß das beklagenswerte Wesen, Ihre Tochter, Ihr Fleisch und Blut, einem tobsüchtigen Verbrecher ausgeliefert wurde, einem Tiger in Menschengestalt."

Gemessen und würdig antwortete Crammon: „Wollen Sie die Gnade haben, Gräfin, sich meine wohlgemeinte Warnung ins Gedächtnis zu rufen? Wie ich zu Ihnen kam, spät in der Nacht, gefoltert von meinem Gewissen, und Vorstellungen erhob, gewichtigen Einspruch erhob?"

„Ach was, Warnung; Münchhauseniaden haben Sie mir aufgetischt. Betrogen haben Sie mich."

„Ein starker Ausdruck, Gräfin."

„Von dem ich nicht ein Jota zurücknehme."

„Schade. Na ja. Also das mit dem feuchten Schimmer in den Augen, das ging nicht, Gräfin, das ging absolut nicht, dazu fehlt mir das Talent. Die kleine Lätizia war mir ja recht sympathisch, sogar ungewöhnlich sympathisch, aber rein menschlich, sehen Sie. Vatergefühle dürfen Sie von mir nicht erwarten. Offen und ehrlich, Gräfin: Vatergefühle halte ich für Schwindel. Eine Mutter, das ist etwas, da spricht die Natur. Aber ein Vater ist ein mehr oder minder unglücklicher Zufall. Nehmen wir mal an, Sie hätten es gegen mich auf einen dramatischen Coup abgesehen. Die Tür dort öffnet sich und herein kommt ein junger Herr oder eine junge Dame, ausgerüstet mit den erforderlichen Dokumenten und Indizien; Sie werden zugeben, daß sich wider einen normalen Mann von dreiundvierzig Jahren Dokumente und Indizien wie Sand am Meer finden lassen; dieser junge Herr oder die junge Dame also offeriert sich mir als Sohn beziehungsweise Tochter; ja, glauben Sie, daß ich auf einmal gerührt sein würde? daß da auf einmal das Vatergefühl emporschießen würde, mir nichts, dir nichts, wie der Dotter, wenn man auf ein rohes Ei tritt? Im Gegenteil. Ich würde sagen: Mein Herr, beziehungsweise mein Fräulein, Ihre Bekanntschaft gereicht mir zur Ehre, in allem übrigen aber kann ich Ihnen vorläufig nicht dienen. Es

wäre ja auch der Gipfel der Ungemütlichkeit, wenn man beständig darauf gefaßt sein müßte, daß einem zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alte unbezahlte Rechnungen in lebender Form präsentiert werden. Wo käme man da hin? Besitzt der Sprößling Takt, sei er nun männlichen oder weiblichen Geschlechts, so wird er sich einen solchen Schritt ohnedies reiflich überlegen und nicht durch unzeitgemäße Zudringlichkeit einem Mann lästig fallen, der gerade damit beschäftigt ist, die unterste Neige des Freudenbechers nach genießbaren Überbleibseln zu durchforschen. Die Entstehung der liebreizenden Lätizia, meine verehrte Gräfin, war mit so besonderen Umständen verknüpft und ging so offensichtlich unter Einmischung höherer Mächte vor sich, daß mein eigenes Zutun und meine unbedeutende Person daneben kaum in Betracht kam. Als ich das junge Mädchen kennenlernte, hatte ich ein Gefühl wie ein Wanderer, der einmal einen Kirschenkern an einer Wegstelle eingegraben hat, ohne sich viel dabei zu denken, und nach Jahren, da er wieder dieselbe Straße zieht, von einem Kirschbaum überrascht wird. Eine erfreuliche, aber auch eine natürliche Angelegenheit. Soll er deshalb ein unbescheidenes Triumphgeschrei ausstoßen? Soll er überall in der Nachbarschaft herumgehen und sagen: Mein Kirschbaum! seht mal, was für ein gewaltiger Bursche ich bin —? Oder soll er beim Eigentümer des betreffenden Grundstücks den Kirschbaum für sich beanspruchen, ihn entwurzeln, vielleicht gar bei Nacht und Nebel stehlen, um ihn irgendwohin zu befördern, er weiß selbst nicht wohin? Der Mann wäre doch ein Einfaltspinsel, Gräfin, ein Maniak, ein Phantast."

„Ich habe nur wenig Gemüt bei Ihnen vermutet, Herr von Crammon," antwortete die Gräfin erbittert, „aber so wenig doch nicht. Ich muß gestehen, da fehlen mir die Begriffe. Ist das nun die Anschauung von allen Männern, sagen Sie mir, oder sind Sie in dieser Beziehung ein Unikum? Es wäre tröstlicher für mich, wenn Sie ein Unikum wären, denn

ich müßte ja sonst auf die Menschheit traurige Schlüsse ziehen."

„Da sei Gott vor, gnädigste Gräfin, daß mich die Schuld träfe, ein so respektables Geistes- und Seelengleichgewicht wie das Ihre zu zerstören, da sei Gott vor," versetzte Crammon mit Eifer. „Nehmen Sie mich ruhig für eine Ausnahme. Ich bin es. Die meisten Leute, die ich kenne, sind stolz auf ihre Erzeugnisse, ob es nun Gedichte sind oder neue Westenmoden oder eine bisher noch nicht dagewesene Art, eine Gansleber zuzubereiten. Sie können gar nicht genug kriegen an Autorenruhm; wenn man sie von weitem sieht, muß man schon anfangen, Komplimente zu drechseln, und das Verlogenste schlucken sie mit einer Gier hinunter, daß man sich für sie schämt. Aber kein Koch, kein Dichter und kein Schneider kann so von Urheberbewußtsein geschwellt sein wie ein landläufiger bürgerlicher Vater. Dagegen ist ein Büffel eine feinnervige Kreatur. Mein ganzer Haß gegen die Institution der Familie rührt davon her, daß mir mal einer, dessen Hahnreischaft notorisch war, auf die Frage, wie er denn bei seiner und seiner Gemahlin brünetten Beschaffenheit zu zwei so hochblonden Knaben komme, ganz frech antwortete, seine Vorfahren seien Normannen gewesen. Normannen, ich bitte Sie! Und der Bursche war ein Jude aus Prag. Normannen!"

Die Gräfin schüttelte den Kopf. „Sie erzählen wieder einmal Geschichten," sagte sie, „und ich bin nicht für Geschichten, für die Ihrigen schon gar nicht. Sie lehnen also jede Verantwortung ab? Sie betrachten Lätizia als eine Fremde und verleugnen das süße Engelskind? Ist das der langen Rede kurzer Sinn?"

„Durchaus nicht, Gräfin. Ich bin zu jeder freundschaftlichen Annäherung bereit. Bloß darf man mich nicht festnageln und mir eine blümerante moralische Verpflichtung aufreden wollen. Meine Natur ist ihrer Hauptrichtung nach gelassen, aber in einem solchen Fall werde ich expeditiv. Doch versäu-

men wir die Zeit nicht mit Theorien; erzählen Sie mir, worin das Unglück der kleinen Lätizia besteht."

Den Abscheu, den ihr Crammon einflößte, unterdrückend, berichtete die Gräfin, daß sie vor vier Wochen plötzlich ein Telegramm Lätizias aus Genua erhalten habe. Die Depesche habe gelautet: Schicke mir Geld oder komme selbst so rasch du kannst. Sie sei sofort hingefahren und habe das Kind in einer erbarmungswürdigen Lage angetroffen. Von allen Mitteln entblößt, derart, daß sie ihren Schmuck habe versetzen müssen, um nur das Leben im Hotel bestreiten zu können; von der argentinischen Amme, die sie herübergebracht, tyrannisiert und hintergangen; die Zwillinge leidend, das eine an einem Darmkatarrh, das andere an einer Augenentzündung —"

„Zwillinge, sagen Sie? Zwillinge?" unterbrach Crammon bestürzt.

„Jawohl, so ist es, Sie sind Großvater von Zwillingen," erwiderte die Gräfin mit malitiöser Genugtuung.

„Wundersam sind die Fügungen des Herrn," murmelte Crammon, und seine Augen wurden ein wenig blöde, „Großvater von Zwillingen ... Das ist ein starkes Stück. Aber weiter, Gräfin. Die Sache sieht ja allerdings nicht humoristisch aus. Warum hat sie denn ihren Gatten verlassen? Und warum sind Sie nicht bei ihr geblieben?"

„Sie werden alles hören. Der Mensch hat sie mißhandelt, hat sich tätlich an ihr vergriffen. Sie ist unter eine Bande von Säufern, Räubern, Giftmischern, Pferdedieben, Fälschern und Ehrabschneidern geraten. Man hat ihr das Haus zum Kerker gemacht; man hat sie Hunger leiden lassen; man hat sie an Leib und Seele gequält und grausam bedroht; sie war ihres Lebens nicht sicher; wilde Tiere hat man abgerichtet, um sie zu schrecken; entsprungene Sträflinge wurden gedungen, die ihr auflauerten; Angst und Entsetzen brachten sie an den Rand des Grabes. Es war die Hölle. Ohne die Dazwischenkunft und edelmütige Hilfe eines deutschen Kapitäns, der ihr sein Schiff

zur Heimreise anbot, wäre sie elend zugrunde gegangen. Leider hatte ich nicht Gelegenheit, dem selbstlosen Retter zu danken; er war, als ich nach Genua kam, bereits abgereist. Aber Lätizia hat mir seine Adresse gegeben, und ich werde ihm schreiben."

„Sehr bedauerlich, das alles, und ich hatte auch nie etwas andres erwartet," sagte Crammon. „Ich hatte es geahnt, und ich hatte es prophezeit. Dieser Stephan Gunderam war mir von Anfang an odios wie ein Schaubudenbesitzer mit einer Blechtrompete. Ich hätte dem Individuum nicht einmal meinen alten Regenschirm anvertraut, wieviel weniger dieses junge Mädchen, dem alle Welt so köstliche Eigenschaften nachrühmt. Trotzdem mißbillige ich ihre Flucht. Waren die Verhältnisse bezeugtermaßen unerträglich, so hätte sie den rechtlichen und gesetzlichen Weg einschlagen müssen. Die Ehe ist ein Sakrament. Erst hineinspringen, als wär's der garantierte siebente Himmel, und kaum, daß man die Unannehmlichkeit, die doch für einen Menschen mit der minimalsten Grütze am Tage lag, zu schmecken bekommen hat, davonlaufen und mit zwei unterstands- und sprachlosen Erdenbürgern übers große Wasser wieder nach Hause dampfen, das ist weder folgerichtig noch nutzbringend. Dem kann ich keinen Beifall zollen."

Entrüstet erwiderte die Gräfin: „Also nach Ihrer Meinung hätte das Kind sich lieber sollen zu Tode foltern lassen?"

„Pardon, ich habe nur gesagt, was ich an ihrer Handlungsweise für falsch halte. Was sie hätte tun müssen, darüber steht mir kein Urteil zu. Den von der Kirche gesegneten Bund zu brechen und herd- und landflüchtig zu werden, halte ich für falsch. Es ist gottlos und führt zum Verderben. Und als Sie nun bei ihr waren, was geschah dann? Wozu hat sie sich entschlossen? Wo befindet sie sich jetzt?"

„In Paris."

„In Paris? Ei! Zu welchem Ende denn?"

„Sie will sich erholen. Ich gönn es ihr. Sie braucht es."

„Ich zweifle nicht, Gräfin, aber der Übergang scheint mir ein wenig unvermittelt. Und hat sie Ihre Gesellschaft geradezu verschmäht, oder haben Sie persönlich keine Vorliebe für Erholungsreisen nach Paris?“

Die Gräfin wurde verlegen. Sie runzelte die Brauen; ihre hochroten Bäckchen glänzten heiß. „Sie hatte im Hotel die Bekanntschaft eines Vicomte Seignan-Castreul gemacht,“ erzählte sie stockend; „er war mit seiner Schwester dort. Sie luden Lätizia ein, sie solle mit ihnen nach Paris und dann auf ihr Schloß in der Bretagne kommen. Das Kind, in Tränen aufgelöst, sagte zu mir: Tante, ich möchte so gern, und ich kann doch nicht, ich habe ja keinen Pfennig Geld. Das zerriß mir das Herz, und ich raffte zusammen, was möglich war: fünftausend Franken im ganzen. Das liebe Geschöpf dankte mir innig und reiste mit dem Vicomte und der Vicomtesse ab, nachdem sie mir versprochen hatte, daß wir uns im Oktober in Baden-Baden treffen würden.“

„Und die Zwillinge, wo sind die unterdessen?“

„Die hat sie natürlich mitgenommen. Die Zwillinge, die argentinische Amme, eine englische Nurse und eine Zofe.“

„Ihre Generosität hoch in Ehren, Gräfin, aber der Vicomte samt der Vicomtesse gefällt mir nicht.“

Die Gräfin schluchzte plötzlich laut. „Mir auch nicht,“ rief sie, das Gesicht in die Hände drückend, „mir ja auch nicht. Wenn nur da nicht wieder neues Unglück für das Kind daraus entspringt. Aber was sollt ich tun? Kann man ihr denn widerstehen? Ich war ja so froh, sie wieder zu haben; ich hatte das Gefühl, als wäre sie mir auferstanden. Nein, der Vicomte war mir nicht im mindesten sympathisch. Ein dämonischer Charakter.“

„Dämonische Charaktere sind immer Schwindler, Gräfin,“ sagte Crammon trocken. „Ein anständiger Mensch ist nie dämonisch. Es ist überhaupt ein Schwindelwort.“

„Herr von Crammon,“ erwiderte die Gräfin entschlossen,

„von Ihnen erwarte ich aber jetzt, daß Sie sich als ein Charakter benehmen, ein Charakter im schönen Sinn des Wortes. Kommen Sie nach Baden-Baden, wenn Lätizia da ist. Kümmern Sie sich um die, die Ihnen die Nächste im Leben ist. Machen Sie Ihr Unrecht und Ihr Versäumnis wieder gut . . .“

„Um aller Heiligen willen, das nicht,“ wehrte sich Crammon voll Schrecken; „Erkennungsszene, Rührung, Einander-in-die-Arme-Stürzen, Zerknirschung, Taschentuch; nur das nicht! Alles, was Sie wollen, nur das nicht.“

„Keine Ausreden, Herr von Crammon, es ist Ihre Pflicht!“ Die Gräfin hatte sich erhoben und blickte majestätisch. Es half Crammon nichts, daß er sich wand und drehte, daß er bat und beschwor, die Gräfin entließ ihn erst, als er sein Ehrenwort gegeben hatte, daß er Ende Oktober, spätestens Anfang November in Baden-Baden sein werde.

Als die Gräfin allein war, schritt sie noch eine Weile pustend und erhitzt auf und ab, dann rief sie ihre Gesellschafterin. „Schicken Sie mir den Kellner, Stöhr,“ ächzte sie, „mir ist schwach vor Hunger.“

Das Fräulein vollzog den Befehl.

2

Als Frau Richberta Wahnschaffe, während einer ihrer seltenen Ausfahrten, eines Tages im Elektromobil gegen Schwanheim fuhr, bemerkte sie am Eingang zum Poloplatz eine Gruppe von jungen Leuten; unter diesen war einer, der sie so lebhaft an Christian erinnerte, ein Schlanker, edel sich Bewegender, ihr ein so täuschendes Gefühl von Christians Nähe gab, daß sie dem Lenker zu halten gebot und mit matter Stimme ihre Begleitdame ersuchte, sie möchte hinübergehen und sich erkundigen, wer der junge Mensch sei.

Die Dame gehorchte; Frau Richberta, der Gruppe zuge-

wandt, harrte regungslos. Man erteilte der Botin bereitwillig Auskunft; sie kam zurück und meldete: „Der Herr ist ein Engländer, Frau Geheimrat; er heißt Anthony Potter."

„So; ach so," sagte Frau Wahnschaffe; weiter nichts. Und ihr Interesse war geschwunden.

Am gleichen Abend wurde ihr ein Brief überreicht, der mit der Eilpost angelangt war. Sie erkannte Christians Handschrift. Vor ihren Augen tanzte alles durcheinander. Das erste, was sie lesen konnte, war der Name eines kleinen Frankfurter Hotels vom dritten Rang. Nach und nach festigte sich ihr Blick, und sie las: „Liebe Mutter, ich bitte dich, mir morgen im Lauf des Vormittags eine Unterredung zu gewähren. Heute ist es zu spät, als daß ich noch kommen könnte; ich bin den ganzen Tag gereist und daher zu müde. Wenn ich nichts weiter höre, bin ich um zehn Uhr draußen. Daß wir allein sein werden, hoffe ich zuversichtlich."

Der einzige Gedanke der Frau war: Endlich. Sie sagte es laut vor sich hin: „Endlich".

Sie schaute auf die Uhr: es war zehn. Noch zwölf Stunden! Wie sollte sie diese zwölf Stunden hinbringen? Das ganze vergangene Leben schien ihr kürzer zu sein als diese vor ihr liegenden zwölf Stunden.

Sie ging hinunter; ging durch die leeren Säle, in denen es dunkel war, durch die Marmorhalle mit den Wandsäulen, den riesigen Speisesaal mit den Spiegeln, in denen der Rest des Sommerabends verglomm; sie ging in den Park und hörte eine Nachtigall schlagen. Sterne blitzten auf, ein Brunnen rauschte, von weither tönte Musik. Zurückgekehrt, fand sie, daß erst fünfzig Minuten verflossen waren. Ein Ausdruck von Wut entstellte ihr kaltes und starres Gesicht. Sie erwog, ob sie nicht in die Stadt fahren solle, in das kleine Hotel dritten Ranges; sie verwarf den Plan wieder: er schlief ja, er war von der Reise ermüdet. Aber warum ist er dort? fragte sie sich, in dem geringen Hause, unter fremden und geringen Leuten?

Sie setzte sich in einen Lehnstuhl, und was nun in ihr vorging, war ein erbitterter Zweikampf mit der trägen Zeit, von jetzt bis Mitternacht, von Mitternacht bis zum ersten Grauen des Tages, vom ersten Grauen bis zum Frührot, vom Frührot zum erwachten Morgen, vom Morgen bis zur zehnten Stunde.

3

Wo Johanna Schöntag den Fuß hinsetzte, wurde ihr Liebe entgegengebracht. Auch die Verwandten, bei denen sie wohnte, behandelten sie mit zärtlicher Achtung. Sie gewann dadurch nicht in ihren eignen Augen, sie verlor. Ihre rabulistische Erwägung war: wenn ich diesen gefalle, was kann dann viel an mir sein?

Sie sagte: „Es gibt nichts Witzigeres als die Tatsache, daß ich in dieser Stadt lebe, in der alle Menschen so mutig ‚Ich' sagen. Ich bin ja das direkte Gegenteil von Ich."

Nichts war wert, getan zu werden, nicht einmal, was im Innersten täglich drängte: den Weg zu Christian zu suchen. Sie wartete auf den Zwang; der wollte nicht kommen. Sie verspielte sich. Da saß sie still in einer Ecke und ließ ihre klugen Augen über Gegenstände und Gesichter schweifen; und sie dachte: hätte der mit dem Vollbart die Nase von dem mit der Glatze, so sähe er vielleicht wie ein Mensch aus. Oder: warum sind sechs Rosetten an der Leiste über dem Türstock, warum nicht fünf, warum nicht sieben? Damit quälte sie sich; die falsch plazierte Nase und die Rosettenzahl wurden Weltverbesserungsprobleme; auf einmal lachte sie dann und errötete, wenn sich Blicke auf sie richteten.

Jede Nacht, bevor sie entschlummerte, fiel ihr Amadeus Voß ein und daß sie versprochen hatte, ihm zu schreiben. Morgen, dachte sie und ergriff die Flucht in den Schlaf. Sein Brief lastete in ihrem Gedächtnis als das Peinvollste, was ihr je

geschehen. Bisweilen tauchten Worte daraus auf, die sie unruhig machten: z. B. das von der Sehnsucht des Schattens nach seinem Körper, für sie ein rätselhaftes und lockendes Wort. Alle Stimmen von außen warnten. Die Warnung erhöhte den Reiz. Man genoß die Furcht, indem man sie wachsen ließ. Eine lebhafte Verwirrung im ganzen, Ding im Spiegel von Spiegeln her. Endlich schrieb sie doch; der Pfeil schnellte von der Sehne.

Sie trafen sich am Kurfürstenplatz und gingen durch die Kastanienallee gegen Charlottenburg. Um die Zeit zu begrenzen, sagte Johanna, sie müsse in einer Stunde wieder zu Hause sein. Aber der Weg, den sie nahmen, raubte ihr die Hoffnung auf ein knapp befristetes Zusammensein; sie ergab sich. Um ihre Beklommenheit zu verhehlen, glossierte sie Bäume, Häuser, Denkmäler, Tiere und Menschen; Voß bewahrte trockenen Ernst. Da wandte sie sich ungeduldig zu ihm: „Nun, Herr Hofmeister, wollen Sie sich nicht ein wenig mit dem artigen kleinen Schüler unterhalten, den Sie spazieren führen?"

Aber Voß hatte kein Verständnis für den bangen Humor in dieser Zurechtweisung. Er sagte: „Sie haben leichtes Spiel mit mir; Sie brauchen bloß zu spotten, und ich komme schon zu Fall. An so viel Schlüpfrigkeit muß ich mich erst gewöhnen. Es ist ein schlechtes Fluidum zwischen uns. Sie sehen mich immer so prüfend an, als hätte ich ein Loch im Ärmel oder einen Schmutzfleck auf dem Kragen. Ich hatte mir vorgenommen, mit Ihnen wie mit einem Kameraden zu reden. Es geht nicht. Sie sind eine junge Dame, und das ist etwas, wofür ich rettungslos verloren bin."

Johanna antwortete sarkastisch, es beruhige sie immerhin, daß wenigstens ihre Person und Gegenwart ihm Rücksichten auferlegten, deren sie sich vorher nicht von ihm zu erfreuen gehabt. Voß stutzte und erriet, was sie im Sinn hatte, erst aus ihrer verächtlichen Miene. Er senkte den Kopf, schritt eine Weile schweigend, dann sammelte sich Erbitterung in

seinem Gesicht. Johanna, geradeaus sehend, spürte die Gefahr; sie hätte sie von sich abwenden können; eine liebenswürdige Phrase, und er hätte sich nicht vorgewagt, das wußte sie. Aber sie verschmähte es, sie wollte ihm trotzen und sagte frech, sie sei durchaus nicht gekränkt darüber, daß sie ihn enttäusche, sie hätte in der Beziehung keine Ambition. Voß nahm auch dieses hin, duckte sich noch tiefer zum Angriff; da fragte Johanna in harmlosem Ton, ob er noch Christian Wahnschaffes Wohnung innehabe und, auch jetzt noch, Verwalter aller Briefangelegenheiten seines Freundes sei?

Nein, erwiderte Voß auffallend sachlich, er sei von dort ausgezogen, seine Mittel erlaubten ihm derartigen Aufwand nicht mehr; da ihm das mokante Lippenverziehen Johannas bewies, daß ihr die Verhältnisse nicht unbekannt waren, fügte er gelassen hinzu, er wolle lieber sagen, die Wahnschaffesche Geldquelle sei versiegt. Er hause in einer Studentenbude in der Ansbacher Straße und habe sich somit wieder in der Armut eingerichtet. So arm freilich finde er sich noch nicht, daß er sich das Vergnügen verweigern müsse, einen Gast zu empfangen. Ob er sie einladen dürfe, den Tee bei ihm zu nehmen. Weshalb sie darüber lache? Natürlich, er habe vergessen: junge Dame. Ob er sie dann wenigstens in einer Konditorei bewirten dürfe?

Alles das erregte Johannas Spott und Ungeduld.

Es war Sonntag, trübes Wetter; der Abend dunkelte bereits. Aus den Pavillons in Wirtsgärten rauschte Musik. Viele Soldaten begegneten ihnen, jeder mit seinem Mädchen. Johanna spannte den Schirm auf und ging müde. „Es regnet ja nicht,“ sagte Voß. Sie antwortete: „Ich tu es bloß, damit ich nicht an den Regen zu denken brauche.“ Der eigentliche Grund war, daß sie ihn vermittels des aufgespannten Schirmes ein bißchen weiter von sich weghalten konnte. „Wann treffen Sie Christian?“ fragte sie plötzlich mit hoher Stimme, nach rechts hinüber, wo niemand war, „sehen Sie ihn oft?“ Gleich

bereute sie die Frage, mit der sie sich in den Augen des Lauernden eine Blöße gegeben zu haben glaubte.

Aber Voß hatte gar nicht gehört. „Sie tragen mir noch immer die Geschichte mit dem Brief nach," fing er an; „können es nicht verzeihen, daß ich mich in Ihr Geheimnis eingeschlichen habe. Was ich Ihnen zum Ausgleich gegeben, das ahnen Sie nicht. Daß ich mein Innerstes vor Ihnen aufgerissen habe, daran verschwenden Sie keinen Gedanken. Es ist Ihnen wohl kaum klar geworden, daß alles, was ich Ihnen über Christian Wahnschaffe schrieb, Konfessionen über mich waren, wie sie selten ein Mensch dem andern macht. Auf Umwegen allerdings, aber was wissen Sie vom Umweg. Ich habe wahrscheinlich Ihre Fassungskraft und Ihren guten Willen überschätzt."

„Wahrscheinlich," gab Johanna zurück; „aber auch meine Gutmütigkeit; denn Sie sind wieder einmal hervorragend grob. Sie hätten ja recht mit dem, was Sie sagen, wenn Sie nicht eines außer acht ließen, nämlich, daß eine Basis von Sympathie da sein muß, wenn solche Forderungen erfüllt werden sollen."

„Sympathie!" höhnte Voß; „damit locken Sie keinen Hund vom Ofen. Was Sie so heißen, ist bürgerliches Spülwasser. Lau, flau, grau. Zur echten wieder gehört so viel Aufmerksamkeit des Herzens, daß der, der sie empfindet, ihren Namen verschweigt, weil er zu gemein geworden ist. Ich habe ja nicht auf Sympathie gerechnet. Eine solche Distanz wie die von mir zu Ihnen läßt sich nicht durch ein Allerweltsbindemittel beseitigen. Ihre Kälte, Ihre Fremdheit, Ihre Ironie, glauben Sie, ich hätte nichts davon gewittert? Glauben Sie, ich bin der Dickhäuter, der unbekümmert in eine Rosenhecke hineinsteigt, weil er im voraus weiß, daß ihm die Stacheln nichts anhaben können? O nein, Fräulein. Jeder einzelne Dorn ritzt meine Haut. Ich sage Ihnen das nur, damit Sie künftig wissen, was Sie tun. Jeder einzelne Dorn ritzt schmerz-

haft die Haut. Es war mir von Anfang an klar, und ich habe es doch auf mich genommen. Ich habe mich eingesetzt mit allem, so wie ich hier bin und stehe, habe mich zusammengerafft von oben bis unten und mich hingeworfen vor Sie, ohne zu überlegen, was daraus entstehen würde. Ich wollte mich einmal dem Fatum ganz und gar in die Hände geben."

„Ich muß umkehren," sagte Johanna und klappte ihren Schirm zu, „ich muß einen Wagen nehmen. Wo sind wir denn?"

„Ansbacher Straße, Ecke Augsburger Straße. Im dritten Hause dort, dritten Stock, wohne ich. Kommen Sie für eine Stunde zu mir. Lassen Sie es ein Zeichen sein, daß ich ein gleichgestellter Mensch in Ihren Augen bin. Sie können sich nicht vorstellen, was für mich davon abhängt. Es ist ein greulich ödes Loch, aber wenn Sie die Schwelle überschreiten, wird es für mich fortan ein Raum sein, in dem man atmen kann. Zu betteln ist meine Art sonst nicht; diesmal bettle ich. Der Argwohn, den Sie hegen, ist begründet: ja, ich habe es planmäßig betrieben, Sie so weit zu bringen; es war meine geheime Absicht, aber nicht erst seit heute, sondern seit Wochen, ich weiß gar nicht mehr, seit wie lange. Jedes andere Mißtrauen weise ich zurück."

Er stammelte die Worte und zerhackte sie. Johanna sah hilflos zu Boden. Sie war zu schwach, der leidenschaftlichen Beredsamkeit des Menschen zu widerstehen, so abstoßend und beängstigend diese auch auf sie wirkte. Zudem lag eine gruselige Verlockung darin, sich vorzuwagen, ins Feuer zu langen, den Brand zu schüren, sich in Gefahr zu stürzen und zuzusehen, was geschah. Das Leben war so leer; man mußte etwas zu naschen, etwas zu erwarten, etwas zu fürchten haben. Näher an die Abgründe heran, die bittern Dünste schmecken, nur über die letzten Schranken nicht hinaus. Einstweilen Zeit zu gewinnen, war geboten. „Nicht heute," sagte sie mit verschleiertem Ausdruck, „ein andermal. Nächste Woche. Nein, drängen

Sie mich nicht. Vielleicht Ende dieser Woche. Vielleicht Freitag. Wozu es soll, ist mir zwar unklar, aber es mag sein, Freitag will ich kommen."

„Abgemacht also; Freitag um die gleiche Stunde." Er forderte ihre Hand; sie reichte sie zaghaft, fühlte sie voll Widerwillen umschlossen. Ihr Blick aber war fest, beinahe herausfordernd.

4

Als Christian eintrat, stand Frau Richberta säulenhaft in der Mitte des Zimmers. Ihre Arme waren unterhalb der Brust leicht verschränkt. Es ging eine Welle von Blässe über sie, die sie spürte wie etwas Nasses. Christian näherte sich ihr, sie wandte das Gesicht und schaute aus den Augenwinkeln zu ihm, versuchte zu sprechen, doch kamen ihre Lippen bloß zu nervösem Zucken. Christian verlor die Unbefangenheit, die aus seinem Nichtdenken stammte; was ihn hergeführt, erschien ihm auf einmal ungeheuerlich. Stumm blieb er stehen.

„Wirst du längere Zeit hier bleiben?" fragte Frau Richberta mit einer rauhen Kehlstimme; „ich denke doch. Ich habe dein Zimmer richten lassen. Du findest alles in bester Ordnung vor. Daß du die Nacht in einem Hotel verbracht hast, war eine übertriebene Rücksicht von dir. Kennst du deine Mutter nicht gut genug, um zu wissen, daß das Haus immer bereit ist, dich zu empfangen?"

„Es tut mir leid, Mutter," antwortete Christian, „aber mein Aufenthalt ist nur nach Stunden bemessen. Ich kann und darf nicht bleiben. Ich muß mit dem Fünfuhrzug wieder nach Berlin zurück. Es tut mir leid."

Jetzt drehte Frau Wahnschaffe das Gesicht Christian zu, mit solcher Langsamkeit, daß die Bewegung marionettenhaft wirkte. „Es tut dir leid; sieh da," murmelte sie, „ich hätte

kaum so viel erwartet. Aber alles ist gerichtet, Christian; dein Bett, die Schränke, alles ist instand. Du warst ja lange nicht da. Ich habe dich lange nicht gesehen. Laß mich nachdenken: anderthalb Jahre wenigstens. Pastor Werner hat mir von dir erzählt. Ich goutierte es nicht. Er war zwei-, dreimal bei mir; ich konnte seine Berichte immer nur in kleinen Dosen anhören. Ich glaubte, der Mann habe Halluzinationen gehabt. Dabei drückte er sich immer sehr vorsichtig aus. Ich sagte: Unsinn, Herr Pastor, so etwas tut man doch nicht. Du weißt ja, Christian, in gewissen Dingen bin ich begriffsstutzig. Nun, wie siehst du aus, mein Sohn ...? Du bist verändert. Kleidest du dich jetzt anders, sag mal? Warum kleidest du dich denn anders als früher? Sonderbar. Verkehrst du denn nicht mehr in guter Gesellschaft? Und was da der Pastor gefabelt hat von freiwilliger Armut, von Entbehrungen, die du auf dich nehmen willst, von ... mein Gott, ich weiß nicht mehr wovon noch, sag mal, hat das wirklich einen ernsten Hintergrund? Ich verstehe es nämlich nicht."

Christian sagte: „Möchtest du dich nicht ein wenig zu mir setzen, Mutter? Du stehst so da, man kann dabei nicht ordentlich sprechen."

„Gut, Christian, setzen wir uns und sprich. Es ist nett von dir, daß du es so sagst."

Sie nahmen auf dem Sofa nebeneinander Platz, und Christian fuhr fort: „Ich bin zweifellos in deiner Schuld, Mutter. Ich hätte nicht warten sollen, bis du durch Fremde erfährst, was ich beschlossen und getan habe. Ich sehe jetzt, daß das unsre Verständigung erschwert. Es ist so unangenehm und umständlich, über sich selbst zu reden; doch muß es vielleicht sein, denn was die andern Leute erzählen, ist meistens grundfalsch. Ich dachte manchmal daran, dir zu schreiben; es ging nicht; schon im Gedanken an das Schreiben wurde jedes Wort schief und unwahr. Ganz ohne Anlaß herzukommen und Erklärungen zu geben, fühlte ich kein Bedürfnis. Es schien mir,

es müßte so viel Vertrauen vorrätig sein, daß ich mich und meine Handlungsweise nicht ausführlich zu rechtfertigen brauchte. Besser, dachte ich mir, ist Bruch und Loslösung, weil nicht gesprochen wurde, als unzeitiges Beschwatzen und dann doch Bruch und Loslösung, weil man nicht verstanden worden und zu viel Überflüssiges gesagt worden ist."

„Du sprichst von Bruch und Loslösung," erwiderte Frau Wahnschaffe starrblickend, „sprichst so, als drohte sie erst; seelenruhig, als wärs eine Strafe für Kinder und du längst damit im klaren. Gut, Christian, gut, Bruch und Loslösung möge sein, du wirst mich zu stolz finden, deinen Sinn und Entschluß zu beeinflussen; ich bin die Mutter nicht, die von ihrem Sohn Anhänglichkeit als Almosen nimmt, die Frau nicht, die in deine Welt greifen will, und der Mensch nicht, der um ein verweigertes Recht prozessiert. Was mir zusammenbricht, braucht dich nicht aufzuhalten, aber gib mir wenigstens ein Wort, an das ich mich klammern kann im Alleinsein und beständigen Grübeln und Fragen. Die Luft antwortet nicht, das eigne Hirn nicht, die Menschen nicht; erkläre du also, was du eigentlich tust und warum du es tust. Du bist nun da, endlich da, ich kann dich sehen und kann dich hören, erkläre also."

Die eintönig und hohl hingesprochene Rede berührte Christian stark, minder durch das Ausgedrückte als durch Haltung und Gebärde der Mutter, den strengen, verlorenen Blick, durch das, was an Gram zu spüren war und an Kälte vorgetäuscht wurde. Das traf ihn und riß Verschlossenes auf. Er sagte: „Mutter, es ist nicht leicht, das Leben zu erklären, das man lebt, und die Ereignisse, die ihre Notwendigkeit von unbestimmter Zeit her in sich tragen. Wenn ich die ganze Vergangenheit durchsuche, kann ich doch nicht sagen, wo es begonnen hat, wann und womit. Wen das Licht blendet, der will an einen Ort, wo es dunkel ist; wer übersättigt ist, dem ekelt vor der Speise; wer sich nie an eine Sache hingegeben hat, der fühlt

sich beschämt und möchte sich bewähren. Aber das erklärt das Wesentliche nicht. Sieh mal, Mutter: die Welt, wie ich sie nach und nach kennengelernt habe, ich meine die von Menschen stammenden Einrichtungen, darin liegt ein großes, dem gewöhnlichen Gedankengang unfaßbares Unrecht. Worin eigentlich dieses Unrecht besteht, kann ich nicht formulieren. Kein Mensch kann es einem sagen, nicht der glückliche, nicht der elende, nicht der gelehrte, nicht der simple. Es ist einfach da, und man begegnet ihm auf Schritt und Tritt. Es hilft nichts, darüber nachzudenken; man muß, wie ein Schwimmer, der seine Kleider von sich wirft, ins Element hinein und muß hinuntertauchen bis auf den untersten Grund, um zu erforschen, wo die Wurzel und der Ursprung ist. Danach kann einen eine Sehnsucht ergreifen, die alle andern Interessen und Bestrebungen verdrängt und einen nicht mehr los läßt. Es ist ein Gefühl, das ich dir nicht schildern kann, Mutter, auch nicht, wenn ich von jetzt bis in die Nacht zu dir reden würde. Es geht durch und durch, durch den ganzen Menschen, durch die ganze Existenz, und will man sich ihm entziehen, so wird es nur um so heftiger."

Er erhob sich unter dem Druck einer neuartigen Erregung, die sich seiner bemächtigte, und fuhr etwas rascherſprechend fort: „Nicht im Unterschied von arm und reich besteht das Unrecht. Nicht in der Willkür hier, im Erleiden dort. Nicht in dem. Sieh mal, wir alle sind in der Anschauung aufgewachsen, daß das Verbrechen seine Sühne findet, daß auf Schuld Strafe folgt, daß jede Tat ihren Lohn bereits in sich trägt, mit einem Wort, daß eine Gerechtigkeit vorhanden ist, die, wenn nicht vor unsern Augen, so doch über unsern Köpfen alles ausgleicht, ordnet und vergilt. Das aber ist nicht wahr. Ich glaube nicht an Gerechtigkeit. Es gibt keine Gerechtigkeit. Es ist nicht möglich, daß es eine gibt, sonst wäre das Leben, das die Menschen führen, nicht so wie es ist. Und wenn es nun keine Gerechtigkeit gibt, von der die Menschen gewohnt sind zu sprechen und auf die sie sich verlassen, wenn unter ihnen ein Unrecht ge-

schieht, so muß im Leben der Menschen selbst die Quelle des Unrechts verborgen sein, und man muß ausfindig machen können, wo sie steckt. Man kann es aber nicht ausfindig machen von außen; man muß innen sein, innen und drunten. Siehst du, das ist es. Jetzt begreifst du vielleicht."

Ein unermeßliches Erstaunen malte sich in den Zügen der Frau. Sie hatte dergleichen nie vernommen, noch war sie darauf gefaßt gewesen, es je zu vernehmen, am wenigsten von ihm, dem Schönen, Festtäglichen, aller Niedrigkeit Entrückten, als der er noch immer durch ihre abgekehrten Vorstellungen wandelte. Sie wollte antworten, ja glaubte schon zu antworten: Deines Amtes ist so etwas zuletzt, denn dafür bist du nicht geboren und kannst du nicht sein. Schon hatten die verzweifelten Worte ihr Gesicht mit Verzweiflung überdüstert, da sah sie ihn an und sah, daß er wohl entrückt war, aber nicht der Sphäre, die sie haßte, mied und für ihn fürchtete, sondern ihr, ihr selbst, ihrer Welt, seiner Welt, sich selbst. Sie sah einen fast Unbekannten in einem geistergleichen Schimmer; Ahnung umzuckte ihre gefrorene Seele; die Sehnsucht, von der er gesprochen, obschon ihr sogar im Worte fremd, war in der Ahnung drinnen; Angst vor völliger Einbuße seiner Liebe ließ Jahre hinter ihr als versäumte Jahre erscheinen; scheu sagte sie: „Du hast angedeutet, ein besonderer Anlaß habe dich hergeführt; was ist es denn?"

Christian setzte sich wieder. „Es ist etwas sehr Heikles," entgegnete er. „Ich habe die Reise angetreten, ohne mir Rechenschaft zu geben, wie heikel es ist. Erst jetzt wird es mir bewußt. Deine Perlenschnur ist die Ursache, weshalb ich komme. Das Weib, das ich zu mir genommen habe, Karen Engelschall, du weißt ja von ihr, wünscht sich deine Perlenschnur, Mutter. Und ich, ich habe versprochen, sie ihr zu bringen. Eines ist so seltsam wie das andre. Wenn man es so rundweg sagt, klingt es wie Sinnesverwirrung." Er lächelte; er lachte; doch sein Gesicht war bleich geworden.

Frau Wahnschaffe sprach nur seinen Namen aus: „Christian.“ Sonst nichts; leise, gedehnt, tonlos, mit lang hingezischtem S.

Christian fuhr fort: „Ich sagte, ich hätte sie zu mir genommen ... das ist aber nicht die richtige Bezeichnung. Es war ja geradezu ein kritischer Moment für mich, als ich sie fand. Viele haben sich gewundert, daß ich ihr nicht eine angenehme, luxuriöse Existenz geschaffen habe, als es noch in meiner Macht stand. Aber damit hätte ich nichts erreicht. Ich hätte den Zweck ganz und gar verfehlt. Und sie selbst war ja weit entfernt davon, es zu verlangen. Wären ihre Angehörigen nicht, die sie beständig hetzen und aufstacheln, so würde sie sich ganz zufrieden fühlen. Man schwatzt ihr zu viel vor. Natürlich versteht sie nicht, was ich will; oft betrachtet sie mich wie einen Feind; soll man darüber erstaunen, nach einem solchen Leben? Mutter, du kannst mir getrost glauben, wenn ich dir versichere, ein solches Leben kann durch alle Perlen der Welt nicht vergessen gemacht werden.“

Er sprach unzusammenhängend und äußerst nervös; die Finger spielten umeinander, die Stirne faltete, entfaltete sich, das Gesagte und zu Sagende peinigte ihn, der eben erst gewonnene Eindruck in das Ungeheuerliche seines Begehrens, die eben erst emporgetauchte Möglichkeit, daß er damit abgewiesen werden könne, jagte ihm das Blut zum Herzen. Da Frau Richberta laut- und regungslos blieb und ein greisenhafter Verfall ihrer Züge im Lauf von wenigen Minuten vor sich ging, trieb ihn der Schrecken wieder zu Worten. „Eine Ausgestoßene, eine Verachtete, das ist sie freilich, oder war es vielmehr, aber darüber zu rechten, ist nicht erlaubt. Durch Zufall ist ihr dein Bild mit der Perlenkette in die Hand gekommen. Vielleicht war ihr, als ständest du in Person vor ihr, und da empfand sie, was Ausgestoßensein und Verachtetsein ist. Du und sie: das durfte vielleicht nicht sein. Und die Perlen an dir, die konnten in ihren Augen alles ausgleichen, das packte sie

wie Wahnsinn. Übrigens will sie die Kette nicht behalten, und ich würde auch nicht zugeben, daß sie sie behält. Ich bürge dafür, insofern dir eine Bürgschaft ohne andere Unterlagen als mein Wort etwas gilt. Ich liefere dir die Perlen wieder ab, und du magst selbst die Frist bestimmen, nach der es zu geschehen hat. Nur darfst du mich in dieser Verlegenheit nicht im Stich lassen."

„Du törichter Sohn," sagte Frau Wahnschaffe tiefaufatmend.

Christian schaute zu Boden.

„Du törichter Sohn," sagte Frau Richberta abermals, und ihre Lippen bebten.

„Warum sagst du das?" flüsterte Christian betroffen.

Frau Richberta erhob sich und winkte ihm mit matter Geste; er folgte ihr in das Schlafgemach. Sie nahm aus einer Schatulle einen Schlüssel und öffnete damit die wuchtige Stahltür des in die Mauer gebauten Tresors. Er enthielt ihren Juwelenschatz: Diademe, Agraffen, Armbänder, Broschen, Spangen, Ringe, Nadeln und Edelsteingehänge. Sie griff nach der Perlenkette, und als sie sie in der Hand hielt, schleifte das untere Ende der Schnur den Boden. Die Perlen waren von beinahe vollkommener Gleichmäßigkeit und seltener Größe. Frau Richberta sagte: „Diese Perlen, Christian, sind für mich mehr gewesen, als gewöhnlich Schmuck für eine Frau ist. Dein Vater hat sie mir nach deiner Geburt geschenkt. Ich trug sie stets im Gefühl eines Dankes, der sich um dich bewegte. Ich schäme mich nicht, es zu gestehen. Innerhalb des Ringes, auf den sie gereiht sind, standen nur wir beide, du und ich. Seitdem du so wunderliche Wege gingst, habe ich sie nicht mehr berührt und angeschaut; ich glaube, sie sind krank geworden; sie sind so gelb, und einige haben keinen Glanz. Dachtest du im Ernst, ich könnte dir etwas verweigern, worum du bittest, sei es, was es sei? Es ist wahr, deine Wege sind allzu wunderlich für mich. Das Hirn verschwimmt mir zu Nebel, wenn ichs fassen will;

ich bin wie blind und lahm. Heute hat eine Stimme für dich gesprochen; ich will sie nicht verlieren; sonst klagten sie nur. In mir schaudert alles, doch fang ich wieder an, dich zu sehen. Wenn du bittest, muß ich geben, und du mußt es wissen und weißt es auch; wüßtest dus nicht, wärst du nicht gekommen. So nimm." Sie wandte sich ab, und während sich ihr Gesicht krampfhaft zusammenzog, reichte sie ihm mit ausgestrecktem Arm die Perlenkette. „Dein Vater darf es nie erfahren," murmelte sie. „Wenn du die Perlen wiederbringen willst, dann bring sie womöglich selber; für wen sie bestimmt sind, will ich nicht denken, tu mit ihnen, als wären sie dein Eigentum."

Eigentum; Christian lauschte dem Wort nach; es drang nicht in ihn ein, es fiel vor ihm nieder und versank wie ein Stein im Wasser. Es hatte seinen Sinn für ihn verloren. Auch schaute er die Perlen an, als ob sie Spielzeug seien; gleichgültig; verwundert, daß er sich deswegen so bemüht, so viel deswegen hatte reden müssen. Ihre Kostbarkeit, der Millionenwert, war ihm kein Bewußtsein mehr, sondern nur Erinnerung an Gehörtes. Darum empfand er den Besitz oder die Überlassung nicht als Bürde; die Art, wie er die Kette in eine Schachtel verpackte, die Frau Richberta hervorgesucht, hatte etwas zerstreut Geschäftsmäßiges und sein Dank eine Förmlichkeit, die das Vergessen aller Hindernisse bewies, die er am Anfang aufgetürmt gesehen.

Er blieb noch eine Stunde bei der Mutter, sprach aber nur wenig, und die Umgebung, die Zimmer mit ihrem Reichtum, die Luft des Hauses, die Stille, die Feierlichkeit, die Trägheit, die Leerheit und Entlegenheit, all das schien ihn zu beunruhigen. Frau Richberta merkte es nicht; sie redete, schwieg, redete, schwieg, und in ihren Augen irrte die Angst vor der vergehenden Zeit; als Christian aufstand, um sich zu verabschieden, wurde ihr Gesicht fahl, nur mit höchster Anstrengung beherrschte sie sich; dann aber, allein, griff sie nach einem Halt,

umklammerte eine der geschnitzten Säulen an ihrem Bett, tat einen Schrei — und plötzlich lächelte sie.

Es konnte ein Wahn sein, der das Lächeln erzeugte, es konnte eine mit Blitzgewalt aufgeflammte Erkenntnis sein.

5

Nach seiner Rückkehr aus Afrika war Felix Imhof ein nahezu ruinierter Mann. Mißglückte Minenspekulationen hatten den größten Teil seines Vermögens verschlungen. Doch seiner Haltung tat dies keine Einbuße.

Steter Aufenthalt in Luft und Sonne hatte ihm die Haut schwärzlich gebräunt. Seine Freunde aus der Boheme nannten ihn den Abessinierfürsten. Er war noch hagerer geworden, seine Augen quollen noch gieriger aus den Höhlen, sein Lachen und Reden war noch lärmender, sein Lebenstempo noch überstürzter. Fragte man ihn nach seinem Befinden, so antwortete er: „Für zwei Jahre habe ich noch Puste, dann heißts: Zieh Kitt, Junge."

Er hatte eine Wohnung in München und eine in Berlin, aber seine verwickelten und zahlreichen Geschäfte führten ihn jede Woche in eine andre Stadt.

Politische Freunde beredeten ihn, sich an der Gründung einer großen linksliberalen Zeitung zu beteiligen. Er sagte zu. Das Schlagwort vom Theater der Massen tauchte auf; er setzte einen Ehrgeiz darein, unter denen genannt zu werden, die für die neue Heilsidee wirkten. In dem von ihm finanzierten Verlag veranstaltete er eine Ausgabe klassischer Dichter und Schriftsteller, die durch erlesene Wahl und geschmackvollen Prunk Epoche machte. Er erhielt täglich zwanzig bis dreißig Telegramme, verschickte fünfzig bis sechzig, beschäftigte drei Schreibmaschinendamen und litt darunter, daß man das Telephon entbehren mußte, während man im Auto oder im

Schnellzug saß. Er entdeckte die Eignung eines verschollenen Quattrocentisten für den modernen Kunstmarkt und trieb mit Hilfe literarischer Reklame die Preise für die früher wenig beachteten Bilder zu schwindelhafter Höhe. Bei einer Emission amerikanischer Werte gewann er viermalhunderttausend Mark; gleich hernach verlor er doppelt so viel bei einem Einkauf rumänischen Holzes.

Im Dampfbad entwarf er die Skizze zu einem komischen Heldengedicht; nachts zwischen drei und fünf diktierte er abwechselnd die Übersetzung eines Romans von Lesage und einen nationalökonomischen Essay; er unterhielt einen schriftlichen Meinungsaustausch mit dem Haupt einer theosophischen Vereinigung, zechte wie ein Korpsstudent, gab Geld mit vollen Händen aus, unterstützte junge Talente, war beständig auf der Fährte nach neuen Erfindungen und machte förmlich Jagd auf Leute, die mit dergleichen umgingen, Ingenieure, Luftschiffer, Chemiker. Eines seiner kühnsten Projekte war die Fundierung einer Aktiengesellschaft, die die verborgenen Kohlenlager der Antarktis ausbeuten sollte. Den Zweiflern versicherte er, daß es sich dabei um Milliardengewinn handle und die Schwierigkeiten belanglos seien.

Eines Tages lernte er einen Techniker namens Schlehdorn kennen, ein nicht ganz vertrauenswürdiges Individuum, dessen Herabgekommenheit er gutmütig übersah. Wie beiläufig erwähnte der Mann des Übelstands, unter welchem die deutsche Schiffahrt leide, indem alle Gläser für die Fensterverschalungen aus Belgien und Frankreich bezogen werden müßten, da das Verfahren zu ihrer Herstellung streng bewahrtes Geheimnis einiger dortiger Fabriken sei. Wem es gelinge, es sich zu verschaffen, der sei für sein Leben geborgen. Imhof schnappte nach dem Köder. Er ließ sich von dem Mann über die Wege und Möglichkeiten unterrichten, vereinbarte eine Chiffernschrift für Depeschen mit ihm und gab reichlich Geld. Die Telegramme lauteten hoffnungsvoll; allerdings verlangte

Schlehdorn immer größere Beträge; er erklärte es mit der Notwendigkeit, Personen von Einfluß bestechen zu müssen; doch Imhof enthielt sich des Argwohns; er wollte sehen, wohin das Unternehmen führte. Da bekam er ein Telegramm Schlehdorns, worin er aufgefordert wurde, sofort mit fünfzigtausend Franken nach Andenne zu kommen, das Geschäft sei so gut wie perfekt. Er steckte fünfzigtausend Franken und seinen Revolver zu sich und reiste. Schlehdorn erwartete ihn, es war spät abends, und geleitete ihn in ein verdächtig aussehendes Gasthaus. Das Zimmer lag am Ende eines langen Flurs, und als er es betrat, wußte Imhof, woran er war. Er hatte sich noch nicht recht darin umgesehen, als zwei elegant gekleidete Herren mit Aktentaschen erschienen. Man setzte sich um den runden Tisch; Schlehdorn legte Papiere vor sich hin und blickte einen seiner Komplizen bedeutend an, der gerade die Aktentasche öffnen wollte, als Imhof aufsprang, sich mit dem Rücken gegen die Wand stellte, seinen Revolver zog und kaltblütig sagte: „Meine Herren, geben Sie sich keine Mühe; der Kaufschilling erliegt bei meinem Brüsseler Bankier, das Manöver ist zu simpel, das Lokal zu verräterisch. Keine Hand rührt sich! Sonst können Sie sich morgen beim Schneider das Loch im Anzug flicken lassen." Diese Entschlossenheit rettete ihn. Die drei Burschen sahen eingeschüchtert zu, wie er nach seinem Reisekoffer griff und sich entfernte. Natürlich suchten sie dann auch ihrerseits mit großer Schnelligkeit das Weite.

Dieses Erlebnis, das er scherzhaft einen Ausflug in die Kolportage nannte, übte eine lähmende Nachwirkung auf Imhof. Durch einen für seine inneren Spannungen geringfügigen Anlaß wurden Erscheinungen von Überdruß und Müdigkeit ausgelöst, die sich häuften und in der Folge bemerkbar wurden. Sein Zynismus steigerte sich zur Wildheit, um plötzlich ins Sentimentale umzubrechen. „Gebt mir ein Gärtchen, zwei Stübchen, einen Hund und eine Kuh, und ich pfeife auf die

große Hure Babylon," perorierte er verlogen. Eine heftige Krankheit warf ihn nieder; theatralisch traf er letzte Verfügungen, rief Freunde herbei zu letzten Gesprächen. Als er genesen war, gab er ein Fest, von dem drei Wochen lang ganz München sprach und das ihn sechzigtausend Mark kostete.

Bei diesem Fest lernte er Sybil Scharnitzer kennen und verliebte sich in sie. Es war wie eine Explosion. Er gebärdete sich wie ein Verrückter; er sagte, für dieses Frauenzimmer sei er zu jedem Verbrechen fähig. Man fragte Sybil, wie er ihr gefalle; lakonisch antwortete sie: „I don't like niggers."

Das Wort wurde ihm hinterbracht, dreimal; von dreien, die es gehört. Der Stachel fuhr tief. In der Nacht stellte er sich vor den Spiegel, lachte bitter und zerschlug das Glas mit der Faust, die dann blutete.

Sybils Bild verfolgte ihn. Er ging überall hin, wo er sicher war, sie zu treffen. In des Mädchens Gegenwart wurde er zum Knaben, verlor die Sprache, errötete, erblaßte, machte sich zum Gespött der Zeugen. Eines Abends wagte er es, in scheuester Art von seinem Gefühl zu ihr zu reden. Sie sah ihn kalt an. Der Blick sagte: I don't like niggers. Hart, selbstisch, verbohrt, amerikanisch.

I don't like niggers. Das Wort wurde seine Erinnye. Als er vier Wochen später in Geschäften nach Paris fuhr, sah er in einem Kabarett eine junge Negerin, die einen Schlangentanz vorführte. Es reizte ihn rachsüchtig, sich ihr zu nähern. Galt die Rache nicht dem unempfindlichen Wesen, das ihn ohne Gnade zurückgestoßen, so richtete sie sich gegen ihn selbst. Es war die trotzige Wut der Lüste. Er prahlte mit der Beziehung zu der Schwarzen, zeigte sich öffentlich mit ihr. Was ihn dann weitertrieb, von Ausschweifung zu Ausschweifung, war die Angst vor dem leeren Raum, der Übergriff an der Grenze, wo die innerste Natur Schicksalserfüllung verlangt.

Und das Schicksal erfüllte sich.

6

„Du lügst ja!" schrie Karen auf, als ihr Christian die Kassette reichte. Er hatte nicht einmal gesprochen, aber seine Gebärde verhieß das Unglaubwürdigste. Darum schrie sie, um sich vor verfrühter Freude zu wahren: „Du lügst ja!"

Unbeschreibliche Gier, mit der sie das Schloß öffnete, den Deckel hob! Unter ihrer Haut flüchtete das Blut. In der Kehle würgte es. Da lagen die Perlen, da strahlten sie milchig, mit lila und rosigen Tinten. „Die Tür zu, sperr die Tür zu," fauchte sie, kam seiner Langsamkeit zuvor, stürzte hin, einen Stuhl umstoßend, und drehte den Schlüssel zweimal. Dann stand sie und preßte die Hände an den Kopf. Dann eilte sie wieder zur Kassette.

Schüchtern befühlte sie die Perlen mit den Fingerspitzen. Ein doppelter Schrecken: erstens waren sie warm wie lebendes Fleisch; zweitens wollte ihr dünken, daß der Griff trotz ihrer Zaghaftigkeit zu grob gewesen sei. Sie heftete auf Christian einen Blick, ängstlich wie das Flattern eines flugkranken Vogels. Plötzlich packte sie mit beiden Händen brutal seine Linke, riß sie zu sich, beugte sich nieder und drückte ihren Mund darauf.

„Laß das, Karen," stotterte Christian betroffen, konnte aber seine Hand aus der eisernen Umklammerung nicht lösen. Länger denn eine Minute blieb sie so, gebückt, mit gebogenen Knien, über seine Hand hingeworfen, und unter dem grauen Stoff sah er ihren Rücken zittern. „Sei vernünftig, Karen," redete er ihr zu, und redete sich selber zu, daß es keine Erschütterung sei, die sich seiner bemächtigte, keine Tiefe einer Seele, in die er schaute; „was tust du, Karen? Laß das doch!"

Sie ließ ihn, und er ging. Hinter ihm schloß sie wieder die Tür. Sonderbarerweise entledigte sie sich nun der Schuhe und näherte sich auf Strümpfen dem Schatz in der Kassette. Ohne den Augenschein wagte sie noch immer nicht zu glauben.

Es waren furchtsam aneinandergesetzte Gebärden, mit denen sie die Schnur aus dem Behältnis nahm. Bei jedem Klirren seufzte sie und sah sich um. Die unerwartete Länge der Kette erregte ihre Bestürzung, ebenso wie die unerwartete Schwere. Zärtlich ließ sie sie auf den Boden niedergleiten, folgte mit den Knien, mit dem Rumpf, mit dem ganzen Körper, lag zuletzt bäuchlings, mit Lippen, Atem und Auge dem glitzernd Herrlichen so nah wie möglich. Zählte; zählte wieder; irrte sich; einmal zählte sie hundertdreiunddreißig, das andere Mal hundertsiebenunddreißig; verzichtete auf das Zählen; besah einzelne Kugeln; behauchte sie; befeuchtete den Zeigefinger und tastete; horchte auf ein Geräusch im Flur; vertiefte sich wieder grenzenlos ins Schauen; versetzte sich in Räume, wo das zauberische Gebilde schon geleuchtet haben mochte, in Frauen, an deren Hals es gehangen haben mochte, in Begebenheiten, in die es verstrickt gewesen sein mochte; spürte Schauer über sich rieseln, kämpfte mit dem Gelüst, es selber um den Hals zu tun, was wie Vermessenheit war, dann aber doch ausführbar schien; erhob sich leise, nahm die Kette mit zwei Händen auf, schlüpfte in den weiten Ring, reckte sich, fühlte sich verwandelt, ging auf Zehen vor den Spiegel und spähte aus Spalten zwischen den Lidern: es war! es war da! sie und es zugleich! wie die Frau auf dem Bild! Perlen hingen um sie herum, Perlen!

So war der Abend, so war die Nacht. Kein Schlaf. Die Perlen im Bett, neben ihr, dicht an der Brust, warm an der Haut. Fühlen, immer wieder fühlen, daß sie da waren; auf Stimmen im Haus lauschen, die wie Drohung von Raub beunruhigten; Licht anzünden und sehen; schon hatten einzelne Perlen Gesichter, hatten Münder, die erzählten, unterschieden sich von andern durch blassere Färbung oder leiseres Karmin, gaben sich vertrauter oder fremder; aber alle zusammen waren das schimmernde Wunder, das neue Leben.

So war auch der Tag und so die andere Nacht. Daß Krank-

heit im Körper wühlte, wußte sie; sie hatte den Ausbruch erwartet, doch war es kein tobendes Hervorbrechen, sondern ein tückisches Glimmen; langsam wurde Teil um Teil erfaßt, und die freie Beweglichkeit war zu Ende. Sie wußte auch, daß es keine gewöhnliche Krankheit war, von der man sich nach ein paar Tagen erholt; sie empfand es als einen Prozeß von Reife, der zum Fall der Frucht führt, Zusammenschluß feindlicher Kräfte, die vorher zerstreut und in verschiedenen Zeiten gewütet hatten. Das gelebte Leben brachte die Rechnung zum Vorschein, das war es; ein Arzt im Hamburger Spital hatte es ihr vor Monaten prophezeit. Nun war es an dem. Sie machte nicht viel Aufhebens von ihrem Zustand, blieb einfach im Bette liegen; Schmerzen hatte sie nicht, Fieber nur wenig.

Das Liegen machte sie nicht ungeduldig; sie war froh über den Zwang. Eine bessere Manier, die Perlen zu bewachen und zu hüten gab es nicht. Da konnte kommen, wer wollte, sie hatte ihren Schatz am Leibe, an der Brust oder im Schoß, war seiner sicher in jeder Minute, mit jeder Regung, und niemand merkte etwas davon. Sie malte sich aus, was sie sagen, was sie tun würden, wenn sie ihnen zeigte, was sie heimlich besaß, wenn sie einen von denen rufen würde, die unwissend an der Tür draußen vorübergingen, Stiege hinauf, Stiege hinunter, oder einen von der Straße, vom Wirtshaus, von der Destille, einen Kerl, der sich die ganze Woche lang schinden mußte, ein Weib, das sich für drei Mark verkaufte, oder eines, das sieben Kinder zu füttern hatte. Sie blickte in verschwiegenem Triumph durch das Fenster über die Fensterreihen jenseits der Straße; da hausten lauter solche, die das Elend drosselte und in denen der Kummer winselte. Da krochen sie in den Stockwerken herum wie die Ameisen, von der Kellerwohnung bis in die Mansarde hinauf, und ahnten nichts von Karens Perlen. Karens Perlen; wie das klang, wie das sang! was das Wort enthielt, wie es blinkerte und zwinkerte! Karens Perlen ...

Aber die Verhehlung wurde Beschwer. Man genoß es nicht so, wie man es hätte genießen können, wenn noch ein Mensch daran teilgenommen hätte; zwei Augen zum mindesten brauchte man noch außer den eigenen. Sie dachte an Isolde Schirmacher; aber die war zu schwatzhaft und zu blöde. Sie dachte an Gisevius' Weib, dann an die Näherin vom vierten Stock, dann an die Kammecke, die den Trödlerladen unten hatte, dann an Amadeus Voß.

Zuletzt verfiel sie auf Ruth Hofmann, und diese dünkte ihr am ungefährlichsten, der wollte sie die Perlen zeigen.

Unter dem Vorwand, das Mädchen solle ihr von der Apotheke etwas mitbringen, schickte sie zu Hofmanns hinüber, und Ruth kam, um zu fragen, was sie besorgen solle. Da wartete Karen, bis die Schirmacher das Zimmer verlassen hatte, dann richtete sie sich im Bett auf und bedeutete dem Mädchen, es möge den Riegel an der Tür vorschieben. Dann sagte sie: „Kommen Sie mal her," und zog die Bettdecke zurück, da lagen die Perlen in einem dichten Haufen auf dem Linnen. „Sehen Sie sich das mal an," sagte sie, „das sind echte Perlen und sind mein, aber wenn Sie mit jemand drüber reden, dann gnade Ihnen Gott, dann sollen Sie Karen Engelschall kennenlernen."

Ruth staunte. Sie staunte nicht weiberhaft-begehrlich, sondern wie ein Mensch von Phantasie über ein außerordentliches Naturspiel. Ihr frisches Gesicht hatte eine Gespanntheit, die nur freudige Elemente enthielt. „Woher haben Sie das?" fragte sie naiv; „das ist ja wundervoll. Ich hab so was nie gesehn. Gehören sie Ihnen, alle die Perlen? Mein Gott, davon liest man ja nur in Tausendundeine Nacht." Sie kniete am Bett nieder, stellte ihre Hände zu beiden Seiten des Perlenhaufens flach auf und lächelte. Die Hängelampe brannte; in dem ziemlich düstern Licht hatten die Perlen einen purpurn flaumigen Glanz und schienen durch rotierendes Blut gemeinsam beseelt.

Karen ärgerte sich, war aber fast so glücklich, wie sie sich eingebildet hatte, in der Überraschung eines Beschauers zu sein. „Dumme Frage, ob sie mir gehören," zürnte sie; „meinen Sie vielleicht, ich hätt sie gestohlen? Es sind seiner Mutter Perlen," fügte sie geheimnisvoll hinzu, den Kopf zu Ruths Ohr neigend, wobei sie einen Augenblick stutzte über den reinen Duft, einen Duft wie Gras und feuchte Erde im Februar, der von dem Mädchen ausströmte; „seiner Mutter Perlen, und mir hat er sie gebracht." Sie wußte nicht, einen wie ergriffenen Ton ihre Stimme hatte, als sie von Christian sprach; Ruth horchte auf bei dem Ton; allerlei Zweifeln und Raten nahm ein Ende.

„Was fehlt Ihnen denn?" fragte sie und erhob sich.

„Weiß nicht, was mir fehlt," antwortete Karen, die Perlen wieder zudeckend; „vielleicht gar nichts. Ich liege eben. Manchmal tut einem das Liegen gut."

„Ist denn jemand bei Ihnen in der Nacht? Es kann ja sein, daß Sie etwas brauchen; ist da jemand bei Ihnen?"

„Gott, ich brauche nie was," versetzte Karen möglichst gleichgültig; „und wenn, ich kann doch aus dem Bett steigen und mirs holen; so schlecht geht mirs nicht, daß ich das nicht könnte." Aus ihren Zügen verschwand das Rohe und machte einem Ausdruck unbeholfener Verwunderung Platz, als sie hastig fortfuhr: „Er hat mir angeboten, daß er die Nacht über in der Wohnung bleiben will. Er will auf dem Sofa schlafen, damit ich ihn wecken kann, wenn mir nicht gut ist. Das mache ihm gar nichts aus, sagte er, er wolle es gern tun. Er sitzt schon immer den ganzen Abend dort am Tisch und studiert in seinen Büchern. Wozu studiert er denn so viel? Hat er denn das nötig, so einer? Aber was sagen Sie dazu, daß er da schlafen will und aufpassen? Ist das nicht närrisch?"

„Gar nicht närrisch," versetzte Ruth, „das kann ich durchaus nicht finden. Ich wollte Ihnen eigentlich dasselbe vorschlagen. Herr Christian und ich könnten ja abwechseln. Eine Nacht

er, eine Nacht ich. Ich kann ja auch dabei arbeiten. Ich meine nur, im Fall es nötig werden sollte. Einen kranken Menschen in der Nacht allein zu lassen, das geht nicht an." Sie schüttelte den Kopf, und ihre aschblonden Haare bewegten sich nach rechts und links.

„Was ihr für komische Menschen seid," sagte Karen und schob den gelben Haarwust bis an die Augen herab, „wahrhaftig, komische Menschen." Sie tat, als suche sie etwas auf dem Bett, und ihre Augen, die sich zu blicken weigerten, flohen in ängstlicher Eile.

Ruth beschloß, mit Christian über die Nachtwachen zu sprechen.

7

Sie sprach mit ihm, aber Christian schlug es ihr ab. Er sagte, es bedürfe der Nachtwachen nicht. Es widerstrebte ihm, sie mit einer solchen Aufgabe zu betrauen. Obgleich sie ihn durch die Klarheit und Reife ihres Wesens in Erstaunen setzte, sah er doch ein Kind in ihr, das um so mehr geschont werden mußte, als es sich selbst nicht schonte.

Das spürte Ruth; gegen jeden andern hätte sie sich aufgelehnt; ihm fügte sie sich.

Sie hatte viel über ihn nachgedacht. Sie war zu ganz bestimmten Schlüssen gelangt, die nicht weit von der Wahrheit entfernt waren. Wohl hatte sie dies und jenes reden gehört, im Hause und von Karen Engelschall, aber Augenschein und Instinkt hatten sie besser belehrt. Was allen rätselhaft war, schien ihr selbstverständlich. Sie wunderte sich niemals über das Seltene; sie wunderte sich nur über das Gemeine.

Karen hatte ihr anfangs tiefen Schrecken eingeflößt; die traurigen Verhältnisse, in denen sie selbst seit früher Jugend gelebt, hatten sie mit vielen häßlichen Erscheinungen der

sozialen Welt fortwährend in Berührung gebracht; ein so böses und verwildertes Weib war ihr trotzdem noch nie begegnet. Sie mußte jedesmal einen Widerstand überwinden, bevor sie ihr nahte.

Aber es geschah, daß sie einst ins Zimmer trat, den Morgen nach der Entbindung, bei der sie geholfen, und daß Christian da war; sie sah, wie er dem Weibe auf einem irdenen Untersatz ein Glas Rotwein ans Bett brachte. Er lächelte verlegen, und seine Handreichung war ziemlich ungeschickt. Da hatte sie alles begriffen; da wußte sie, woher er kam und woher das Weib kam und was sie zueinander geführt und warum sie beisammen waren. Dies Wissen dünkte ihr so schön, daß sie dunkelrot wurde und schnell das Zimmer verließ, um nicht vor Freude zu lachen oder sonst etwas Anstoßerregendes zu tun.

Seitdem betrachtete sie Karen Engelschall nicht mehr mit Scheu oder Abscheu, sondern mit einer natürlichen, wenigstens ihr natürlichen Empfindung von Schwesterlichkeit.

Dann kam das mit den Perlen. Von dem Gehänge, das ihr das Weib fieberhaft verzückt zeigte, ahnte sie den Wert bloß aus den behutsam tastenden Fingern und dem kranken Leuchten der Augen. Sie war aber am stärksten nicht von den Perlen betroffen, nicht von Karen, von Karens grauenvollem Glück, sondern von Christians Handlungsweise, die sie erraten hatte.

Eines Sonntag Abends, als Isolde Schirmacher mit einem Gesellen ihres Vaters ausgegangen war, läutete Christian an der Hofmannschen Wohnung und bat Ruth, sie möge von der öffentlichen Sprechstelle in der Bornholmer Straße einem Arzt telephonieren; Karen befinde sich schlechter; ohne über Schmerzen zu klagen, liege sie still und erschöpft. Ruth eilte gleich selbst zu dem ihr bekannten Doktor Voltolini in der Gleimstraße und brachte ihn. Er untersuchte Karen, machte aus seiner Unsicherheit gegenüber den Symptomen keinen Hehl und gab einige allgemeine Ratschläge. Nachher saßen

Ruth und Christian am Bett. Karen blickte mit weit offenen Augen in die Höhe. Ihr Mienenspiel veränderte sich beständig. Ihr Atem ging regelmäßig, aber hastig. Bisweilen seufzte sie. Bisweilen huschte ein schneller Blick in die Richtung, wo Christian saß, über ihn hinweg, an ihm vorbei. Ein paarmal starrte sie Ruth durchdringend an.

Am andern Tag kam Christian zu Ruth. Sie war allein. Sie war meist allein. Mit der Feder in der Hand öffnete sie die Zimmertür, die verriegelt war, da sie unmittelbar ins Treppenhaus führte. Ihr Blick war in einer anziehenden, geistigen Art verwirrt, doch auf Christians Frage, ob er störe, erwiderte sie mit einem Nein von beruhigender Entschiedenheit.

Er bot ihr die Hand; sie gab die ihre mit einem leichten Schwung, jungenhaft frisch.

Sie war gesprächig. Es war alles flink an ihr: Gang, Auge, Sprache, Entschluß und Tat.

„Ich muß sehen, wie Sie hausen,“ erklärte sie und kam an einem der nächsten Vormittage zu ihm ins Quergebäude; ein bißchen atemlos, denn sie war nach ihrer Gewohnheit die Treppen herabgerannt, immer zwei Stufen auf einmal. Ungeniert musterte sie den Raum, verbarg einen tiefen Ernst hinter munterer Beweglichkeit, setzte sich harmlos auf die Tischkante, zog aus der Tasche einen Apfel und biß hinein. Sie sagte, sie habe wegen Karen mit einer ihr bekannten Assistentin an der Poliklinik gesprochen; sie wolle kommen und Karen untersuchen.

Christian dankte ihr. „Ich glaube, daß da Ärzte nicht viel helfen können,“ sagte er.

„Warum nicht?“

„Ich kann es nicht begründen. Die Natur geht einen so logischen Weg in allem, was Karen betrifft.“

„Vielleicht haben Sie recht,“ antwortete Ruth, „aber das läßt auf wenig Vertrauen zur ärztlichen Wissenschaft schließen. Ist es so? Weshalb studieren Sie dann Medizin?“

„Reiner Zufall. Von hundert Türen ins Freie eine, auf die einer wies. Es schien mir, man könnte da am ehesten gebraucht werden. Man hat zu tun, ein Ziel ist gegeben. Was drum und dran hängt: — Menschen; es sind eben Menschen.“ Triftigeres, das er hätte erwidern können und in ihm wühlte, war noch nicht reif für das Wort; darum hielt er sich im Banalen.

„Ja, Menschen,“ sagte Ruth und blickte ihn forschend an. Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Sie müssen vieles wissen. In Ihnen muß vieles sein.“

„Wie —? Wie meinen Sie das: vieles sein?“

Sie war der erste Mensch, in dessen Gesellschaft er sich von dem Zwang zur Verstellung und Vorsicht ganz frei fühlte. Da war ein reines Element, aufgeschlossen, enthusiastisch, mitlebend, mitschwingend; der Instinkt eines jungen Tieres, das sicher schreitet. Die Lebensäußerungen waren wie Dank und von unwiderstehlicher Intensität. Aus Steinen wuchsen ihr Seelen zu. Sie war befreundet mit Wegen, Türen, Zäunen, Laternen, Ladenschildern. Sie vergaß nicht, Worte nicht, Bilder nicht. Die Ungeduld, Empfundenes zu sagen, der Mut zum eigenen Herzen gab der Atmosphäre um sie einen bestimmten Charakter wie kräftiger Pflanzengeruch.

Erlebtes kam ihr einfach vor; es hatte sein Gesetz. Die Sterne diktierten das Schicksal; das Blut war der Strom, in dem es rann; der Geist formte, leuchtete, reinigte.

Sie sprach vom Vater.

David Hofmann, Typus des jüdischen Kleinbürgers aus dem Osten des Reichs, war Handelsmann gewesen, hatte ein Geschäft errichtet, war zugrunde gegangen, hatte den Wohnsitz verändert, um von vorn anzufangen, hatte durch unermüdliche Tätigkeit ein paar tausend Mark erübrigt und sich mit einem Betrüger verbunden, der ihn um sein Erspartes gebracht, hatte in Armut und Verschuldung abermals von neuem begonnen. Sein Fleiß war bienenhaft, seine Geduld nicht zu erschüttern. Er zog von Breslau nach Posen, von Posen nach Stettin, von

Stettin nach Lodz, von Lodz nach Königsberg, wanderte im Winter über Land, von Dorf zu Dorf, von Gutshof zu Gutshof, sah die Frau hinsiechen und sterben, das jüngste Kind hinsiechen und sterben, und setzte schließlich die letzte Hoffnung auf die Millionenstadt. Vor anderthalb Jahren war er mit Ruth und Michael nach Berlin gekommen, und auch hier war er Tag und Nacht auf den Beinen. Mit erschöpftem Geist und geschwächtem Körper log er sich Aufschwung und krönenden Lohn für den Abend seines Lebens vor, aber das Gelingen blieb aus, und in den Stunden des Überblicks meldete sich Verzweiflung.

Sie sprach vom Bruder.

Michael war verschlossen; ein Knabe, der nie lachte. Er hatte keinen Freund, suchte keine Zerstreuungen, vermied die Gesellschaft von Menschen, litt an seinem Judentum, krampfte sich zusammen unter dem Haß, dem er überall zu begegnen wähnte, ließ jeden Zuspruch an sich abprallen, fand jede Tätigkeit zwecklos. Vormittags lag er stundenlang auf dem Bett, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, rauchte Zigaretten. Dann schlenderte er ins Kosthaus, wo er mit dem Vater zu Mittag aß, dann kehrte er heim, trieb sich im Hof und auf den Gängen herum oder an Fabrikstoren, an Zäunen, vor den Wirtschaften, stand mit eingedrücktem Hut und hochgezogenen Schultern beobachtend, ging wieder nach Hause, rekelte sich auf Stühlen, brütete stumpf, rauchte, verkroch sich scheu, wenn Ruth kam und sich zur Arbeit setzte, wenn der Vater kam und über Müdigkeit seufzte.

Seine Augen mit ihrem wie aus Brunnen emportauchenden Blick waren brombeerbraun, und wie bei Ruth waren die Sterne gegen das Weiße außerordentlich scharf abgehoben.

Ruth erzählte: „Neulich kam ich gerade dazu, als ihn ein halbes Dutzend Rangen verfolgte und ihm „Jud, Jud, hepp, hepp" nachschrie. Er schlich mit gekrümmtem Rücken und gesenktem Kopf. Sein Gesicht war käseweiß. Bei jedem Schmäh-

wort zuckte er zusammen. Ich nahm ihn bei der Hand, er stieß mich zurück. Abends, als der Vater darüber klagte, daß ihm ein Geschäft mißlungen sei, fuhr Michael auf und sagte: Was willst du? Was willst du denn in so einer Welt? Sie ist ja zum Anspeien zu schlecht. Laß uns doch einfach verhungern. Wozu die ganze Quälerei? Der Vater war bestürzt und konnte ihm nichts antworten. Der Vater glaubt sich von Michael gehaßt, weil es ihm nicht gelungen ist, uns vor der Not zu bewahren. Es nützt nichts, es ihm auszureden, er fühlt sich schuldig, fühlt sich schuldig vor uns, seinen Kindern, und das ist hart, härter als Not."

Sie hielt es für ihre Pflicht, den Wankenden, der sich mit Selbstvorwürfen peinigte, Hoffnungen zu geben. Sie tröstete ihn durch ihre holde Heiterkeit. Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, daß sie unscheinbar wurden, war Lust für sie.

Als siebenjähriges Kind hatte sie die Mutter in der Todeskrankheit gepflegt. Sie hatte Magddienste verrichtet und am Herd gekocht, als sie noch kaum zu den Topfdeckeln reichen konnte. Sie hatte den Bruder betreut, Botengänge getan, Gläubiger vertröstet, von Gerichtsvollziehern den Pfändungsaufschub erwirkt, hatte Kunden geworben, fällige Gelder einkassiert, bei jedem Domizilwechsel die Menschen freundlich gestimmt, von denen man abhängig war, in jeder neuen Wohnung die Ordnung hergestellt; sie hatte Wäsche ausgebessert, Kleider instand gehalten, Sorgen verscheucht, Widrigkeiten vergessen gemacht, in trüben Stunden Frohsinn verbreitet, und wo Bitterkeit bis an den Rand des Daseins stieg, noch Süßes gefunden.

Christian fragte, was sie arbeite. Sie erwiderte, sie bereite sich für die Matura vor. Sie hatte einen Freiplatz im Gymnasium. Um den Vater zu entlasten, dessen Verdienst täglich knapper wurde, erteilte sie Stunden. Den Abend dem Tag, die Nacht dem Abend zuzulegen, kostete sie nicht einmal einen Entschluß. Fünf Stunden Schlaf erfrischten und erneuerten

sie vollkommen. Am Morgen bereitete sie das Frühstück, räumte das Zimmer und die Küche auf und trat dann ihren Pflichten- und Arbeitsweg in einem Tempo und mit einer Miene an, die glauben machten, sie begebe sich auf eine Vergnügungsreise. Das Mittagessen hatte sie in der Tasche. War es zu frugal, so lief sie um die Vesperzeit geschwind zu einem Automaten.

Eines Abends kam sie von einer Ausspeisehalle, wo sie zweimal wöchentlich eine halbe Stunde Hilfsdienst leistete, und erzählte Christian von den Menschen, die sie dort zu sehen gewohnt war, den Vernichteten der Großstadt. Sie ahmte Gesten nach, ahmte Mienen nach, gab Bruchstücke erlauschter Gespräche wieder, malte die Gier, den Ekel, die Verachtung, die Scham; es war unerhört beobachtet. Christian begleitete sie das nächste Mal. Er sah wenig, fast nichts. Er sah Leute in defekten Kleidern, die eine karg bemessene Mahlzeit freudlos hinunterschlangen, Brotrinden in die Suppen tunkten und verstohlen den letzten leergegessenen Löffel noch einmal ableckten; hagere Gesichter, trübe Augen, Stirnen, wie mit der hydraulischen Presse eingedrückt, und über dem Ganzen nüchterne Ruhe wie über stillstehenden Maschinen. Er war gequält, als hätte man ihm einen Brief in einer unbekannten Sprache gegeben, und er fing an zu begreifen, daß er nicht sehen und fühlen konnte.

Obgleich er sich in keiner Weise auffällig bemerkbar machte und auf den ersten Blick nicht anders wirkte als ein beliebiger Mensch von der Straße, ging eine gewisse Bewegung durch den Saal, nicht länger als drei Sekunden dauernd. Die Welle flutete auch über Ruth hinweg; sie schöpfte gerade Gemüse aus einem riesigen Kessel in hundertzwanzig in vierfachem Kreis aufgestellte Teller; sie schaute verwundert empor; ihr Blick blieb auf dem vornehmen, fast lächerlich höflichen Gesicht Christians haften, und sie empfand Schrecken; mystisch empfänglich spürte sie die Ausstrahlung einer Kraft, die un-

genützt im Luftraum, vergraben in einer Seele lag. Sie neigte das Haupt über den dampfenden Kessel, daß die vorfallenden Haare die Wangen verdeckten, und indes sie fortfuhr, Gemüse zu schöpfen, dachte sie an ihre Schützlinge, an die vielen, die zu einer Stunde dieses Tages oder des nächsten oder des dritten auf sie harrten, Leidende, Verstrickte, Niedergebrochene, denen sie etwas zu sein und zu geben glühend bemüht war, und denen sie doch niemals sein und geben konnte, was sich ihr unter der drei Sekunden dauernden Wellenbewegung als das wunderbar Mögliche unerwartet offenbart hatte.

Man müßte knien, dachte sie in einer ihr sonst fremden Überschwenglichkeit, knien und sich tief sammeln, tief, tief versenken ...

Die hundertzwanzig Blechteller waren gefüllt.

Ihre Schützlinge; da gab es ein junges Mädchen in einer Blindenanstalt; dem las sie an Sonntagabenden vor. Da gab es ein Obdachlosenasyl in der Ackerstraße; in diesem hielt sie Musterung unter den Verwahrlosesten und warb um Hilfe bei Männern und Frauen, an deren Türen zu klopfen ihr für solchen Zweck erlaubt worden war. In einer Moabiter Wärmestube hatte sie ein Weib mit einem Kind an der Brust getroffen, beide einen Schritt vom Hungertod; sie hatte sie gerettet, der Frau Arbeit und Unterkunft verschafft, das Kind in ein Säuglingsheim gebracht. Sie ließ sich daran nicht genügen; sie trachtete nach menschlicher Beziehung, suchte Vertrauen zu gewinnen, besorgte Korrespondenzen, griff vermittelnd in schwierige Lebensverhältnisse, und so hatte sie aus jenem Weib, einer zwanzigjährigen Heimatlosen, eine ihr fanatisch ergebene Freundin gemacht.

Sie wußte so viele Namen von Gefährdeten, so viele Häuser, wo die Not herrschte; einmal erregten bei einer sozialdemokratischen Frauenversammlung abseits kauernde Kinder ihr Interesse; das andre Mal kam sie in die Wohnung eines strei-

kenden Arbeiters; einmal war sie dabei, als man eine Selbstmörderin aus dem Spreekanal zog und eilte zu den Angehörigen; das andre Mal war sie zwischen einer Unterrichtsstunde und einem Gang in die Charité am verschmierten Marmortisch eines Winkelcafés zu finden, wo sie sich mit einen relegierten Studenten namens Jacoby verabredet hatte, der in schlechter Gesellschaft und in Mangel zu verkommen drohte. Sie disputierte mit ihm, stritt über seinen Glauben, seine Prinzipien, seine Freunde, überredete ihn zu neuem Mut, zu neuen Versuchen.

In der Parallelstraße zur Stolpischen, Czernikauer Straße, wohnte ein Maschinenschlosser namens Heinzen mit seiner Familie, der durch einen Betriebsunfall in der Fabrik beide Beine verloren und infolge des erlittenen Nervenchoks auch eine allgemeine Lähmung zurückbehalten hatte. Er lag meist in einem krampfähnlichen Zustand, und eines Tages hatte ein Hausgenosse, der ihn besuchte, die Wahrnehmung gemacht, daß das Gliederreißen, von dem er geplagt war, eine unmittelbare Linderung erfuhr, sobald ihn Heinzen an irgendeiner Stelle seines Körpers mit der Hand anrührte. Dies hatte sich wie Lauffeuer verbreitet; man sprach von magnetischer Wunderheilung, und es kam eine Menge bresthafter Leute, die bei Heinzen Genesung zu finden hofften. Er nahm kein Geld; die Gläubigen, deren Zahl sich täglich vermehrte, brachten seiner Frau Naturalien oder sonstige Geschenke.

Ruth hatte davon gehört. Sie war bei Heinzen gewesen. Erfüllt von Gesehenem, schilderte sie Christian ihre Eindrücke in ihrer lebhaften Art.

Christian sah sie verwundert an. „Ruth, kleine Ruth,“ sagte er kopfschüttelnd, „das sind so schwere Dinge. Hat man einmal angefangen, sich damit zu beschäftigen, so reicht das Leben nicht mehr für sie. Ich dachte immer, wenn man nur einen einzigen Menschen ganz ausschöpfte, wüßte man viel und könnte sich zufrieden geben. Aber es ist wie das Meer.

Können Sie überhaupt sein, ohne eine Minute lang nicht daran zu denken? Und wie kommt es dann, daß Sie immer so aufgeräumt sind? Ich versteh es nicht."

Mit glänzenden Augen blickte Ruth vor sich hin; plötzlich erhob sie sich, nahm vom Bücherbrett ein schmales gelbes Buch, blätterte drin und las mit kindlicher Betonung vor: „Die Freude der Fische. Tschuang-Tse und Hui-Tse standen auf einer Brücke, die über den Hao führt. Tschuang-Tse sagte: ‚Sieh, wie die Elritzen umherschnellen! Das ist die Freude der Fische.' ‚Du bist kein Fisch,' sagte Hui-Tse, ‚wie willst du wissen, worin die Freude der Fische besteht?' ‚Ich bin nicht wie du,' bestätigte Hui-Tse, ‚und weiß dich nicht. Aber das weiß ich, daß du kein Fisch bist, so kannst du die Fische nicht wissen.' Tschuang-Tse antwortete: ‚Kehren wir zu deiner Frage zurück. Du fragtest mich, wie kannst du wissen, worin die Freude der Fische besteht? Im Grunde wußtest du, daß ich es weiß, und fragtest doch. Gleichviel. Ich weiß es aus meiner Freude über dem Wasser.'"

Christian dachte über das Gleichnis nach.

„Wissen Sie es nicht auch, Sie, gerade Sie, aus Ihrer Freude über dem Wasser?" fragte Ruth, den Kopf vorbeugend, um seinen Blick zu erhaschen.

Christian lächelte unsicher.

„Wollen Sie nicht morgen mit mir zu Heinzens gehen?" fragte Ruth.

Er nickte und lächelte abermals; er begriff plötzlich, was für ein Menschenwesen da neben ihm saß.

8

Um zwei Uhr nachts erhob sich Christian vom Tisch, in Karens Stube, und klappte seine Bücher zu. Er ging zum Sofa, um sich in Kleidern hinzulegen. Karen hatte gegen

Abend starkes Fieber bekommen. Die Ärztin, an welche Ruth sich gewendet, war mittags dagewesen. Sie hatte von Knochentuberkulose gesprochen.

Auf einem hölzernen Sessel am Ofen lag zusammengerollt eine kleine weiße Katze. Sie war vor wenigen Tagen zugelaufen und hatte sich heimisch gemacht, da niemand sie vertrieb. Christian hatte von jeher einen Widerwillen gegen Katzen gehabt, er blieb einen Augenblick stehen und besann sich, ob er sie nicht aus dem Zimmer jagen solle. Sie betrachtend dachte er aber an andres.

Ruth, kleine Ruth, ging es ihm durch den Kopf.

Karen schlief schwer. In ihrem vom Lampenschein nicht mehr gestreiften Gesicht waren die Muskeln straff gespannt. Ein Traum wütete hinter der verfalteten Stirn. Im Munde sammelte sich ein furchtbarer Schrei.

Der Traum: sie stand vor einer Scheune, die hoch oben eine Luke hatte. Ein Mann und ein Weib waren eben dort verschwunden. Man wußte sofort, zu welchem Zweck. Zwei Burschen standen im Dunkel, halb unsichtbar. Die Träumende spürte erbost, daß sie lüstern waren, lüstern horchten. Sie selbst war von jenem sinnlichen Neid und Haß gequält, mit dem man Liebesfreuden andrer beobachtet. Das Blut kitzelte, das Herz schlug stark. Da schien die Scheune sich zu drehen, oder man wechselte unmerkbar den Platz. Die Scheune war offen; es fehlte einfach eine Wand. Aber nicht oben lag das Paar, wie man erwartet, sondern in der Tiefe. Der Mann war in Kleidern und bewegte sich in der Wollust, gleichmäßig wie eine Maschine; von dem Weib sah man nur schwarze Strümpfe im Stroh. Etwas unnennbar Ekles strömte von ihnen aus, erhitzte, süßliche Luft; die halb unsichtbaren Burschen, vom Veitstanz ergriffen, warfen sich aufeinander. Die Träumende wurde ihrer Grenzen beraubt; sie war nicht mehr Karen, sie war der sinnliche Dunst, sie war das Weib unter dem Mann, sie verirrte sich ins Stroh, ins braunrote Licht, in die schwarzen

Strümpfe; sie lag da, und ihr Leib schwoll auf, schwoll und schwoll zu einer gallertigen, graugelben Kugel, schwoll bis an das Dach der Scheune, die Kugel wurde durchsichtig, und in ihrem Innern sah man Eidechsen, Kröten, kleine rötliche Pferde, auf denen winzige Reiter saßen, Soldaten, Spinnen, Würmer, ein entsetzliches Gewimmel. Die ekle Gier, von der alles durchdrungen war, verwandelte sich in eine erstickende Qual; die Kugel zersprang, eine Leiche flatterte umher wie verbranntes Papier, ein weißer Schatten dehnte sich aus, Karen schrie gräßlich und fuhr, erwacht, aus den Knien empor.

Ihre erste Bewegung war der Griff nach den Perlen.

Christian trat an ihr Bett.

Verstört murmelte sie: „Du bist noch da? Was tust du denn?"

Er reichte ihr Wasser. „Mir hat geträumt," sagte sie und nippte mit zitternden Lippen am Glas. Schon zerfielen die Elemente des Traums und entzogen sich dem Wort; im gleichen Maß nahm das Gefühl seiner Schrecklichkeit zu. In der Tiefe des Bewußtseins zuckte Todesfurcht.

„Mir hat geträumt," wiederholte sie schlotternd. Nach einer Weile fragte sie: „Warum bist du noch wach, so spät? Was hast du denn den ganzen Tag gemacht, daß du in die Nacht hinein schuften mußt? Warum schuftest du dich so, sag mir?"

Er schüttelte den Kopf. Ruth, kleine Ruth, ging es ihm durch den Sinn. „War nicht deine Mutter heute bei dir?" fragte er und glättete das Kissen.

„Sag mir doch, was hast du den ganzen Tag über gemacht?" beharrte sie.

„Vormittag war ich in der Vorlesung." — „Und dann?"

„Dann bin ich zu Botho Thüngen gegangen, er hatte dringend mit mir zu sprechen." — „Und dann?" — „Dann bin ich mit Lamprecht und Jacoby bei einer Gerichtsverhandlung gewesen. Ein Dienstmädchen aus der Kurfürstenstraße

hat ihr Kind nach der Geburt erdrosselt.“ — „Haben sie sie eingelocht?“ — „Fünf Jahre Zuchthaus. Ich habe sie in der Zelle gesehen. Der Verteidiger hat uns zu ihr geführt. Lamprecht hat mit ihr gesprochen. Sie war wie irrsinnig. Sie sah mich immerfort an.“ — „Und dann, wo warst du dann?“ — „Dann hab ich Amadeus Voß getroffen. Er hat mir geschrieben.“ — „Hat er Geld verlangt?“ — „Nein; er hat verlangt, daß ich kommen soll, wenn Johanna Schöntag bei ihm ist.“ — „Wer ist das?“ — „Eine Freundin von früher.“ — „Was will sie von dir?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Und dann?“ — „Dann bin ich über Moabit und Plötzensee nach Hause gegangen.“ — „Zu Fuß? Den weiten Weg? Und dann?“ — „Dann war ich ja hier.“ — „Aber nicht lange, und dann?“ — „Dann war ich drüben bei Ruth.“ — „Was tust du immerfort bei der Jüdin?“ murmelte Karen mit finsterm Gesicht. „Gib mir deine Hand,“ stieß sie plötzlich rauh hervor, streckte ihre Rechte hin und krampfte die Linke um die Perlen unter der Decke. An der Linken hatte sie sich verletzt. Als die Witwe Engelschall dagewesen war, hatte sich Karen mit den eigenen Fingernägeln verwundet, so angstvoll hatte sie nach dem versteckten Schmuck gegriffen.

Die Witwe Engelschall hatte ein erpresserisches Schriftstück an den Geheimrat Wahnschaffe abgefaßt und es Karen vorgelesen. Die Sache war die: Niels Heinrich hatte im Baubureau zweitausend Mark unterschlagen, die mußten beschafft werden, sonst drohte Anzeige. In dem Brief an den Geheimrat wurden unverschämt zehntausend gefordert. Da Karen die Absendung des Schreibens verhindern gewollt, hatte die Witwe Engelschall randaliert.

Es war fast gut, daß man krank war. Doch weshalb gab er ihr nicht seine Hand?

Die kleine Katze war vom Stuhl gesprungen; mit emporgerichtetem Schwanz stand sie vor Christians Füßen, zwinkerte leise miauend empor, schien unschlüssig, faßte plötzlich Mut

und sprang auf seine Knie. Einen Moment lang kämpfte er noch mit dem Widerwillen, dann reizte ihn das weiße Fell, die graziöse Bewegung, er berührte schüchtern Kopf und Rücken des Tierchens, beugte sich herab zu ihm und lächelte. Die kleine Katze gefiel ihm.

„Wo hast du mein Kind hingetan?“ hatte Karen ihre Mutter gefragt. Die Antwort war schepperndes Gelächter gewesen. Wüßte er, daß sie nach dem Kind gefragt, er hätte sie vielleicht freundlich angeschaut. Aber sie konnte es nicht sagen. Auch war ihr bang, als sie sich des Gelächters erinnerte.

Eine Weile noch hielt sie stumm die Hand hin, dann ließ sie sie fallen, streifte die Decke zurück und kroch aus dem Bett. Sie wimmerte seltsam. Auf dem Bettrand sitzend, gegenüber Christian, starrte sie eisig und wimmerte. Man konnte die Worte kaum hören: „Er gibt einem nicht die Hand“; sie blies sie nur so hin. Barfuß, im langen Hemd, gebückten Rückens ging sie bis zum Ofen, kauerte sich dort in den Winkel, steckte den Kopf zwischen die Arme und heulte laut auf.

Erstaunt und erstaunter verfolgte Christian ihr Gehaben. Die kleine Katze hatte sich in seine Hand geschmiegt, und mit ihrem rosigen Schnäuzchen stieß sie schnurrend gegen seine Brust. Dies erregte eine Freude in ihm, wie er sie lange nicht gefühlt, und er wünschte heimlich, mit dem Tierchen allein zu sein, um mit ihm zu spielen. Zugleich aber entsetzte ihn Karens Tun; er stand auf, ohne das Kätzchen von sich zu lassen, ging hin und kniete nieder und fragte Karen, was ihr sei, und bat sie, sich doch wieder ins Bett zu legen. Doch Karen achtete nicht auf seine Worte. Sie krümmte sich verzweifelt und hörte nicht auf zu heulen.

Es war das Chaos, das da heulte.

Zu den Kumpanen Niels Heinrich Engelschalls gehörte Joachim Heinzen, der Sohn des verunglückten Metallarbeiters, ein höchst einfältiger Mensch. Sein wahlloser Hang zum weiblichen Geschlecht gab ihn bösartigen Scherzen preis, und da infolge der Lächerlichkeit, die ihm anhaftete, sich jedes Frauenzimmer hütete, in seiner Gesellschaft gesehen zu werden, erfaßte ihn nach und nach eine stille Wut, die den Umgang mit ihm gefährlich machte, obwohl er im allgemeinen ziemlich gutmütig war.

Neben einigen andern Weibern hatte die rote Hedwig sein Gefallen erregt. Er schlich ihr im Dunkeln nach, und in den Kneipen setzte er sich an einen Tisch in ihrer Nähe und stierte sie an. Sie wies seine Annäherungsversuche höhnisch zurück, auch als er einen Vermittler mit Geldversprechungen zu ihr schickte. Solange sie in vertrauten Beziehungen zu Niels Heinrich Engelschall stand, wagte er nichts weiter zu unternehmen, und sein Interesse schien sogar abgekühlt, aber nachdem ihr dieser den Laufpaß gegeben hatte, fing er wieder an, ihr nachzustellen. Seine Mühe war so fruchtlos wie vorher.

Da kam ihm Niels Heinrich selber zu Hilfe. Er erbot sich, ihm die rote Hedwig zu verschaffen, wenn er ihm einen blauen Lappen zahlen wolle. Joachim Heinzen zögerte, eine so große Summe aufzuwenden. Sie wurden in dem Sinne handelseins, daß er vorläufig die Hälfte des Kuppelpreises entrichtete, die andre Hälfte sollte in Raten gezahlt werden. Die rote Hedwig, durch Niels Heinrich in Angst gesetzt, war ihm wohl ein paarmal zu Willen, aber er fand nicht das erhoffte Vergnügen bei ihr, denn seit dem Bruch mit dem früheren Liebhaber betrank sie sich täglich und führte wüste Szenen auf. Er behauptete, Niels Heinrich habe ihn übers Ohr gehauen, weigerte sich, die Raten zu zahlen, und forderte auch die fünfzig Mark zurück. Sie gerieten in Streit.

Niels Heinrich fürchtete den Dummkopf nicht, und es wär ihm ein leichtes gewesen, sich ihn vom Halse zu schaffen, aber da er unbeschränkte Herrschaft über ihn besaß und ihn bei verschiedenen Gelegenheiten für nützlich befunden hatte, wollte er es nicht bis aufs äußerste kommen lassen und traf Anstalten, ihn zu begütigen. Er zeichnete ihn schmeichelhaft aus, erlaubte ihm, in der Kneipe an seiner Seite zu sitzen, und ergriff bei Spöttereien und Händeln seine Partei. In seinem Hirn entstand Verworfenes und zog mit zielvoller Langsamkeit Kreis um Kreis. Finstere Pläne beschäftigten ihn, waren aber noch ohne festen Umkreis. Er erwählte sich eine Kreatur und war sich über ihre Verwendung noch nicht im klaren; er sah bloß die Brauchbarkeit zu jedem, auch zum schrecklichsten Dienst und dabei einen gewissen Grad von Unschuld. Vielleicht gewann ein Vorhaben, mit dem seine Gedanken nur zynisch und bildlos gespielt, erst in dem Sklavenblick des geistesschwachen Individuums Greifbarkeit; vielleicht entzündete ihn dies, flößte ihm Mut ein und machte seine Phantasie, die am Abgrund des Menschlichen hing, ausschweifend.

Er sagte zu Joachim, mit der roten Hedwig sei nichts los; die sei eine abgetakelte Schraube, ein verpestetes Aas. Da könne er ganz andre haben, wenn er nur die Augen auftun wolle. Ha, da gäbe es welche, nach denen müsse man sich die Finger lecken; ein Graf könne sich gratulieren. Da gäbe es welche, da und da, und dort und dort, solche und solche, fein, pikfein, namentlich von Leibesart. Na wo denn? wer denn? schnappte der armselige Kerl. Da wisse er zum Beispiel eine Jüdin, erklärte Niels Heinrich mit Feixen, Donnerlittken, wei Backe; die müsse man sehen. Wie'n geschältes Ei. Stramm auf den Beinen. So und so; nicht zu fett, nicht zu mager; Augen wie die Irländerin im Kientopp, Haare wie der geschniegelte Schwanz von nem Vollblut, das zum Start geht; alles übrige direktemang zum Reinbeißen. „Nanu wirds Dag," antwortete Joachim Heinzen verblüfft, „Junge, Junge."

Es verursachte Niels Heinrich ein düsteres Behagen, dem Menschen immer wieder von der Jüdin zu erzählen. Er erfüllte ihn damit; er reizte ihn auf damit. Er richtete die unflätigen Begierden des Idioten auf ein Wesen, das dieser noch nicht einmal erblickt hatte. Außerdem malte er sie für sich selbst, steigerte sich, hetzte sich, machte sich selber ungeduldig, hielt sich selber zum besten, um im Zorn über das Unerreichbare die frechen Geburten seiner Einbildung auf die Möglichkeit der Verwirklichung zu prüfen. Er nahm Joachim in die Stolpische Straße mit, und sie lauerten gemeinsam auf Ruths Heimkehr. Da zeigte er ihm das Mädchen, und sie gingen hinter ihr bis zur Stiege. Ruth war tief geängstigt.

Es fügte sich dann, daß sie von einer Studentin, die in der Czernikauer Straße wohnte, auf die merkwürdigen Heilerfolge des alten Heinzen aufmerksam gemacht wurde; aber als sie hinging, wußte sie nicht, daß Joachim Heinzen der eine ihrer Verfolger war, erkannte ihn auch nicht, als sie ihn im Zimmer gewahrte. Sie war nur beunruhigt durch sein entgeistertes Glotzen.

Aufgeregt meldete Joachim seinem Beschützer, daß er die Jüdin, die er bereits wie seine Leibeigene betrachtete, bei seinem Vater gesehen. „Na, Junge, so 'n Dussel," sagte Niels Heinrich kalt. Über die Wunderkuren des alten Heinzen hatte er sich schon früher mit giftigem Hohn geäußert. So tat er auch jetzt und fügte hinzu, wenn die Jüdin bei Vater Heinzen gewesen sei, habe es nur den Grund, daß sie ein Auge auf Joachim geworfen habe; das leide nicht den mindesten Zweifel. Joachim grinste. In der Spelunke „Zum grünen Hund", wo sie nächtlicherweile verkehrten, hatte Niels Heinrich mit überlegter Berechnung dafür gesorgt, daß die vermeintlich in Sicht stehende Liebschaft des Idioten von vielen besprochen und glossiert wurde. Daß man ihn hänselte, merkte Joachim nicht. Er zog Niels Heinrich beiseite und fragte, wie er sich der Jüdin am schnellsten nähern könne; Niels Heinrich schaute

ihn spöttisch an und sagte, der Zeitpunkt sei noch zu verschieben, solches müsse schlau eingefädelt werden; die Jüdin sei mißtrauisch und überdies eins von den neumodischen studierten Menschern, der dürfe man nicht so klatrig kommen, das müsse mit Eleganz gedeichselt werden. Aber der einfältige Mensch ließ nicht nach. Er sagte, er wolle zu ihr in die Wohnung gehen und sie für Sonntag zum Ball bei Knotze einladen. Niels Heinrich schlug eine Lache auf. „Du hast woll 't jroße Traller?“ versetzte er; „verrückt und drei macht neune.“ Sein Gesicht verfärbte sich, dann lachte er von neuem und sagte: „Minne, mach Licht, oder ick sterbe im Dustern.“

„Warten und aufpassen,“ sagte er; „die Judenschickse wird in den nächsten Tagen wieder bei Vater Heinzen vorkommen; da leg ich zehn gegen eins für. Ich stell nen Spion auf Posten, und du bleib hübsch zu Hause und sieh zu, daß du die richtige Zeit nicht verbummelst.“

Er schlug ihm die Hand auf die Schulter; er stand da wie ein Pfahl, eng, dürr, spitz. Auf dem Damm gegen Weißensee schmetterten die Räder eines Schnellzugs auf den Schienen.

10

Ruth und Christian traten in eine schlechtbeleuchtete, schlechtriechende Stube. Die Tür zu dem kleinen Vorraum stand offen, ebenso die in ein anstoßendes Zimmer führende, da sich ziemlich viele Leute im Wohnzimmer befanden. Unbekümmert um die fremden Menschen saß Mutter Heinzen an einem runden, mit zahllosen Gegenständen, Feilen, Schachteln, Tintenzeug, sogar ein Paar Schuhen bedeckten Tisch und schälte Kartoffeln. Im Hintergrund, an einem zweiten Tisch, der schmal und massiv war wie eine Hobelbank, waren Joachim Heinzen und ein Lehrling damit beschäftigt, mit Handmaschinen Metallkapseln zu stanzen. Der alte

Heinzen lag in einem Korbsessel; der untere Teil seines Körpers war in ein gefranstes schwarzes Tuch gehüllt, das den Blicken die Verstümmelung entzog. Das Gesicht, zurückgelehnt, hager und fast regungslos, mit dicken, violett entzündeten Lidern, einem schütteren Bart und einer scharfen, geraden Nase, zeigte keine innere Beteiligung an den Vorgängen, die sich um ihn abspielten.

Einige tuschelnde Weiber standen ihm zunächst. Etwas abseits bildeten ein Unteroffizier, ein Metzgergeselle mit blutiger Schürze und aufgestreiften Ärmeln, ein Mädchen von der Heilsarmee mit einer blauen Brille und ein Lohndiener in einer Phantasieuniform eine Gruppe. Hinter Christian und Ruth erschien ein Mensch, dessen Kopf mit weißen Binden umwickelt war, die nur einen Spalt für die Augen freiließen, ferner ein furchtsam aussehender Mann, der an Krücken ging, und ein Weib, dessen Gesicht von ekelhaftem Schorf bedeckt war. Andre Gestalten wurden nach und nach auf dem Vorplatz sichtbar.

Niemand traute sich noch in die Nähe des Wundertäters, da drängte sich hastig und keuchend eine Frau ins Zimmer, die ein drei- bis vierjähriges Kind auf dem Arm trug. Das Kind war bleigrau im Gesicht, hatte die Augen in die Winkel verkrampft, und Hals und Glieder waren widernatürlich verdreht. Da die Frau am ganzen Leib bebte und nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte, nahm ihr Ruth das Kind ab und trug es zum alten Heinzen hin. Die Leute machten ihr willig Platz. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck strahlenden Wohlwollens.

Joachim Heinzen stand auf, indes der Lehrling eine Partie fertiger Kapseln in einen mit Sägespänen gefüllten Korb warf und diesen schüttelte. Die Hände in die Hüften gestemmt, trat Joachim dicht an den Stuhl seines Vaters heran und verschlang Ruth mit den Blicken. Sein Mund war offen, der Kopf vorgestreckt, alles an ihm verriet höchste Erregung. Ruth

hielt dem alten Heinzen das Kind hin und sagte etwas, was wegen des Geklappers der Kapseln unverständlich blieb. Da winkte Joachim drohend zurück, und der Lehrling stellte den Korb zu Boden.

Der alte Heinzen schlug die Augen auf und erhob den rechten Arm. Das war die Heilgebärde, und ein Schweigen entstand, daß man ein Zündholz hätte fallen hören können. Christian beobachtete, mit welcher Hingebung, welcher liebevollen Bewegung Ruth das epileptische Kind dem siechen Mann entgegenhielt; da durchzuckte es ihn, und er fragte sich bestürzt: Glaubt sie denn daran? Ist es möglich, daran zu glauben? In dem Maß, wie seine Bestürzung zunahm, wuchs die Ahnung von etwas Unbekanntem und Unfaßbarem; wie oft in Situationen, die eine außergewöhnliche Empfindung in ihm hervorriefen, mußte er sich einer heimlichen Lachlust erwehren, und er schaute verlegen zu Boden.

Auf einmal ließ Heinzen den aufgehobenen Arm wieder fallen. Er schien beirrt. Er rückte mit Kopf und Schultern und sagte mit matter Stimme: „Es geht nicht heute. Es ist einer da und nimmt mir die Kraft. Es geht nicht."

Diese Worte machten tiefen Eindruck auf alle. Die Augen begannen zu suchen. Sie glitten von einem zum andern. Köpfe wandten sich, Pupillen liefen unruhig. Es verging keine Minute, da hatten sich die Blicke aller im Zimmer befindlichen Menschen auf Christian gerichtet. Sogar die kartoffelschälende Mutter Heinzen war aufgestanden und starrte ihn an.

Christian hatte Heinzens Worte gehört. Was forderten die Augen der Menschen? Was bedeutete das? Fragten sie? Wünschten sie? Zürnten sie? War etwas an ihm oder in ihm, das sie beleidigte und störte? Doch schienen sie eher scheu und verwundert als gegen ihn eingenommen zu sein. Das zweideutige Lächeln schwebte um seine Lippen, seiner Stummheit altes Siegel; indem er wie um Hilfe bittend emporschaute, be-

gegnete er dem Blick Ruths, und in diesem lag leuchtendes Verstehen und jene silberne, geistige Liebe, die alle ihre Lebensäußerungen durchdrang.

Die Mutter des Kindes stieß einen Schrei aus. „Wie denn, nimmt dir die Kraft?“ schrie sie entsetzt; „besinn dir doch, Mann; um Jottes willen, besinn dir doch!“

„Kanns nicht anders sagen,“ murmelte Heinzen, „es ist einer da und nimmt mir die Kraft.“

„Und hat er denn die Kraft?“ rief das Mädchen von der Heilsarmee in gellendem Ton.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Heinzen gedrückt; „möglich, aber ich weiß es nicht.“

Christian trat langsam zu Ruth heran, die noch immer das Kind im Arm hielt, beugte sich und schaute auf das leblose Wesen nieder. In diesem Moment löste sich der epileptische Krampf; Schaum perlte aus dem Mund, ein leises Weinen wurde vernehmbar.

Die Bewegung der Gemüter ergab ein Atemholen wie aus einer einzigen Brust.

In das Schweigen drang Lärm von draußen. Man hatte schon vorher Gelächter und Schimpfen gehört, es verstärkte sich jetzt, und an der Tür zeigten sich Niels Heinrich Engelschall und die rote Hedwig.

Er zerrte die Person ins Zimmer, die betrunken schwankte, mit den Armen fuchtelte und schrill lachte. Von Niels Heinrich vorwärts geschoben, tastete sie mit ausgespreizten Fingern nach einer Stütze; die Menschen, nach denen sie griff, wichen unwillig zurück; Niels Heinrich packte sie an den Schultern und bugsierte sie zu Joachim Heinzen hin, wobei er kicherte; es hörte sich an wie das Gackern eines Huhns. Joachim erschrak und musterte die megärenhaft Aussehende düster und blöde. Sie schlang die Arme schlickernd um seinen Hals, hing sich an ihn und lallte; ihr weitrandiger, schwarzer Hut, auf dem eine grüne Feder wie ein Segel gehißt war, fiel in den

Nacken. Joachim suchte sie abzuschütteln, heftete dabei die blöde aufgerissenen Augen auf Ruth, und da sie ihn immer fester umschlang, stieß er sie so roh gegen die Brust, daß sie mit einem Schmerzenslaut zu Boden stürzte und in einer schamlosen Stellung liegen blieb.

Leute eilten schimpfend und protestierend herzu. Einige bückten sich zu der Betrunkenen, die sogleich wieder zu schlik-kern und zu lallen anfing. Einige ballten die Fäuste gegen Joachim. Mutter Heinzen mischte sich beschwichtigend in den Tumult; Ruth flüchtete zu Christian und ergriff seine Hand. Da geschah das Unheimliche, daß Joachim Heinzen sie beim Arm faßte und sie, über die Breite eines Schrittes ungefähr, zu sich herüberriß. Entweder war es schwachsinnige Eifersucht oder der naiv-brutale Versuch, ihr zu erklären, daß er sich aus der roten Hedwig nichts mache und an dem Auftritt mit ihr schuldlos sei. Mit gläsernen Augen stierte er Ruth an; geiles Grinsen war in seinem Gesicht. Ruth schrie leise, hielt die flache Hand empor und wand sich ein wenig; ihre Lider waren gesenkt, und dies rührte Christian, der ruhig auf den Burschen zutrat und ruhig zu ihm sagte: „Lassen Sie sie los." Joachim zögerte. „Lassen Sie sie los," sagte Christian, ohne die Stimme merklich zu erheben. Da ließ er sie los und schnaufte.

Niels Heinrich schien sich ausnehmend gut zu unterhalten. Er machte die Leute, die nicht um die niedergestürzte Trunkenboldin beschäftigt waren, auf die beiden aufmerksam, stieß sein gackerndes Lachen aus und war bemüht, den Idioten anzueifern. „Uf de Beene, Joachim," rief er ihm zu; „nimm se dir se denn se! feste mang." Während er aber lachte und hetzte, blieben seine Brauen zusammengezogen, und der obere Teil seines Gesichts war in Finsternis geradezu erstarrt. Er hatte sich in der letzten Zeit ein schmales Kinnbärtchen stehen lassen, das eine rötliche Farbe hatte; es stieg beim Sprechen und Lachen steif auf und ab und verlieh dem Kopf etwas Wachsfigurenhaftes.

Als er sah, daß Christian der lümmelhaften Zudringlichkeit des Burschen Einhalt tat, pflanzte er sich vor ihm auf und sagte mit frecher, schneidender Stimme: „Morjen. Wir kennen uns, sollt ich meenen."

„Gewiß, wir kennen uns," antwortete Christian artig.

„Morjen hab ich Ihnen jewünscht," sagte Niels Heinrich mit unverschämtem Hohn. Das Knebelbärtchen zuckte. Die Finsternis breitete sich von oben her über das ganze Gesicht.

„Guten Abend," sagte Christian artig.

Niels Heinrich rieb die Zähne. „Morjen!" brüllte er in weißer Wut. Alle im Zimmer Anwesenden fuhren zusammen und hörten auf zu sprechen.

Christian blickte ihn schweigend an. Dann kehrte er sich gelassen zu Ruth und sagte: „Wir wollen gehen, kleine Ruth." Er ließ ihr mit einer Weltmannsverbeugung den Vortritt; auch grüßte er die Nächststehenden höflich. Es war, als entferne er sich aus einem Salon.

Niels Heinrich starrte ihm mit vorgebeugtem Oberkörper nach, streckte die geballte Faust aus und machte eine Geste wie beim Drehen eines Schraubenziehers.

II

„Hatten Sie Furcht?" fragte Christian auf der Straße.

„Ein wenig," antwortete Ruth. Sie lächelte, aber sie zitterte noch.

Sie schlugen nicht den Heimweg ein. Sie gingen, in entgegengesetzter Richtung, durch viele Straßen. Christian ging schnell, und Ruth hatte Mühe, an seiner Seite zu bleiben. Es wehte scharfer Wind; sie trug nur ein ärmliches Mäntelchen, das sich blähte.

„Ist Ihnen kalt?" fragte Christian. Sie verneinte. Eine Wolke gelber Blätter wirbelte vor ihnen auf. Christian ging und ging.

„Die Sterne scheinen ja," sagte er, einen flüchtigen Blick zum Himmel werfend.

Sie gelangten in eine öde breite Straße, durch deren Mitte sich eine Schnur von Bogenlampen bis in die Unendlichkeit zog. Die Häuser sahen unbewohnt aus.

Sie gingen und gingen.

„Sagen Sie etwas," bat Ruth, „erzählen Sie mir etwas von sich. Nur einmal, nur heute."

„Von mir ist nichts Gutes zu erzählen," antwortete er in den Wind hinein.

„Gut oder nicht gut, ich werd es dann wenigstens wissen."

„Aber was denn?"

„Irgend etwas."

„Ich muß suchen; ich habe kein Gedächtnis für das, was ich erlebt habe." Aber da erinnerte er sich schon einer Nacht, die er versunken geglaubt. Das damals Geschehene wurde hell in Drohung. Es hing auf geheimnisvolle Art mit Ruth zusammen. Bedürfnis zu bekennen überfiel ihn wie Hunger.

„Nicht suchen," sagte Ruth, „das, was Ihnen entgegenkommt."

Er mäßigte seinen Schritt. Arm an Worten, stellte er das Faktum vorläufig nüchtern in sich fest.

Lächelnd drängte Ruth: „Fangen Sie nur an. Das erste Wort ist das schwerste."

„Ja, das erste Wort ist das schwerste," stimmte er zu.

„Ist es lange her, das, woran Sie denken?"

„Es ist wahr, ich denke an etwas Bestimmtes. Sie sahen gut." Er wunderte sich schwerfällig. „Es ist vier Jahre her. Ich machte mit zwei Freunden eine Autotour nach Süditalien." Er stotterte; die Worte waren lahm. Ruths unfaßbar süßzwingender Blick jagte sie aus Verstecken heraus. Allmählich flossen sie williger.

Er und die Freunde waren also an einem schönen Maiabend nach Aquapendente gekommen, einer Stadt tief in

den Abruzzen. Eigentlich hatten sie bis Viterbo gelangen wollen, aber das Felsennest gefiel den Begleitern Christians, und sie bestimmten ihn, zu bleiben. Er zögerte lange; „ich wollte ja nur immer rasen und rasen,“ sagte er. Als sie vor dem Albergo hielten und die Freunde auf ihn einredeten, war ihm der Gedanke unangenehm, in dem schmutzigen Haus übernachten zu sollen. Da schritt von der hohen Kirchentreppe gegenüber ein junges Mädchen herunter, so lieblich, so majestätisch, wie er wenige vorher gesehen hatte; nun mochte er selbst nicht weiter. Der Wirt, gefragt, wer das Mädchen sei, nannte, mit Achtung in der Stimme, den Namen. Es war die Tochter eines Steinmetzen namens Pratti. Christian sagte, er müsse sie bringen; er solle ein Souper bereiten und Angiolina Pratti dazu bitten. Das lehnte der Wirt ab. Christian forderte ihn auf, den Vater herzubringen. Er antwortete, er wolle ihn bringen. Die Freunde suchten Christian sein Vorhaben auszureden und sagten, die Frauen dieses Landes seien scheu und stolz und sie zu gewinnen sei unter Umständen nicht leicht; man müsse es jedenfalls zarter anfassen als er im Begriff sei, es zu tun. Christian lachte sie aus, sie stritten hin und her, schließlich wurde er trotzig und sagte, er wolle etwas zustande bringen, was sie für vollkommen unmöglich halten würden, und dazu brauche es weder Kunst noch Geschicklichkeit noch Mühe, sondern einfach die Kenntnis des Charakters dieser Leute. Der Vater des Mädchens machte seine Aufwartung; es war ein weißhaariger, weißbärtiger Mann von noblen Manieren. Christian geht ihm entgegen und redet ihn an. Es würde ihm und seinen Freunden Vergnügen bereiten, in Gesellschaft von Signorina Pratti zu soupieren, sagt er. Pratti runzelt die Stirn und antwortet, das Anliegen befremde ihn; er habe nicht die Ehre, die Herren zu kennen. Christian faßt ihn scharf ins Auge und fragt: Um welchen Preis würden Sie Ihre Tochter Angiolina heute abend um acht Uhr nackt zu uns ins Zimmer und an unsern Tisch führen? Pratti

zuckt zurück; er keucht; er schaut ihn mit rollenden Augen an; die Freunde horchen erschrocken auf; Christian sagt zu dem Alten: wir sind anständige junge Leute; Sie können sich auf unsere Verschwiegenheit verlassen; wir wollen nichts weiter als Angiolinas Schönheit bewundern. Pratti geht mit aufgehobenen Armen wild auf ihn los. Er war darauf vorbereitet. Er sagt: Um welchen Preis also? Fünftausend? Der Italiener stutzt. Er sagt: Zehntausend? und nimmt aus der Brieftasche zehn Scheine. Pratti wird bleich und schwankt. Christian sagt: Zwölftausend? Er merkt an des andern Miene, es ist ein unermeßlicher Schatz für ihn; er hat ein Leben lang gearbeitet und nie so viel beisammen gehabt. Das macht Christian noch toller, und er bietet fünfzehntausend. Pratti öffnet die Lippen und seufzt: O Signor! Es klang so, daß es Christian hätte nah gehen sollen; „aber mir ging nichts nahe damals," sagte er. Er wußte nur, daß er seinen Willen durchgesetzt hatte. Der Mann nahm das Geld und taumelte hinaus. Am Abend setzten sich die jungen Leute mit einiger Spannung an die hübsch hergerichtete Tafel des Wirts. Altes Silbergeschirr und geschliffene Gläser waren aufgetragen, Rosen standen in kupfernen Gefäßen, dicke Wachskerzen waren angezündet, der Raum hatte Ähnlichkeit mit dem Saal in einem Schloß. Es wurde acht; es wurde viertel neun; die Unterhaltung stockte; alle blickten nach der Tür; Christian befiehlt dem Patron, daß er erst wieder eintreten solle, wenn er gerufen würde, denn er wollte ja kein öffentliches Spektakel geben; endlich um halb neun erscheint der alte Pratti und hält auf seinen Armen die Tochter. Sie ist in einen Mantel gehüllt. Er bedeutet den jungen Leuten durch einen Blick, die Türen zu schließen. Sie tun es. Er streift den Mantel ab, und sie sehen die wunderbare Angiolina nackt. Ihre Hände und ihre Füße sind mit Stricken zusammengebunden. Er setzt sie auf den Sessel, der leer neben Christian steht. Ihre Augen sind geschlossen. Sie schläft. Aber es ist kein natürlicher Schlaf; sie ist betäubt worden,

wahrscheinlich mit Mohnsaft. Pratti macht eine tiefe Verbeugung und geht. Die drei Freunde schauen den gefesselten herrlichen Körper an, das leicht geneigte Haupt, das rosige Gesicht, die frei hängenden Haare; mit Triumph und Übermut wars vorbei. Einer geht ins Schlafzimmer und bringt einen bunten Schal, den schlägt er um das Mädchen, und Christian weiß es ihm Dank. In aller Hast verzehrten sie etwas von den kalten Schüsseln, der Wein blieb unberührt. Dann gingen sie hinunter, bezahlten den Wirt, riefen den Chauffeur und fuhren noch in der Nacht die Straße nach Rom weiter. Keiner redete während der Fahrt. Auch später sprach keiner mehr von Angiolina Pratti. Es war für Christian schwer, das Bild loszuwerden: in dem Saal das Mädchen allein unter Rosen und brennenden Kerzen, gefesselt und betäubt. Allmählich gelang es doch; es kamen ja viele neue. „Vorhin, als wir das Haus verließen, ist es so frisch gewesen wie am Tag von Aquapendente," sagte er; „ich mußte immer daran denken, ich weiß nicht, warum."

„Wie seltsam," flüsterte Ruth.

Sie gingen und gingen.

„Wohin gehn wir denn?" fragte Ruth.

Christian sah sie an. „Was ist seltsam? Daß ich es Ihnen erzählt habe? Eigentlich war mir, als sei es überflüssig, als wüßten Sie es ohnehin."

„Ja," gestand sie schüchtern, „oft steh ich in Ihnen drin, fast wie in einer Flamme."

„Sie haben Mut, daß Sie so etwas sagen." Er liebte nicht solch hohe Worte, aber dieses bewegte ihn.

„Sie sollen sich nicht schämen," flüsterte sie.

Er antwortete: „Könnt ich sprechen wie ein richtiger Mensch, mir bliebe vieles erspart."

„Erspart? Was denn erspart? Möchten Sie sich sparen? Dann wären Sie es nicht. Nicht ums Sparen handelt sichs. Verschwenden ist notwendig, alles hinverschwenden, maßlos."

„Wie haben Sie urteilen gelernt, Ruth? Sehen und fühlen und wissen, und den Mut, woher haben Sie den?"

„Ich möchte Ihnen auch etwas erzählen," sagte Ruth.

„Ja, erzählen Sie mir etwas von sich."

„Von mir? Ich glaube nicht, daß ich es kann. Ich will Ihnen von jemand erzählen, der mir sehr nahe steht. Von einer Schwester. Keiner leiblichen Schwester, ich habe ja keine. Ich sagte vorhin ‚seltsam', weil mir diese Angiolina Pratti auch wie eine Schwester ist. Es sind auf einmal drei Schwestern da: Angiolina, ich und die, von der ich Ihnen erzählen will. Es ist eine ziemlich traurige Geschichte. Das heißt am Anfang, das Ende ist nicht mehr ganz so traurig. Ach, das Leben ist so wunderbar, so erschütternd wunderbar, so reich und so gewaltig!"

„Ruth, kleine Ruth," sagte Christian.

Sie erzählte. „Ein Mädchen, ein Kind war es. Lebte mit ihren Eltern in Slonsk, weit im Osten. Es ist jetzt fünf Jahre her, daß die Sache passierte. Der Vater, sehr arm, war als zweiter Buchhalter in einer Spinnerei angestellt, aber er wurde so gering entlohnt, daß er kaum die Miete für die elende Wohnung aufbringen konnte. Die Mutter hatte schon lang gekränkelt; Kummer über all das Mißlingen zehrte ihre letzten Kräfte auf, und im Winter starb sie. Die Leute waren die einzigen Juden in Slonsk, und um die Leiche zu bestatten, mußte sie nach Inowrazlaw geführt werden, wo der nächste jüdische Friedhof war. Eisenbahn fährt da keine, also blieb nur ein Fuhrwerk. Morgens um sieben Uhr, Ende Dezember wars, kam ein Leiterwagen, und der Sarg mit der Leiche der Mutter wurde daraufgelegt. Der Vater, der Bruder und das Mädchen folgten dem Wagen zu Fuß. Das Mädchen war damals elf Jahre alt, der Bruder achteinhalb. Es schneite in dicken Flocken, die Landstraße war unterm Schnee verschwunden, man kannte den Weg nur an den Bäumen rechts und links. Als sie aufbrachen, war es noch finster, und als

es Tag wurde, gab es nur zwittriges Licht. Das Mädchen war unbeschreiblich traurig, und die Traurigkeit wurde mit jedem Schritt größer. Wie es nun vollends Tag geworden war, so ein scheinhafter Nebeltag, flogen von allen Seiten Krähen herbei. Vermutlich wurden sie durch den Leichnam im Sarg angelockt; das Mädchen hatte nie so viele gesehen; es schien, wie wenn sie aus dem Himmel stürzten; mit großen schwarzen Flügeln flogen sie voran und wieder zurück und krächzten unheimlich in die dicke, kalte Stille. Da wurde die Traurigkeit so arg, daß das Mädchen zu sterben wünschte. Sie blieb ein wenig zurück; Vater und Bruder merkten es nicht im Schneegestöber; der Fuhrmann schritt vorn bei den Pferden. Sie ging über einen Acker auf ein Gehölz zu, und dort setzte sie sich hin und beschloß zu sterben. Die Sinne dämmerten bald ein; da kam ein alter Bauer, der Holz aufgelesen hatte, aus dem Wald, und wie er sie gewahrte, schon regungslos und halb schlafend, stand er zuerst eine Weile, dann machte er sich daran, ihr alles, was sie anhatte, vom Leibe zu ziehn, den Mantel, die Schuhe, das Kleid, die Strümpfe und schließlich auch das Hemd. Die Bauern sind dort sehr arm. Sie konnte sich nicht wehren, sie spürte, was ihr geschah, nur wie im tiefen Traum, und als er aus den Sachen ein Bündel gemacht hatte, ließ er sie für tot im Schnee liegen und humpelte gegen die Straße. Er marschierte eine Weile und traf den Leiterwagen mit dem Sarg und den zwei Männern und dem Knaben. Der Wagen war stehengeblieben, denn sie hatten das Mädchen vermißt. Am Chausseerand ragte ein Christuskreuz empor, und das war das erste, was den Bauern stutzig machte. Es erschien ihm nicht als ein Zufall, daß da ein Christus stand, neben dem Wagen mit dem Sarg. Er hat es später bekannt. Er sah die Hunderte von Krähen, die wild und hungrig krächzten, da erschrak er. Er sah, wie der Vater verzweifelt war und sich anschickte umzukehren und nach allen Himmelsrichtungen auslugte und in den Nebel hineinschrie; da schlug ihm das

Gewissen. Er fiel vor dem Kreuz auf die Knie und betete. Der Vater fragte ihn, ob er nicht ein Kind gesehen hätte; da deutete er und wollte sich davonmachen und lief über die Felder, aber es trieb gerade dorthin, wo er das Mädchen beraubt und verlassen hatte. Er hob den Körper auf seine Arme, wickelte ihn in seinen Mantel und drückte ihn an seine Brust. Der Vater war ihm gefolgt und nahm ihm das Mädchen ab, fragte nicht, warum es so nackt und bloß sei, und sie rieben die Haut so lange mit Schnee, bis die Erstarrte wieder die Augen aufschlug. Da küßte der Bauer das Mädchen auf die Stirn und machte ein Kreuz über ihr, einer Jüdin. Der Vater zankte deswegen mit ihm, aber der Bauer sagte: Verzeih mir, Bruder, und küßte ihm die Hand. Von der Zeit an ist eine Traurigkeit solcher Art nie mehr über das Mädchen gekommen. An den Moment, wo sie der alte Bauer in seinen Mantel wickelte und sie an seine Brust drückte, hat sie nur eine ferne Erinnerung behalten, aber ich glaube, da ist sie zum zweitenmal geboren worden, besser und stärker als das erstemal."

„Ruth, kleine Ruth," sagte Christian.

„Vielleicht ist auch jene Angiolina, meine andre Schwester, aus dem vorübergehenden Tod zu einem froheren Leben aufgewacht."

Christian antwortete nicht. Wie sie so neben ihm ging, fühlte er, es ging ein Licht an seiner Seite.

An einer Ecke der öden Straße flammte ein Auslagenfenster. Sie traten hin, mit gleicher Wendung und wie auf Beschluß. Der Laden innen war leer und schon versperrt, im Fenster lag ein kostbarer Prunkpelz aus Zobel, verlockend ausgebreitet, ein Sinnbild des Reichtums, der Wärme und des Schmuckes. Christian schaute Ruth an, und er sah ihr ärmliches Mäntelchen, in dem sie fröstelte. Und er sah, daß sie arm war. Und es wurde ihm bewußt, daß auch er arm war; genau wie sie, unabänderlich. Da lächelte er; es dünkte ihm sinnvoll, und er verspürte eine Freude, die etwas Listiges und Entzücktes hatte.

Der erste Besuch Johanna Schöntags bei Voß verlief banal. Indem sie die junge Dame vergessen zu machen suchte, war sie es erst recht. Um ihre Beklommenheit zu verbergen, gab sie sich halb kapriziös, halb kritisch. Sie war erheitert darüber, daß ein Schaukelstuhl im Zimmer stand; „wie bei Großmama,“ sagte sie; „man wird gleich anachronistisch angeheimelt;“ dann setzte sie sich hinein, schaukelte sich, zog kandierte Früchte aus ihrem Perltäschchen und ließ sie auf der Zunge zergehn, was ihr einen komisch schmollenden Ausdruck verlieh.

Auf dem gedeckten Tisch standen die Teekanne, zwei Tassen und mehrere Teller mit Bäckereien. In Vossens Wesen war Aufzeigen, daß man auch mit geringen Mitteln Zufriedenstellendes bieten könne. Johanna ergötzte sich. Sie dachte: wenn er mir jetzt ein Photographiealbum mit Bildern aus seiner Kinderzeit bringt, platze ich heraus. Dabei klopfte ihr das Herz in ganz andern Befürchtungen.

Voß sprach von seiner Einsamkeit. Er deutete auf gewisse Erfahrungen hin, die ihn menschenscheu gemacht hätten. Es gäbe Leute, denen es vom Schicksal bestimmt zu sein scheine, in allem Schiffbruch zu leiden, woran sie mit dem Herzen beteiligt seien. Die müßten für Umkrustung sorgen. Nun, er umkruste sich. Einen Freund habe er niemals besessen; die Illusion von Freundschaft wohl. Die Haltlosigkeit einer Sehnsucht einsehen zu müssen, sei bitterer als die Unzulänglichkeit eines Menschen.

Johannas heimliche Furcht wuchs, als sie ihn sentimental werden hörte. Sie sagte: „Dieser Schaukelstuhl ist das Erfreulichste, was mir seit langem vorgekommen ist. Er erzeugt so eine angenehme Seekrankheit in mir. Wird die Partei, die unter Ihnen wohnt, nicht glauben, Sie sind Vater geworden und wiegen Ihr Neugeborenes?“ Sie lachte, verließ den

Stuhl, trank Tee, knabberte Backwerk, dann nahm sie jäh Abschied.

Voß knirschte. Die Hand war ihm leer geblieben. Allein am Tisch, formte er aus einem Stück weichen Kuchens eine Mädchenfigur und durchstach sie mit der Schlipsnadel, die ihm Christian geschenkt. Im Zimmer war noch das Aroma von einem Frauenkörper, von Frauenkleidern, Frauenhaar. Er schnupperte. Er setzte den leeren Schaukelstuhl in Bewegung und redete mit einer unsichtbaren Person, die drinnen lehnte und sich seinen Blicken kokett entzog. Eine Zeitlang arbeitete er, hierauf verlor er die Lust, und seine Gedanken beschäftigten sich mit Schlingenknüpfung.

Daß er wirklich einsam war, erwies alles, was er tat und sann. Seine Seele strömte giftige Dämpfe aus.

Er öffnete ein Schubfach seines Schreibtischs, holte die Briefe der unbekannten F. hervor, die er sich einst in Christiansruh angeeignet, durchlas sie, griff zu Papier und Feder und begann, sie abzuschreiben. Er kopierte sie wortgetreu vom ersten bis zum letzten; an Stelle des Namens Christian setzte er Punkte, so oft er vorkam; es waren dreiundzwanzig Briefe, und als er fertig war, dämmerte der Morgen. Nun schlief er ein paar Stunden, und nachdem er sich erhoben hatte, schrieb er an Johanna: „Eine Scharade: wer ist F. und wer der Dieb und Räuber, der sich mit einem solchen Schatz an Überschwang und Hingabe aus dem Staub gemacht hat? Vielleicht ist es nur ein Gedichtetes von mir, Abfall meiner kranken Einbildung? Raten Sie einmal. Will hier ein Phantasiebild Ersatz bieten für die kraftlose Wirklichkeit, oder ist das unerhört Seltene doch Ereignis gewesen? Nach meinem Dafürhalten lassen Farbe und Ton, ein gewisses unsagbares Etwas, auf das letztere schließen. Wo wäre der Mann, der solchen Schmerz und solchen Jubel erfinden könnte? Wer wäre kühn genug, die Schamlosigkeit der Sinne mit einer vegetabilischen Unschuld zu verquicken? Ihm gegenüber

wären eure bestauntesten Poeten nur Flickschneider. Ich habe nie was übrig gehabt für die Dichter. Sie verfälschen den Augenschein und sind letzten Endes doch Rationalisten, unter deren Händen die Träume platt und durchsichtig werden. Es gibt eine Wahrheit des Wortes, die penetrant ist wie blühend Fleisch. Hier ist sie. Anzubetendes Wunder; Neid aller Darbenden. Leben ist es, und da es Leben ist, wo sind die Lebendigen, die es erzeugt haben? Eine ist verloren, sie hat sich wahrscheinlich in ihrer eigenen Glut verbrannt, die wunderbare Schreiberin; noch ihr Schatten trägt das Stigma des Untergangs. Aber der ekstatische Griffel zeichnet das Gesicht dessen, an den sie sich gewandt; ich kenne ihn, wir kennen ihn. Er steht am Armesünderpförtchen und bietet eine Schuldenzahlung an, zu deren Empfang sich niemand melden will. So zu lieben, wie jene geliebt hat, ist Gottesdienst; so geliebt werden und es nicht würdigen, es vergessen, es zu Makulatur und zu Staub einer Bibliothek werden lassen, ist Sünde, nicht auszutilgen. Wenn einer, den der Herr verwöhnte, die Engelsspeise aus seinem Munde speit, bleiben für die Stiefkinder des Schicksals nur aasige Brocken. Aber man weiß doch: es ist ein Unbedingtes, nicht ganz aussichtslos ist der Schrei in der Not des Blutes. Kommen Sie bald. Ich habe viel zu sagen und zu fragen. Ich war vermauert gestern. Das Glück Ihrer Gegenwart machte mich stumpfsinnig. Ich warte auf Sie. Ich werde jeden Tag um fünf Uhr zu Hause sein und drei Stunden lang auf Sie warten. Das zwingt Sie, muß Sie zwingen. Wann wollen Sie Wahnschaffe sehen? Ich werde es ihm ausrichten und ihn bestellen."

Die nämliche Bestürzung wie vor Monaten, als ihr Voß an Christians Statt geschrieben, befiel Johanna auch diesmal. Sie glaubte zuerst an Mystifikation. Als sie die Briefe las, wurde sie von ihrer Echtheit überzeugt und ergriffen. Vossens Andeutungen ließen ihr über die Herkunft keinen Zweifel Er hatte sich also abermals eines fremden Geheimnisses be-

mächtigt, um es auszubeuten; die Beweggründe? unerklärlich. Ihn um keinen Preis mehr sehen! sagte sie sich. Sie fror beim Gedanken an ihn. Der krankhaft erhitzte Haß gegen Christian, der in all seinen Kundgebungen lag, machte sie wieder schwankend. Es gab Augenblicke, wo ihr die Vorstellung schmeichelte, sie könne Christian vor einer drohenden Gefahr beschützen. Aber stärker und stärker lockte dieser Mensch selbst. Da war ein Wille. Unheimlicher Kitzel, einen Willen über sich zu spüren, wohin konnte einen das treiben!

O Rumpelstilzchen, sprach sie zu sich, als sie gegen Entschluß und Instinkt das Haus in der Ansbacher Straße wieder betrat, mir scheint, du rennst in dein Verderben. Aber immerhin, verdirb nur; dann ist wenigstens etwas geschehen.

Sie brachte ihm die Briefe zurück. Sie fragte kalt, was er mit ihnen beabsichtigt habe. Seine Antwort, das habe er ihr ja geschrieben, überhörte sie. Platz zu nehmen, weigerte sie sich. Voß bemühte sich um ein Thema. Er ging wie eine Schildwache vor ihr auf und ab. Sie machte im stillen ihre kaustischen Glossen über ihn, bemerkte Nachlässigkeiten seines Anzugs, fand die Art lächerlich, wie er sich mit einem kleinen Schwung umdrehte oder wie er sich plötzlich die Hände rieb. Alles erschien ihr albern und komisch an ihm; ein Schulmeister, war ihr spöttisches Urteil, ein Schulmeister, der ein bißchen übergeschnappt ist.

Er sagte, er habe sich entschlossen, nach Zehlendorf zu ziehen; er habe da draußen ein ruhiges Giebelzimmer in einer Villa gefunden. Es verlange ihn nach Baum und Feld, wenigstens nach dem Geruch davon. Man fahre morgens zu den Vorlesungen, am Nachmittag zurück, und lasse es sich auf die Dauer nicht ganz so durchführen, so habe man doch das Bewußtsein eines Asyls außerhalb dieses steinernen Pandämoniums, das nach mißbrauchtem Geist und nach Tinte schmecke. In vierzehn Tagen werde er übersiedeln.

„Um so besser," entschlüpfte es Johanna.

„Wie meinen Sie das, um so besser?" fragte er mit einem Katzenblick. Dann lachte er; es klang wie Scherbenklirren. „Ach so," sagte er und blieb stehen; „denken Sie denn wirklich, daß die Entfernung etwas ändert? Sie werden kommen, ich versichere Ihnen, Sie werden kommen, und nicht bloß, wenn ich nach Ihnen rufe; aus eignem Antrieb werden Sie kommen. Klammern Sie sich also nicht an eine trügerische Hoffnung, mein Fräulein."

Johanna schwieg verdutzt. Diese Unverschämtheit brachte sie aus der Fassung. Voß lachte wieder und nahm von dem Eindruck seiner Worte keine Notiz. Er fing an, von seinem Studienweg zu sprechen. Er habe jetzt zwei Semester hinter sich und sei so weit wie andre mit sechs. Die Professoren hätten ihm ein famoses Prognostikon gestellt. Was an der Medizin erlernbar sei, müßte man überhaupt als Kinderspiel bezeichnen; ein normal geratener Kopf könne es bei einigem Fleiß in anderthalb Jahren bewältigen. Hernach freilich scheide sich die Straße; da heiße es: hie Handwerker, Dilettanten, Professionisten, Scharlatane, hie Hirne, Geister, Pioniere, Illustrissimi. Anfangs habe ihn die Chirurgie interessiert, aber der Reiz habe sich verflüchtigt; es sei die reine Metzgerei. Er verschmähe es, all sein Sach auf Messer und Säge zu stellen und sich, wo das Abenteuer der Praxis beginne, dem Diktum irgendeines zünftigen Diagnostikers zu unterwerfen, so daß das ganze Problem darauf hinauslaufe, ob der Schlächter zum Henker werde oder nicht. Was ihn jedoch über die Maßen anziehe, das sei die höhere Psychiatrie. Da balle sich Mysterium auf Mysterium; unerforschte, ja unentdeckte Kontinente dehnten sich aus; Massenepidemien der Seelen; heute kaum betretenes Revier; Krankheiten der Geschlechter, der Völker von der Wurzel auf; eine wahre Gespensterjagd zwischen Himmel und Hölle; Nachweis von Zusammenhängen über die Jahrtausende hinweg wie auch von Individuum zu Individuum, die das ganze Gebäude der Wissenschaft ins Wanken bringen müßten.

Weiter kann man die Ruhmredigkeit unmöglich treiben, dachte Johanna angewidert. Seine Stimme, die beständig vom Diskant bis zum Baß lief und dann umbrach wie ein unflügger Vogel, der sich zwischen zwei Mauern stößt, tat ihr körperlich weh. Sie sagte etwas höflich Beipflichtendes und reichte ihm die Hand, auch das mit Unlust.

„Bleiben Sie!" herrschte er sie an.

Sie warf den Kopf zurück und schaute ihn erstaunt an.

„Bleiben Sie," bat er nun. „Jedesmal gehen Sie so fort, daß man sich, wenn Sie draußen sind, vor Verzweiflung am Fensterkreuz aufhängen möchte."

Johanna verfärbte sich, und auf ihrer niederen Stirn entstanden kindliche Falten. „So sagen Sie mir doch: was wollen Sie von mir?" flehte sie.

„Eine Frage von hervorragender ... na, nennen wir es Treuherzigkeit, verehrtes Fräulein. Was ich will, liegt klar am Tage. Oder haben Sie sich über Mangel an Deutlichkeit zu beklagen? Bin ich ein so leisetreterischer Werber? Ich dachte eher, Sie machten mir mein Ungestüm zum Vorwurf. Das hätte Berechtigung. Ich kann aber nicht spielen. Ich verstehe mich nicht aufs Einfädeln. Ich zupfe nicht Margeritenblätter, die orakeln. Ich habe nicht gelernt, Wortfallen zu legen und Blickangeln zu werfen und Süßigkeiten zu schwatzen und auf den Busch zu klopfen. Könnt ichs, würde es mich vielleicht sicherer ans Ziel bringen. Aber ich habe keine Zeit dazu. Ich habe keine Zeit mehr, Fräulein Johanna; ich stehe auf dem katastrophalen Punkt, wo es heißt: entweder — oder."

„Ihre Offenheit läßt nichts zu wünschen übrig," erwiderte Johanna und blickte kühl und fest in die Gläser seiner Brille. So verharrte sie mehrere Sekunden, dann fragte sie gezwungen lächelnd, mit verhehlter Bangigkeit und verhehlter Neugier: „Und warum soll gerade ich Ihr Entweder — Oder entscheiden? Welche meiner Eigenschaften sind es denn, die Ihre Aufmerk-

samkeit auf mich gelenkt haben? Welcher Tugend oder welchem Laster hab ich die Ehre zu danken?" Sie schloß wartend die Augen bis auf einen dunklen Spalt, was ihren Zügen eine schmelzende Anmut verlieh. Gefährliche Koketterie, die sie trieb, am Abgrund; sie wußte es.

Aber für Amadeus Voß war sie, wie sie sich gab, und er starrte ihr berückt ins Gesicht. „Darf ich aufrichtig sein?" fragte er.

„Sie erschrecken mich. Gibt es noch eine Steigerung?"

„Es ist die Rasse, sehen Sie. Wohlgemerkt, dieselbe Rasse, die ... na, ich drücke mich noch mild aus, wenn ich sage, daß ich die Juden immer gehaßt habe. Einen Juden nur riechen, das hieß bei mir: eine Ladung Sprengstoff in die Nerven. Da steht uraltes Verbrechen auf, zweitausendjährige Schuld. Der Gekreuzigte seufzt über Länder und Zeiten hinweg an mein Ohr; noch gegen die Edelsten eures Stammes wehrt sich mein Blut. Mag sein, daß ich das Werkzeug fortgeerbter Lüge bin; mag sein, daß man zum Pfaffen wird, wenn zum Priester die Liebe fehlt; daß Brüder aufwachen in Feinden, ohne daß mans merkt; daß Kain und Abel sich am Jüngsten Tag die Hände reichen. Aber es ist mir nun einmal in Hirn und Herz gebrannt, daß ich hassen muß, wenn meine Wurzeln in der Erde, dort, wo ich nicht hinreichen kann, durch das freche Wachsen fremder Sämlinge verkümmert werden. Und wenn einer, indem er sich als Hausgenoß und Nachbar aufdrängt, mich mit dem ganzen Vorbehalt der inneren Fremde anredet, soll ich das nicht spüren und ihm nicht mit gleicher Münze zahlen? So wars bis jetzt. Ich kannte keine jüdische Frau. Ich behaupte nicht, daß mein Gefühl sich im wesentlichen geändert hat. Wär es so, ich würde weniger leiden. O, Sie haben recht, mich wegen dieses Wortes zu verachten. Ich bin auf viel Verachtung von Ihnen gefaßt. Das alles gehört zu meinem Leiden. Als ich Sie das erstemal sah, mußte ich an die Tochter des Jephtha denken. Sie entsinnen sich viel-

leicht, sie wurde von ihrem Vater geopfert, weil sie zufällig die erste war, die ihn willkommen hieß, als er heimkehrte. Er hatte ein Gelöbnis abgelegt. Da kam seine Tochter ihm entgegen mit Pauken und mit Reigentanz, sagt die Schrift. Die erste, die einem das Willkommen bietet, zu opfern, darin liegt ein tiefer Gedanke. Sie muß sehr zierlich gewesen sein, die Tochter des Jephtha. Erfahren in allerlei Träumen. Waghalsig sogar, was Träume betrifft. Verwöhnt, zu keiner Tat mehr fähig, alle Begeisterung und alle Initiative in einer süßen, lüsternen Sehnsucht untergetaucht. Langer Reichtum, von Vorahnen aufgehäuft, hat sie entherzt. Sie liebt die Musik, liebt alles, was den Sinnen schmeichelt, zarte Seide, zartes Wort; auch aufregende Dinge liebt sie, nur verpflichten dürfen sie nicht, binden nicht; Grauen und Angst; ein kleiner Rausch; Sichversuchenlassen, das Schicksal herausfordern, dem Tiger im Zwinger die Hand durchs Gitter strecken. Phantasiespiele. Aber alles an ihr ist so fein, so im Übergang, unklar, ob zur Blüte, ob zum Moder; sie ist so empfindlich, so widerstandslos, so müde, sie weiß so viel, sie wünscht so viel, der eine Wunsch macht immer den andern kraftlos; Geschlechterinzucht hat ihr Blut zum Gerinnen gebracht, und wenn sie lacht, hat ihr Gesicht einen schmerzlichen Zug. Und eines Tages kehrt der Richter Jephtha heim und muß sie opfern. Ich stelle mir vor, daß er danach wahnsinnig geworden ist."

Johannas Gesicht zeigte eine schreckliche Blässe. „Das war, scheint mir, eine Lektion in der höheren Psychiatrie," sagte sie mit mühseligem Spott.

Voß schwieg.

„Nun, leben Sie wohl, gelehrter Mann." Sie schritt zur Tür.

Voß folgte ihr. „Wann kommen Sie wieder?" fragte er leise.

Sie schüttelte den Kopf.

„Wann kommen Sie wieder?"

„Quälen Sie mich nicht."

„Übermorgen wird Wahnschaffe hier sein. Werden Sie kommen?"

„Ich weiß es nicht."

„Johanna! Werden Sie kommen?" Er stand mit aufgehobenen Händen vor ihr; Schläfen- und Wangenmuskeln bebten.

„Ich weiß es nicht." Sie ging.

Er aber wußte, daß sie kommen würde.

13

In einer Pause während der Generalprobe wandelten Lorm und Emanuel Herbst im Foyer auf und ab. Sie sprachen über Lorms Rolle. „Etwas weniger Zurückhaltung, mein Lieber," näselte Emanuel Herbst; „bei der Entdeckung des Betrugs im zweiten Akt und der Szene mit dem Bruder hatte ich stärkere Akzente erwartet. Sonst ist nichts zu erinnern."

„Gut, ich werde noch Kulissenschmalz auflegen," sagte Lorm trocken.

Viele der geladenen Gäste ergingen sich gleichfalls in dem gebogenen Längsraum. Bewundernde Blicke folgten Lorm. Ein junges Mädchen näherte sich mit einer Entschlossenheit, in der noch Kampf mit dem Entschluß lag. Sie überreichte Lorm einen Nelkenstrauß. Stumm zog sie sich wieder zurück, erschreckt von der eignen Kühnheit.

„Schönen Dank!" rief ihr Lorm freundlich zu und steckte die Nase in die Blumen.

„Na, du glücklicher Prasser, wie schmecken die gebrochenen Herzen?" erkundigte sich Emanuel Herbst spottend; „zu jedem Frühstück eines, wie? Oder mehr? Da kommt einen alten Knaben wie mich die Wehmut an."

„Es ist des Guten zuviel," sagte Lorm; „die armen Dinger

übernehmen sich. Schon des Morgens früh stehen welche an der Haustür und unterhandeln mit dem Pförtner; wenn der Chauffeur kommt, umflattern sie den. Manche wissen Bescheid, wie ich den Tag verbringe, und tauchen immer dort auf, wo man sie nicht vermuten sollte, zum Beispiel vorm Laden des Althändlers oder auf der Treppe beim Photographen. Von einer hat man mir erzählt, daß sie nächtelang vor dem Haus promeniert hat. Eine andre reiste mir auf meinen Gastspielreisen in jede Stadt nach. Dann die unseligen Briefe. Was da an Gefühl verschwendet, was da gebeichtet wird, in was für verwickelte Lebensverhältnisse man eingreifen soll; diese naiven Voraussetzungen! Man könnte sich den Teufel drum scheren, aber die Sache hat ja auch ihre sehr ernste Seite. Denn sieh mal, alle diese jungen Geschöpfe stecken Kapital in ein verlorenes Unternehmen, wenn ich mich so jobberhaft ausdrücken darf. Das muß sich rächen. Kluge Leute sagen, es ist gleichgültig, wofür die Jugend erglüht, wenn sie nur überhaupt erglüht. Stimmt aber nicht. Für einen Schauspieler soll eine anständige Jugend nicht erglühen. Versteh mich recht, ich will damit unsern Stand nicht verkleinern; er hat seine Meriten, ohne Frage; ich will mich auch selber nicht einen krummen Hund heißen. Ich bin, was ich bin. Ich weiß Bescheid. Jene wissen es nicht. Sie wollen, daß ich sei, was ich vorstelle, und das ist der Gipfel der Absurdität. Nein, eine anständige Jugend vergöttert nicht den Schauspieler, dieses Zerrbild des Helden."

„Na, na, na," machte Emanuel Herbst ironisch begütigend; „du bist zu streng, du siehst zu schwarz. Ich kenne ein paar immerhin recht erhebliche Personen, die dir einen Ehrenplatz unter den Sterblichen einräumen, von den Unsterblichen will ich mit Rücksicht auf deine üble Laune nicht reden. In deinen luziden Augenblicken bist du auch stolz darauf; was ich billige und in Ordnung finde. Wie verhält sich denn deine Frau zu

solchen Hypochondrien? Wäscht sie dir nicht manchmal gehörig den Kopf?"

„Mich dünkt," erwiderte Lorm mit unbewegtem Gesicht, „mich dünkt, Judith hat ihre Enttäuschung schon hinter sich. Sie würde sich in dem Prozeß nicht zu deinem Anwalt hergeben. Ich glaube, da sind meine Lehren und Überzeugungen auf fruchtbaren Boden gefallen."

Emanuel Herbst wiegte den Kopf und schob bedenklich die Lippen vor. Lorms Ton erregte seine Besorgnis. „Was macht sie eigentlich?" forschte er; „ich habe sie lange nicht gesehen. Ich hörte, sie sei krank gewesen?"

„Was sie macht, ist schwer zu sagen," versetzte Lorm. „Krank? Nein. Krank war sie nicht, obschon sie viel zu Bett war. Sie hat da so ein paar kleine Bürgersfrauen, die ihr den Hof machen, ihr all ihre Zeit widmen und die sie fabelhaft dressiert hat. Sie behauptet, ihre Schlankheit geht verloren, und so hat sie sich von einem Modedoktor eine Hungerkur verschreiben lassen, die sie gläubig befolgt. Im übrigen ist mein Haus in bestem Zustand; tip-top; warum nicht? Wird ja zweimal wöchentlich bis in die letzten Winkel gescheuert. Bißchen mühsam, das. Die Küche ist vorzüglich; im Keller hab ich wieder einen prachtvollen Tropfen: Grand Puy Lacoste. Mußt mal mithalten. Prima Ware."

„Schön, mein Lieber, schön, werde mithalten," sagte Emanuel Herbst. Die Sorge war mit jedem Worte Lorms drükkender geworden. Er kannte diese Kälte an ihm, hinter welcher die scheueste Verletzlichkeit wohnte; diese prinzliche Glätte, unter der schmerzhafte Wunden lange bluteten, dies Zwiegeschlechtliche, Unbestimmte, das zwischen Seelenkrankheit und Askese war. Er hatte Angst vor Zerstörung, Angst vor dem Wurm in der edlen Frucht.

Der Spielleiter gab das Zeichen zum Wiederbeginn, und alsbald schmetterte von der Bühne die Stimme aus Stahl über gebannte Menschen.

Johanna kam.

Sie hatte mit Bedacht die Stunde weit hinausgeschoben, um nicht mit Voß auf Christian warten zu müssen, den sie heute endlich treffen sollte. Als sie Voß allein fand, stutzte sie verächtlich. Verstimmung machte ihr Gesicht alt und spitz.

Draußen war es naßkalt. Sie setzte sich an den Ofen und legte die Hände an die Kacheln; des Mantels entledigte sie sich nicht; es war ein Tuchmantel mit Pelzbesatz und großen Knöpfen, in dem sie kindlich mager und verkrochen aussah. Auch den Schleier schlug sie nicht auf, der von dem breitrandigen Hut straff ans Kinn gezogen war und die Farblosigkeit des Gesichts verstärkte.

„Sie haben mich belogen," sagte sie hart; „es war ein Köder. Sie wußten im voraus, daß er nicht da sein würde."

Voß antwortete: „Damit erklären Sie mir also rundweg, daß ich mich nur als Mittel zum Zweck zu betrachten habe. Was versprechen Sie sich eigentlich von einer Begegnung mit ihm? Wozu soll das dienen? Erinnerungen auffrischen? Eine Aussprache herbeiführen? Nein, ich weiß schon, Sie sind nicht für Aussprache; Sie wünschen sich eine spannende Situation, aber mit der Möglichkeit, sich im Notfall gleich wieder losschrauben zu können. Sehr schlau. Ich soll die Wand sein; ich soll die Gelegenheit geben. Sehr schlau. Warum gehen Sie denn nicht einfach zu ihm hin? Natürlich, ein solcher Schritt wäre zu verpflichtend; es könnte aussehen, als ob; man wüßte schließlich doch nicht, wie so etwas aufgefaßt würde. Ergötzliche Feigheit. Wo's genehm ist, lyrische Mimose, wo's anders genehm ist, Nackendruck auf einen Wehrlosen."

„Das ist unerträglich," rief Johanna und stand auf. „Glauben Sie, daß mich mein Hiersein nicht viel mehr kompromittiert, besonders in meinen eigenen Augen, als alles, was ich sonst tun könnte?"

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Voß erschrocken und faßte nach ihrem Arm. Sie wich zurück; in der Furcht vor seiner Berührung sank sie wieder auf den Stuhl. „Beruhigen Sie sich,“ wiederholte Voß, „er hat mir fest zugesagt, zu kommen. Er hat eine Menge Geschäfte jetzt, hat mit allerlei Leuten zu schaffen und ist fortwährend unterwegs.“

Johanna vollzog an sich Gedankenfoltern. Darin besaß sie Fertigkeit und Erfahrung. Sie freute sich, wenn es ihr übel erging; sie freute sich, wenn ihre Hoffnungen fehlschlugen; sie freute sich, wenn sie beleidigt und mißkannt wurde. Sie freute sich, wenn der seidene Strumpf zerriß, in den sie des Morgens beim Aufstehen schlüpfte; wenn sie beim Schreiben einen Tintenklecks aufs Papier machte; wenn sie auf der Reise den Zug versäumte; wenn eine Sache, die sie für teures Geld gekauft hatte, sich als wertlos erwies. Es war eine hämische, eine gassenjungenhafte Freude, wie sie jemand empfindet, der das Fiasko eines gehaßten Nebenbuhlers mitansieht.

Deshalb lächelte sie auch jetzt vor sich hin. „Ich bin ein reizendes Wesen; nein?“ sagte sie bizarr und blickte empor.

Voß war verblüfft.

„Erzählen Sie mir von ihm,“ sagte sie, halb trotzig, halb resigniert und drückte wieder die Hände an die Kacheln.

Amadeus' Blick fiel auf ihre Hände, die blau vor Kälte waren. „Sie frieren,“ murmelte er, „Sie frieren immer.“

„Ja, ich friere viel. Es fehlt mir Sonne.“

„Von Findelkindern heißt es, sie könnten sich nie recht erwärmen. Aber Sie sind doch keins. Im Gegenteil, ich stelle mir vor, daß Ihre Kindheit eine Brutstätte der Betreuung war. Gewiß hat man die Zimmer überheizt und nachts die Wärmflasche ins Bett getan und Sanatogen und Arsenik verschrieben. Doch Ihre Seele fror immer ärger, je mehr man ihr von der Materie aus beizukommen suchte. Dem Leibe nach sind Sie kein Findelkind, da liegt eine unanzweifelbare bürgerliche Deszendenz vor; nur Ihre Seele, die ist wahr-

scheinlich eine Findelseele. Solche gibt es. Es flattern sehnsüchtig Seelen im Weltraum, beständig zwischen Paradies und Hölle auf und ab, und die Frage ist, ob ihnen ein Engel oder ein Dämon ihr irdisches Asyl anweist. Die meisten geraten in den falschen Körper; aus lauter Ungeduld nach einer sterblichen Hülle fallen sie einem Dämon in die Klauen und bleiben ihm zeitlebens tributpflichtig. Das sind die Findelseelen."

„Sie schwatzen Unsinn," sagte Johanna; „erzählen Sie mir lieber von ihm."

„Von ihm? Ich sagte ja schon: er ist vielseitig verstrickt. Das Weib, die Karen, ist krank; der wird schwerlich wieder aufzuhelfen sein. Vergeltung, Vergeltung. Lasterschuld wird eingefordert. Taumeln sollen sie und irre werden von dem Schwerte, das ich unter sie senden will, heißt es. Nun, er pflegt sie. Er wacht in den Nächten und pflegt sie. Eine andre wohnt im Hause, ein jüdisches Mädchen, mit der zieht er herum, besucht allerlei Leute, spielt den Vorstadtheiligen, bloß daß er nicht predigt. Predigen ist ja seine Sache nicht, er ist stumm, und das ist ein Segen. Noch nie war ich einer Frau so nah gesessen," fuhr er im selben Tonfall fort, wie um zu verhindern, daß sie ihn unterbrach, „noch nie einer, bei der man fühlt: es ist gut, daß sie existiert. Man hat ein so verdammtes Bedürfnis nach Reinheit, so ein gräßliches Verlangen nach einem Menschenauge. Zu wissen: so schaut dich keine andre an wie die —, Herrgott, Herrgott! Daß einmal der Fluch deiner Verlassenheit zunichte wird — Mensch! Mensch! Was ists denn gar so viel? Was will man denn? Nur nicht in der Wut hinsiechen und am Durst krepieren. Einmal den Kopf in einen Weiberschoß graben und nichts mehr spüren als die geliebte Nacht, und wenn oben Schweigen ist, ein paar Hände im Haar und ein Wort, einen Hauch, und erlöst sein — Herrgott!" Seine Stimme war leise geworden, zuletzt verlor sie sich in ein Geflüster.

„Nicht ... nicht ... nicht," flehte Johanna, fast ebenso leise; „erzählen Sie weiter von ihm," bat sie hastig; „er lebt also wirklich in vollkommener Armut? Man spricht so viel darüber. Vorige Woche war ich irgendwo eingeladen, und es war von nichts anderm die Rede. Frech und dumm, wie sie ja alle sind, diese seit vergangenem Montag Arrivierten, übertrafen sie sich in schlechten Witzen oder bedauerten die Familie oder sprachen gar von Betrug. Mir ekelte. Eines frag ich Sie: warum habe ich von Ihnen noch kein herzliches Wort über ihn gehört? Warum nichts als Geifer und Entstellung? Sie müssen ihn kennen. Es ist unmöglich, daß Sie die Meinung von ihm haben, mit der Sie sich vor mir, und jedenfalls auch vor andern, wichtig zu machen belieben. An Freundschaft zwischen uns beiden ist ja nicht im entferntesten zu denken, wenn Sie in diesem Punkt nicht wahrhaftig gegen mich sind. Also?"

Voß schwieg lange. Erst wischte er mit dem Taschentuch seine feuchte Stirn ab, dann stützte er, weit vorgebeugt sitzend, das Kinn auf die verschränkten Hände und starrte hinter den abgeblendeten Brillengläsern lauschend in die Höhe. „Freundschaft," murmelte er sarkastisch, „Freundschaft. Das nenn ich Wasser in den Wein schütten, eh er gekeltert ist." Nach einer Weile fing er wieder an: „Ich bin nicht zum Richter über ihn bestellt. Im Beginn unsres Verkehrs wurde mir die Erlaubnis erteilt, ihn auf dem Piedestal zu bestaunen. Der Lump kniete im Dreck und verdrehte die Augen zum Halbgott. Ich schürte dann mein Feuerchen an, und es gab einigen Qualm. Wollt ichs abstreiten, daß er mir in die innerste Natur gegriffen hat, ich wär ein Lügner. Er ist bisweilen meiner schlechten und gemeinen Instinkte in einer Weise Herr geworden, daß ich mich, war ich dann allein, einfach hinwerfen mußte und flennen. Aber um ihn häufte sich Liebe und um mich Haß. Wo er ging und stand, sproßte Liebe, und wo immer ich mit Fingern hinrührte, wuchs Haß. Um ihn Licht

und Schönheit und erschlossene Herzen, um mich Schwärze und Niedrigkeit und verrammelte Wege. Er von allen Genien behütet, ich mit Satan im Kampf und in meiner Finsternis zu Gott schreiend, der mich verwarf. Ja, verwarf, ausstieß und brandmarkte; und immer mehr, immer erbarmungsloser, je größer die Zerknirschung wurde, je bußfertiger ich mich an den Pranger stellte, je heißer ich meine Wurzeln aus der Erde grub. Da geschah es denn, daß er mich als den Bruder erkannte. Es war eine unvergeßliche Nacht, und unvergeßliche Worte haben wir getauscht. Aber um ihn blieb die Liebe, um mich der Haß. Er nahm meine Flamme und trug sie zu Menschen, und um ihn war Liebe, um mich Haß. Er machte sich zum Bettler und beschenkte mich mit Hunderttausenden; um ihn war Liebe, um mich Haß. Halten Sie mich für so borniert, daß ich nicht ermessen kann, was er getan hat und wie schwer es wiegt? Schleicht doch das Bewußtsein davon in meinen Schlaf und macht ihn so fürchterlich, so wund-offen, daß ich wie in brennendem Unkraut liege, ächzend, ohne Himmel und Aufklang. Wer könnte denn so ein geschlagener Selbstverräter sein und die Wahrheit nicht sehen und hören wollen, wenn sie lodert und braust? Aber der Bruder, mein Fräulein, der Bruder! Als er noch schwelgte, war es leicht. Nun geht er hin und leistet Verzicht und lebt in Entbehrung und Gestank und pflegt eine luetische Dirne und läßt sich zum Abschaum herab, und was ist die Folge? Liebe häuft sich wie ein Berg. Das muß man erfahren haben, das muß man gesehen haben, wenn er in einen Raum tritt und sich die Blicke an ihn hängen und ihn zärtlich betasten und jeder sich schöner und besser glaubt, nur weil er da ist. Ist das Zauberei? Mich zermalmt der Berg von Liebe in meiner Klamm."

Er trocknete sich abermals die Stirn. Johanna, ihr dämmerten erst jetzt Erkenntnisse über ihn, sah ihn aufmerksam an.

„Die die Bestimmung haben, tun bloß den letzten Schritt,"

fuhr Amadeus Voß fort; „unsereins bleibt beim vorletzten stehen, und das ist unser Fegefeuer. Vielleicht hätte Judas Ischariot dasselbe vermocht wie der Meister, aber der Meister war ihm zuvorgekommen; das machte ihn zum Verbrecher. Er war allein; des Rätsels Lösung ist, daß er allein war. Vorhin las ich in einem Buch, ehe Sie kamen: die Hochzeit des heiligen Franziskus mit der Frau Armut. Kennen Sie es? Weh dem, der allein ist, heißt es dort; wenn er fällt, hat er nicht den, der ihm hülfe aufzustehen."

Das Buch lag auf dem Tisch. Er nahm es und sagte: „Der heilige Franziskus ist aus der Stadt gegangen und trifft zwei arme Greise; die fragt er, ob sie ihm sagen könnten, wo die Frau Armut wohnt. Ich will Ihnen vorlesen, was die beiden Greise antworten."

Er las: „Wir sind hier seit langer Zeit, und oft haben wir sie dieses Weges ziehen sehen. Manchmal war sie geleitet von vielen, und oftmals kehrte sie zurück, allein, ohne jegliches Geleite, nackt, ohne jeglichen Schmuck noch Kleid, nur von einem Wölkchen umgeben. Und sie weinte sehr bitterlich und sagte: Die Söhne meiner Mutter haben gekämpft wider mich. Und wir sagten: Hab Geduld, denn die gut sind, lieben dich. Und nun sagen wir dir: Steig auf den großen Berg, den der Herr ihr zur Wohnstätte gegeben hat in den heiligen Bergen, denn Gott liebt ihn mehr als alle Wohnstätten Jakobs. Die Riesen konnten nicht nahen seinen Pfaden, und die Adler konnten seinen Gipfel nicht erfliegen. Willst du zu ihr gehen, so zieh aus die prächtigen Kleider, und leg zur Erde jede Schwere und Gelegenheit zur Sünde; denn bist du nicht von diesen Dingen bloß, so wirst du nicht aufsteigen zu ihr, die in solcher Höhe weilt. Aber da sie gütig ist, sehen sie die mühelos, die sie lieben, und die sie suchen, finden sie mühelos. Bruder, gedenke ihrer, denn diejenigen, die sich ihr hingeben, sind sicher. Nimm treue Gesellen, auf daß, wenn du auf den Berg steigst, du dich mit ihnen beraten könnest und sie deine Helfer seien.

Denn wehe dem, der allein ist. Wenn er fällt, hat er nicht den, der ihm hülfe aufzustehen."

Seine Art zu lesen peinigte Johanna. Es war ein Fanatismus darin, vor welchem ihr nur auf Halbtöne gestimmtes Gemüt zurückschreckte.

„Weh dem, der allein ist," sagte Voß. Er kniete vor Johanna nieder. Er zitterte an allen Gliedern. „Johanna," stieß er hervor, „Ihre Hand, bloß Ihre Hand; Mitleid! Ihre Hand!"

Fast willenlos, mehr bestürzt als gehorsam, reichte sie ihm die Hand, auf die er mit furchtbarer Leidenschaftlichkeit seine Lippen drückte. Was er tat, erschien ihr im Zusammenhang mit dem Bisherigen blasphemisch und verzweifelt, aber sie wagte nicht, ihm die Hand zu entziehen.

Wachen Ohrs hörte sie ein Geräusch. „Es kommt jemand," hauchte sie. Voß stand auf. Es klopfte. Christian trat ein.

Er begrüßte die beiden freundlich. Seine Ruhe stach beinahe tönend von Amadeus' Verstörtheit ab. Es gelang Voß nicht, sich zu sammeln. Während Christian sich an den Tisch setzte, wo von der Lampe der volle Schein auf sein Gesicht fiel, und bald Johanna, bald Amadeus anschaute, ging dieser erregt im Zimmer auf und ab und sagte: „Wir haben vom heiligen Franziskus gesprochen, Fräulein Johanna und ich."

Christian wunderte sich ablehnend.

„Ich weiß von ihm nichts," sagte er; „ich erinnere mich nur, in Paris, bei Eva Sorel, habe ich Verse lesen hören, die von ihm handelten. Alle waren damals entzückt, aber ich mochte das Gedicht nicht. Aus welchem Grund, erinnere ich mich nicht mehr, ich weiß nur, daß Eva darüber zornig war." Er lächelte. „Warum habt ihr denn von Sankt Franziskus gesprochen?"

„Wir haben von seiner Armut gesprochen," antwortete Voß, „von seiner Hochzeit mit der Frau Armut, wie es in der Legende heißt. Wir sind übereingekommen, so etwas dürfe

nicht in die Wirklichkeit umgesetzt werden, sonst würde Lüge und Mißverständnis daraus ..."

„Wir sind in nichts übereingekommen," unterbrach ihn Johanna trocken; „ich bin keine Stütze für Meinungen."

„Gleichviel," fuhr Voß etwas gedrückt fort, „es ist eine Vision, eine Leidvision von religiös Ergriffenen. Nur auf dem Boden des Christentums läßt sich diese Armut denken, die heilige Armut. Wer sich des unterfängt und in einer verbildeten Welt, in verbildeten Zuständen, wo Armut mit Schmutz, Verworfenheit und Deklassierung identisch ist, den übermächtigen Lebensstrom nach rückwärts lenken will, der stiftet nur Unheil und fordert die Menschheit heraus."

„Das mag schon stimmen," sagte Christian, „aber man muß tun, was man für richtig findet."

„Bequem, sich immer hinter das Persönliche zu verschanzen, wenn vom Allgemeinen die Rede ist," grollte Voß.

Johanna erhob sich, um sich zu verabschieden, und Christian schickte sich an, mit ihr zu gehen, denn ihretwegen war er gekommen. Voß sagte, er wolle sie bis zum Nollendorfplatz begleiten; dort trennte er sich auch von ihnen.

„Für uns ist es schwer, zu reden," sagte Christian; „ich glaube, ich habe dir viel abzubitten, Johanna."

„Bah," machte Johanna, „was liegt an mir. Es ist schon verwunden. Wenn ich mir trauen darf, ist es sogar verschmerzt."

„Und wie lebst du?"

„Schlecht und recht."

„Du hast doch nichts dagegen, daß ich beim Du bleibe? Oder stört es dich? Willst du nicht einmal zu mir kommen? Abends bin ich gewöhnlich zu Hause. Wir sitzen dann beisammen und plaudern."

„Gut, ich werde kommen," sagte Johanna, die ihre Befangenheit bei dem freien und einfachen Ton Christians schwinden fühlte.

So lange sie an seiner Seite ging und er seine einfachen

Fragen an sie richtete und einfache Dinge sagte, war das Geschehene selbstverständlich und das Gegenwärtige geordnet. Aber als sie wieder allein war, mißfiel sie sich wie vorher; das nächste Ziel war so vernunftlos wie das fernste, und Welt und Dasein atmeten Traurigkeit aus.

Zwei Tage nachher ging sie in Christians Wohnung. Die Frau des Nachtaufsehers Gisevius ließ sie ins Zimmer eintreten. Frierend und von dem Raum beklommen, in dem sie ihn nicht denken konnte, wartete sie über eine Stunde vergeblich auf ihn. Sie hörte das Haus. Es kroch und raunte um sie herum. Es war wie eine schmutzige Schachtel voll Insekten. Sie schrieb ein paar Worte auf einen Zettel und ging wieder. Frau Gisevius riet ihr, sie solle doch oben bei Karen Engelschall nachsehen oder bei Hofmanns. Dazu konnte sie sich nicht entschließen. „Ich komme wieder," sagte sie.

Als sie auf die Straße trat, erblickte sie Amadeus Voß. Er begrüßte sie stumm, machte ein Gesicht, wie wenn es zwischen ihnen verabredet wäre, daß sie sich hier treffen würden, und ging an ihrer Seite weiter.

„Ich liebe Sie, Johanna," sagte er.

Sie antwortete nicht, blickte geradeaus, ging rascher, dann langsamer, dann rascher.

„Ich liebe Sie, Johanna," sagte Amadeus Voß. Seine Zähne schlugen aufeinander.

15

Auf der Alabasterplatte des Kamins brannten Kerzen in silbernen Renaissanceleuchtern. Auch das grellere Licht der brennenden Scheite blieb auf die Nähe beschränkt und verbrauchte seine Kraft, indem es die Gestalten von Eva und Cornelius Ermelang in Glut setzte. Bis zu den Porphyrsäulen an den Wänden und den goldverzierten Kassetten an

der Decke drang es kaum noch hin; in den hohen Spiegeln zuckte rotes Flimmern, und die purpurnen Damastvorhänge über den riesigen Fenstern, den Raum pathetischer schließend als die mächtigen Flügeltüren, saugten die Reste der Helligkeit ohne Strahlung auf.

Der weiße Spitzenüberwurf, den die Tänzerin trug — Kenner behaupteten, jeder Quadratzoll daran ergebe das Jahreseinkommen eines Gouverneurs —, war auf der dem Feuer zugewendeten Seite belebt wie ein phantastisches Pastell.

„Sie hatten viel Nachsicht mit mir, Sie waren oft vergeblich hier," sagte Eva; „ich fürchtete, Sie würden wieder abreisen, ohne daß ich Sie gesehen hätte. Aber Susanne wird Ihnen ja geschildert haben, wie meine Tage verlaufen. Menschen und Ereignisse wirbeln, ich habe Mühe, ein Bewußtsein von mir zu behalten. Freunde werden mir entfremdet, Gesichter wechseln, und ich merk es nicht; ein verrücktes Leben."

„Und daß Sie mich trotzdem gerufen haben," flüsterte Ermelang; „daß ich das Glück genießen darf, bei Ihnen zu sein. Nun erst habe ich alles erreicht, was mir der Aufenthalt in Rußland versprochen hatte. Wie soll ich Ihnen danken? Ich habe bloß meine armen Worte." Er blickte sie mit seinen wasserblauen Augen gerührt und begeistert an. Das mit den armen Worten war wiederkehrende Figur bei ihm; aber ungeachtet seiner gekünstelten Wendungen war die Empfindung echt; ja, es war immer ein wenig zu viel Empfindung, zu viel Ergriffenheit in seiner Rede, es machte manchmal den Eindruck, daß er im Grunde gar nicht so weich und erschüttert war und sich im Notfall auch einzuschränken wisse.

„Was tut man nicht einem Dichter zuliebe," versetzte Eva mit artiger Gebärde; „es ist die reine Zwecksucht. Ich werbe um mein Bild in Ihrem Geist. Von antiken und modernen Tyrannen weiß man, daß die einzigen Menschen, mit denen sie behutsam umgingen, die Poeten waren."

Ermelang sagte: „Ein Wesen wie Sie existiert so elementar,

daß das Bild von ihm geringfügig dagegen ist, wie der Schatten eines Dings, wenn die Sonne im Zenit steht."

„Subtil; aber Bild muß sein. Ich habe solches Vertrauen zu Ihrem Auge, daß ich von Ihnen erfahren möchte, ob ich wirklich so verändert bin, wie einige versichern, die mich in meiner Pariser Zeit kannten. Ich lache sie aus, doch daneben ist noch eine kleine Rebellion der Eitelkeit, Angst vor Vergehen und Verblühen. Sagen Sie nichts, Widerspruch wäre trivial. Erzählen Sie mir vor allem, wie Sie nach Rußland gekommen sind, was Sie gesehen, gehört, erlebt haben."

„Ich habe wenig erlebt. Im ganzen war es eine Impression, so unvergeßlich, daß das einzelne bedeutungslos wurde. Gewisse Bedrängnisse hatten mir Paris verleidet, und die Fürstin Walujeff bot mir eine Zufluchtsstätte auf ihrem Gut in der Nähe von Petersburg. Jetzt muß ich wieder nach dem Westen, nach Europa, wie sie hier spöttisch sagen; der Spott hat recht. Ich verlasse meine seelische Heimat, Menschen, die mir nah waren, ohne daß ich sie kannte, eine Einsamkeit voll Melodie und Ahnung, um zurückzukehren in sinnloses Getöse, in Verwirrung und Isolierung. Ich war bei Tolstoi, bei Pobjedonoszew; ich habe den Jahrmarkt in Nischni-Nowgorod besucht und bin in der Troika durch die Steppe gefahren; um Menschen und Landschaft ist ein Hauch von Unschuld und kommender Zeit, von Dunkelheit und von Kraft."

Eva hatte zerstreut zugehört. Die Hymnen ambulanter Literaten und Beobachter über Rußland begannen sie ernstlich zu langweilen. Sie verzog ein wenig die Lippe. „Ja, es ist eine besondere Welt," warf sie hin und streckte ihre schönen Hände aus, um sie an der Glut zu wärmen.

Das hatte sie früher nie gehabt, dünkte es Ermelang, dies Versinkenlassen eines, mit dem sie gerade sprach.

Er fühlte, daß seine Worte keine Freundlichkeit bei ihr fanden, wurde verlegen und schwieg. Er schaute sie an, heimlich, mit dem inneren Auge, das streng war, und er sah die Ver-

änderung, von der sie gesprochen; er empfing das Bild, das sie gefordert.

Die Schmalheit des Ovals hatte eine Willenslinie, die von Güte nichts mehr besaß, von Heiterkeit nur noch wenig. Den Mund härtete Entschlossenheit. Verluste waren verzeichnet; um die Schläfen und unter den Lidern lagerten Schatten. Der Körper verriet herrische Bändigung, gerade in seinen Lokkerungen jetzt, dem unvergleichlichen Gedehntsein und Ruhen wie bei wilden Katzen. Daß sie erstaunlich gearbeitet hatte, war Ermelang bekannt; man hatte ihm gesagt, daß sie sechs, sieben Stunden täglich ihren Übungen widmete wie in der Zeit der Lehre. Es bestätigte sich ihm in der Art, wie die Glieder und Gelenke satt von Rhythmus und Bewegung waren und mit dieser Fülle lässig spielten.

Aber nichts Tröstliches ging davon aus, keine Freiheit. Ermelang gedachte der Stimmen, die sie unstillbarer Machtgier bezichtigten, gefährlicher politischer Umtriebe, verhängnisvoller Konspirationen, des Einflusses auf gewisse Geheimverträge, die die Völker zu beunruhigen drohten, bei denen es sich um die Entfaltung einer äußerst verschlagenen journalistischen Hetze und um Werbungen und Parteiungen größten Stils handelte. Es war, wie wenn im Erdinnern ein Kohlenlager in Brand gerät, auf dem ein Kontinent noch arglos atmet.

Mißtrauische erklärten sie für eine verkappte Spionin im Solde Deutschlands; doch genoß sie die Freundschaft der französischen und der englischen Diplomaten. Beschöniger sagten, sie werde nur benutzt, um die Pläne und Wege des Großfürsten Cyrill zu decken; ihre Anhänger behaupteten, daß sie seine Absichten durchkreuze und sich nur zum Schein zu seinem Werkzeug mache. Der Adel war ihr abgeneigt; der Hof fürchtete sie; das niedere Volk, aufgestachelt durch Popen und Sektierer, sah in ihr das Unglück des Landes; bei einer Revolte in Iwanowa hatte man sie öffentlich als Hexe aus-

gerufen und ihren Namen unter feierlichen Zeremonien verflucht. Erst gestern war ihm von einer Deputation Mohilewscher Bauern erzählt worden — er hatte sie dann auf dem Fischmarkt gesehen — die in Zarskoje Selo beim Zaren gewesen und in den Klagen über die Hungersnot, von der ihre Provinz heimgesucht war, abergläubisch verstockt auf den sprichwörtlich gewordenen Prunk der fremden Tänzerin hingewiesen habe. Der Zar habe nichts zu erwidern gewußt und still zu Boden geschaut.

All dies hing an ihr. Zu deuten blieb da nichts. Betrachtete er ihre schönen Hände, die in der Kaminglut schwammen, jeder Finger war ein zarter Leib, so ward ihm bang.

„Ist es wahr," fragte er mit scheuem Lächeln, „daß Sie in der Schlüsselburg waren, dreimal nacheinander?"

„Es ist wahr. Hat man es übelgenommen?"

„Man hat sich jedenfalls gewundert. Die Kerkertüren haben sich noch niemals einem Fremden geöffnet; der Russe lernt sie nur kennen, wenn sie sich hinter ihm schließen. Man hat sich gewundert; niemand begreift, was Sie dazu trieb. Viele vermuten, Sie hätten bloß Dimitri Schelkow sehen wollen, der auf den Großfürsten geschossen hat. Sagen Sie mir den Grund; ich möchte den Schwätzern antworten."

„Den Schwätzern muß nicht geantwortet werden," entgegnete Eva. „Ich fürchte sie nicht und brauche keinen Verteidiger gegen sie. Ich weiß nicht, warum ich hinging. Möglich, daß ich Schelkow sehen wollte. Er hat mich beschimpft. Er hat sich die Mühe genommen, ein Flugblatt gegen mich zu verbreiten. Fünf seiner Freunde sind dafür nach Sibirien geschickt worden, sechzehn-, siebzehnjährige Knaben. Die Mutter eines von ihnen schrieb mir einen flehentlichen Brief; ich sollte ihn retten. Ich habe es versucht; es war umsonst. Vielleicht wollte ich wirklich Dimitri Schelkow sehen; es heißt von ihm, er habe Iwan Becker den Tod geschworen."

„Schelkow ist einer der reinsten Menschen der Welt," warf

Ermelang leise ein; „um ihn zu Geständnissen zu zwingen, hat man ihn gepeitscht.“

Eva schwieg.

„Gepeitscht,“ wiederholte Ermelang; „diesen. Und es gibt noch Worte, es gibt noch Lachen, es scheint noch die Sonne.“

„Vielleicht wollte ich es sehen, wie sich ein Mensch unter Knutenhieben windet,“ begann Eva wieder. „Vielleicht war es mir wichtig als ein Reiz. Ich muß mich nähren. Das Ungewöhnliche ist meine Speise. Eine Zuckung, ein originelles Kauern, und die Phantasie ist befriedigt. Aber ich habe ihn gar nicht gesehen,“ fuhr sie mit dunklerer Stimme fort und blickte angestrengt an eine Stelle der Wand; „ich habe andere gesehen, solche, die zehn, zwölf, fünfzehn Jahre in einem finstern Steinloch zugebracht hatten. Einst hatten sie sich in der großen Welt bewegt, hatten ihren Geist mit edlen Dingen beschäftigt. Jetzt hockten sie in Fetzen auf Fetzen und drückten die Augen zu, weil sie das Licht der kleinen Laterne nicht aushalten konnten. Sie hatten verlernt zu blicken, verlernt zu gehen, verlernt zu sprechen. Es roch nach Verwesung in ihrer Nähe; jede ihrer Gebärden hatte einen sanften Wahnsinn. Aber auch um sie war es mir nicht zu tun. Um Frauen war es mir zu tun. Ich sah Frauen, eingekerkerte Frauen, um einer Überzeugung willen der Liebe, dem Leben, der Mutterschaft, der Hingabe entrissen und zum langsamen Foltertod verurteilt. Nicht einmal verurteilt, sondern vergessen. Viele sind einfach vergessen worden, und wenn die Freunde Gerechtigkeit verlangen, droht ihnen Gleiches. Ich sah eine, die als junges Mädchen gekommen war und nun als Greisin im Sterben lag. Ich sah Natalie Elkan, die in Kiew von einem Gendarmerieoberst vergewaltigt worden war und den Unhold mit seinem eignen Säbel erstochen hatte. Ich sah Sophie Fleming, die sich mit einem Stück Eisendraht geblendet hatte, weil man ihren Bruder vor ihren Augen gehängt hatte. Wissen

Sie, was sie sagte, als ich zu ihr ins Verließ trat? Sie steckte die Nase in die Luft und sagte: O, so riecht eine Dame. Da wußte ich auf einmal etwas von Frauen. Ich umschlang sie und küßte sie und raunte ihr ins Ohr, ob ich ihr Gift bringen sollte. Aber sie verneinte."

Eva erhob sich und schritt auf und ab. „Menschen," sagte sie; „ja, und es gibt Worte, es gibt Lachen, und es scheint die Sonne. Dies ist ein Saal, angefüllt mit Kostbarkeiten. Auf der Treppe stehen die Lakaien. Fünfzig Schritte von hier ist das Prunkbett, in dem ich schlafe. Alles mein. Was ich anrühre: mein; was ich anschaue: mein. Ich könnte den ganzen Erdball fordern, wenn sie ihn zu vergeben hätten; dann würf ich ihn wie eine Billardkugel in einen Tümpel, daß er nicht mehr im Sternenraum wäre mit seinem Schmutz und seiner Qual. Wie ich hasse! Wohin nur mit all dem Haß! Wo ist Erlösung von ihm? Ich glaube nicht mehr, nicht an die Kunst, nicht an Dichter, nicht an mich; ich hasse nur noch, zerstöre nur noch; ich bin verloren."

„Wunderbare Eva!" rief Ermelang mit gefalteten Händen. „Denken Sie daran, wie vielen Sie viel gegeben haben."

„Ich bin verloren," sagte Eva und blieb stehen, „ich fühls, ich bin verloren."

„Weshalb verloren? Sie spielen mit sich selbst."

Sie schüttelte den Kopf und flüsterte die Verse aus dem Inferno: „O Simon mago, o miseri seguacci, / Che le cose di Dio, che di bontate / Debbon essere spose e voi rapaci / Per oro e per argento adulterate."

Ermelang fügte sinnend hinzu: „Fatto v'avete Dio d'oro e d'argento: / E che altro è da voi agl'idolatre, / non ch'egli uno, e voi n'orate cento." /

„Was ist da draußen?" fragte Eva und lauschte. Man hörte grollende Stimmen von der Straße, dazwischen Rufe, Pfiffe. Auch Ermelang horchte, dann ging er an ein Fenster, hob die Draperie und schaute hinaus.

Vor dem Palast, auf der breiten, schneebedeckten Straße stand eine Ansammlung von fünfzig oder sechzig Muschiks, in ihrer Tracht mit den Lammfellhüten und den langen Mänteln deutlich zu erkennen. Sie standen schweigend und blickten zu den Fenstern empor; sie hatten eine Menge Volks nach sich gezogen, Weiber und Männer, und diese gestikulierten gehässig und schienen die Muschiks aufzureizen.

„Ich glaube, es sind die Bauern aus Mohilew," sagte Ermelang ein wenig ängstlich; „ich habe sie gestern durch die Stadt ziehen sehen."

Eva trat neben ihn, warf einen flüchtigen Blick hinab und kehrte wieder in die Mitte des Saals zurück. Sie lächelte verächtlich. Da kam Susanne Rappard hastig herein und sagte mit Zeichen des Schreckens: „Leute sind unten. Pierre ist zu ihnen hinausgegangen, zu fragen, was sie wollen. Sie wollen mit dir sprechen. Sie bitten demütig, zu dir gelassen zu werden. Was soll man dem Gesindel antworten? Ich habe zur Polizei telephoniert. Mein Gott, was für ein Land, was für ein abscheuliches Land!"

„Gib ihnen Geld, Susanne," sagte Eva mit gesenkten Augen; „es sind sehr arme Leute, gib ihnen alles Geld, das im Hause ist."

„Unsinn!" rief Susanne entsetzt, „das nächste Mal werden sie das Tor einschlagen und plündern."

„Tu, was ich dir befehle," erwiderte Eva; „geh zu Monsieur Labourdemont; er soll dir geben, was er an barem Gelde hat, und bring es ihnen hinaus. Oder jemand, der mit ihnen sprechen kann, soll es tun und ihnen sagen, ich sei schon zu Bett, ich könne sie nicht empfangen. Und laß noch einmal an die Polizei telephonieren, daß es überflüssig ist, einzuschreiten; hörst du, was ich dir befehle?"

„Ich höre," sagte Susanne und ging.

Die Menge unten hatte sich vermehrt, der Lärm wuchs, Betrunkene johlten. Nur die Bauern blieben still. Der

Älteste war bis an den Rand des Gehsteigs getreten. Auf seiner Mütze lag eine kleine weiße Schneekuppel; auch in seinem Bart hing Schnee und Eis. Pierre, der Pförtner, hatte sich in seiner silberstrotzenden Livree vor ihm aufgepflanzt und maß ihn mit Hochmut. Der Bauer verbeugte sich tief, während er mit ihm sprach.

„Leben Sie wohl, lieber Freund," wandte sich Eva an Ermelang; „ich bin müde. Bewahren Sie diese Stunde in Ihrem Gedächtnis, aber vergessen Sie sie, wenn Sie mit andern über mich reden. Das Innerste ist nur für einen. Gute Nacht."

Als Ermelang aus dem Tor des Palastes trat, tauchte am Ende der Straße eine Abteilung berittener Polizei auf. Die Volksmenge verschwand mit geschulter Geschwindigkeit. Eine Minute später, und keiner war mehr zu sehen. Die Bauern aber wichen nicht von der Stelle. Ob ihnen Geld verabreicht wurde, wie Eva befohlen, erfuhr Ermelang nicht. Er mochte nicht das Schauspiel roher Gewalt abwarten, das sich ihm beim Anrücken der Berittenen bieten würde.

16

Ruth beeilte sich, nach Hause zu kommen. Am Sonntagnachmittag pflegte der Vater ein paar Stunden mit ihr zu verbringen. Sie war überrascht, als sie ihn nicht zu Hause fand. Ein Brief lag auf dem Tisch. „An meine Kinder," stand auf dem Umschlag geschrieben.

Der Brief lautete: „Geliebte Tochter, mein lieber Sohn! Ich muß euch verlassen. Wann ich euch wiedersehen werde, weiß nur ein Höherer. Mein Entschluß ist fest, ich habe lange um ihn gerungen. Ich bin dem Lebenskampf unter den Umständen, die ihr kennt, nicht mehr gewachsen. Um in Berlin vorwärtszukommen, braucht man eiserne Fäuste und eine

eiserne Stirn. Ich bin nicht mehr in dem Alter, wo man brutal über Hindernisse hinwegschreitet. Brotlosigkeit droht. Statt euer Ernährer zu sein, steht mir das Schreckgespenst vor Augen, dir, meine Ruth, zur Last zu fallen, die ohnehin Übermenschliches leistet. Meinem Dasein ein Ende zu machen, ist mir letzthin oft verlockend erschienen. Die Religion sowohl wie die Rücksicht auf das Andenken, das mir in euch bleiben würde, haben mich daran verhindert. Es hat sich ein Mann gefunden, ein Glaubensgenosse, der mir zuredete, mit ihm nach Amerika auszuwandern; er hat sich bereit erklärt, mir das Geld für die Überfahrt vorzustrecken. Er ist hoffnungsvoll und verspricht sich Gelingen. Vielleicht wendet sich das Schicksal endlich doch zu meinen Gunsten; vielleicht nötige ich ihm durch das Opfer, das ich bringe, indem ich euch im Unsicheren und in der Bedrängnis lasse, Erbarmen ab. Dann wird mein erstes sein, euch zu mir zu rufen, darauf könnt ihr bauen. Ich sehe keinen andern Weg, mich vor dem Untergang zu retten. Nur weil ich deine Seelenstärke kenne, liebe Ruth, nur weil ich die unerschütterliche Zuversicht habe, daß ein guter Engel über dir wacht, greife ich zu dem, was mir so bitter ist und so schwer fällt. Ich will nicht denken, darf nicht denken; ihr Unmündigen schutzlos, mittellos, ohne Freunde, ohne Verwandte, Gott wird mirs verzeihen und euch behüten. Keinen Abschied weiter. Es muß sein. Sobald Gutes von mir zu melden ist, schreibe ich. Gib dann auch du sogleich Nachricht. Eingeschlossen fünfzig Mark für das, was vorderhand nötig ist. Mehr kann ich nicht entbehren. Die Miete per November ist bezahlt. Schuster Rösike hat noch sechs Mark fünfzig zu bekommen. Es umarmt euch aus treuem Herzen euer sehr unglücklicher Vater."

Ruth weinte.

Nach einer Stunde, während der sie still sitzen geblieben war, klopfte es an der Tür. Im Glauben, es sei Michael, öffnete sie. Wenn es doch Christian Wahnschaffe wäre, dachte

sie in dem Bedürfnis nach freier Mitteilung und hatte Furcht vor dem Bruder.

Es war weder Michael noch Christian. Vor ihr stand ein ärmlich gekleidetes Kind, ein Mädchen mit einem Hund an der Seite, einem Metzgerhund, groß wie ein Kalb, mit abscheulich glattem, glänzendem Fell, das schwarz und weiß gefleckt war.

Ruth ließ die Klinke nicht los, als sie nach dem Begehr des Mädchens fragte, das ebensogut zwölf wie zwanzig Jahre alt sein konnte. Der Hund starrte böse.

Das Mädchen reichte ihr schweigend einen Zettel. Er war schmierig und mit rohen Schriftzügen bedeckt. Ruth dachte erschrocken: Heute kommt alles Schlimme geschrieben. Sie hatte aber noch nicht gelesen, was auf dem Zettel stand; sie fühlte nur, daß es Schlimmes bedeutete.

Sie schaute einen Augenblick gegen das Gangfenster, das ein Rahmen für ein Bündel schwarzer Fabrikschlöte war. Der unheimliche Hund knurrte ein wenig.

Auf dem Zettel standen, schwer zu entziffern, diese Worte: „Sie müssen auf der Stelle hinkommen zu einem, mit dems übel steht. Er hat ein Gift im Leibe, das bringt ihn um, und er muß Ihnen ein Geständnis machen, vor er abkratzt. Er liegt in der hinteren Stube bei Adelens Aufenthalt, was eine Weinkneipe ist, Prenzlauer Allee 112, Hofgebäude links, Kellerstiege. Kommen Sie gleich mit das Mädchen. Der liebe Gott wirds vergelten. Bitte aus Herzensgrund um Gottes willen.“

So der Zettel.

„Was ist denn los? Was soll ich denn?“ hauchte Ruth.

Das Mädchen, als sei es stumm, zuckte die Achseln und wies auf den Zettel.

Voll Ahnung, voll innerer Warnung, voll von dem Schmerz über den Brief und die Flucht des Vaters, voll Grauen vor dem Metzgerhund stammelte Ruth unschlüssig und immer

wieder den Zettel betrachtend: „Ich weiß nicht ... ich muß auf Michael warten ... wer ist es denn? Warum nennt er seinen Namen nicht?"

Das Mädchen zuckte die Achseln.

Es dünkte Ruth, daß sie den Hilferuf nicht überhören dürfe. Die blutunterlaufenen Augen des Hundes waren auf sie gerichtet. Niemals hatte sie ein so nacktes Tier gesehen. Sie griff sich mit der Hand an die Stirn und sammelte sich bedrängt. Sie kehrte ins Zimmer zurück und schaute sich bestürzt um, denn es schien ihr sehr einsam und kahl. Sie schlüpfte in ihr Mäntelchen und setzte den Hut auf. Ein Lächeln huschte über die Züge, wie aus Freude, daß sie sich entschlossen hatte. Sie durchflog noch einmal den Zettel. „Bitte aus Herzensgrund um Gottes willen." Es war klar, was man zu tun hatte.

Den Brief des Vaters hielt sie eine Weile unschlüssig in der Hand, dann legte sie ihn zusammengefaltet auf den Tisch, wo ihre Bücher und Schreibhefte in einiger Unordnung verstreut waren. Sie schloß die Bücher, die offen waren, und schichtete sie aufeinander. Der Hund war lautlos ins Zimmer getrabt und folgte ihr, als sie es verließ. An der Tür hing eine kleine Schiefertafel und, an eine Schnur gebunden, ein Griffel. Ruth schrieb auf die Tafel: „Ich komme bald zurück. Bin in die Prenzlauer Allee gegangen. Warte jedenfalls auf mich. Habe Wichtiges mit dir zu sprechen." Sie sperrte ab und versteckte den Schlüssel unter der Strohmatte.

Das Mädchen bewahrte eine schläfrige Gleichgültigkeit.

Ruth besann sich am Treppenabsatz, dann pochte sie an Karens Tür. Wenn Christian bei Karen war, konnte sie ihm noch ein paar Worte sagen. Aber es kam niemand, um ihr zu öffnen. Karen schläft, dachte sie, und verzichtete darauf, zu läuten. Als sie hinter dem Mädchen und dem nackten Hund die Treppe hinunterstieg, wurden ihr die neuen Verantwortungen und neuen Aufgaben ihres Lebens bewußt. Aber das

Wirre zerteilte sich, und das Schwere verlor seine Gewichte in ihrem jungen und mutigen Herzen.

Im Hausflur zögerte sie ein letztes Mal. Doch gab sie es auf, bei Gisevius nachzusehen, ob Christian dort nicht sei, da sich im Hof zwei alte Weiber mit unflätigen Ausdrücken beschimpften.

Es regnete. Der Sonntagnachmittag in der Stolpischen Straße, mit Novemberhimmel und Arbeitsstille, bleichen Gasflammen in die Dämmerung gestickt und brummendem Lärm aus Wirtshäusern, war in gespenstischer Nüchternheit entfaltet.

„Gehen wir also," sagte Ruth zu dem Mädchen.

Der nackte Hund trabte zwischen ihnen auf dem nassen Pflaster.

17

Crammon hatte an die Gräfin Brainitz geschrieben: „Da ich mein Wort verpfändet habe, werde ich kommen. Doch ersuche ich Sie um die Gefälligkeit, Lätizia entsprechend vorzubereiten. Je näher der fatale Zeitpunkt rückt, je unbehaglicher wird mir zumute. Es ist eine harte Buße, die Sie mir auferlegt haben. Lieber wollte ich zum Berg Ararat wallfahrten, um einige Jahre als Einsiedler dort zuzubringen und nach den Überresten der Arche Noah zu forschen. Gewiß, ich war ein skrupelloser Vertilger wohlschmeckender Dinge, aber dieses hab ich nicht verdient. Was zuviel ist, ist zuviel."

Die Gräfin antwortete, sie wolle ihm nach besten Kräften beistehen, damit die Peinlichkeit der Begegnung für ihn gemildert werde. Sie habe nichts dawider, daß das Kind sich an ihrem Herzen erst ausweine, bevor es einem Vater gegenübertrete, der sich mit solchen Klauseln und Ängsten zu dieser Würde bekenne. „Im übrigen, mein Herr," schloß sie, „wir harren Ihrer. Lätizia ist aus Paris zurückgekehrt, bezaubernder als

ſe. Alle Welt liegt ihr zu Füßen. Ich hoffe, Sie werden davon keine Ausnahme machen.“

„Daß dich der Satan beiße,“ fluchte Crammon und packte ſeine Koffer.

Als er in der Villa Ophelia ankam, ſo hieß das Landhaus der Gräfin, wurde ihm mitgeteilt, die Damen ſeien im Theater. Man führte ihn in das für ihn hergerichtete Zimmer; er wuſch ſich und warf ſich in den Abendanzug, dann ging er in den Salon hinab, ſtemmte die Hände in die Taſchen wie ein frierender Landſtreicher und ließ ſich übellaunig in einen Seſſel fallen. Er hörte den Regen plätſchern, und aus einem der Räume drang das Weinen eines Säuglings. Aha, das iſt der Enkel, dachte Crammon moros, das Zwillingshalbe; wer ſchützt mich ſchließlich davor, daß man es mir auf die Knie legt und mich auffordert, es zu bewundern, oder zu ſtreicheln, oder gar zu küſſen? Wer, ſage ich, behütet mich vor einer derartigen Attacke im Gartenlaubenſtil? Dieſer Gräfin iſt manches zuzutrauen. So eine ſentimentale Naive, die den Übergang in das ältere Fach nicht finden kann, iſt zu allem fähig. Was gibt es Verdrießlicheres auf der Welt als ein kleines Kind? Es iſt kein Menſch, es iſt kein Tier; es riecht nach Kuheuter und Puder und macht ſich durch widrige Geräuſche unleidlich; es ſtochert mit ſeinen Gliedmaßen älteren Perſonen ins Geſicht, und wenn es nun noch zwei ſind, wenn dieſe ſämtlichen Unannehmlichkeiten in Verdopplung auftreten, dann iſt man wehrlos ausgeliefert und muß billigerweiſe fragen: Was haſt du, Bernhard Crammon, damit zu ſchaffen, du, den die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts lediglich im negativen Sinn intereſſiert?

Eine höhniſche Lache beſiegelte das Selbſtgeſpräch Crammons. Da vernahm er heiter redende Stimmen, und Lätizia und die Gräfin traten ein.

Er erhob ſich und war Kavalier, von einer ſüßen Freundlichkeit und dem Anſtand der großen Welt.

Sein Erstaunen über Lätizias Erscheinung verhehlte er nicht. Die österreichische Freude an schöner Weiblichkeit, ein angeborener Trieb zu huldigen, brach durch die Nebel egoistischer Verstimmung. Er fand, daß ihn entweder sein Gedächtnis im Stich gelassen habe, oder daß sie, seit er sie zuletzt in Wahnschaffeburg gesehen, zu einer bewundernswerten Entpuppung gelangt sei. Freilich, junge Mädchen, jeder Reife fern, waren das Ziel seines Augenmerks nie gewesen. Frauen, mit denen er sich liebevoll beschäftigte, mußten wissend und verantwortlich sein; das erleichterte die Verantwortung.

Die Gräfin ergriff nach der Begrüßung das Wort. „Liebe Kinder, jetzt muß ich euch für eine halbe Stunde allein lassen,“ sagte sie mit ihrer norddeutschen Zungenfertigkeit in allen Lebenslagen; „ich gehe mir die Hände waschen. So ein Theater ist eine schmuddlige Sache. Alles daran ist schmuddlig: die Sammetpolster, das Publikum, die Komödianten und das Stück. Mich überkommt jedesmal Sehnsucht nach Wasser und Seife. Ihr könnt die Zeit benutzen, euch ein bißchen auszusprechen; nachher soupieren wir.“

Sie rauschte hinaus, nicht ohne Crammon einen starken Blick zuzuwerfen.

Crammon fragte sinnend: „Wissen möchte ich, weshalb sich dieses Gebäude Villa Ophelia nennt. Es gibt so viel Unerklärliches im Leben; dies gehört dazu.“

Lätizia lachte. Sie betrachtete ihn mit einer Mischung von Ironie und Scheu. Wie sie vor ihm stand, in ihrem Kostüm aus hellgelber, weicher Seide, Hals und Büste in einem feuchten Elfenbeinglanz, hatte Crammon einige Mühe, sich noch weiterhin bemitleidenswert zu finden. Lätizia näherte sich ihm einen Schritt und sagte schelmisch gefühlvoll: „Also mein Papa. Wer hätte das gedacht! Es muß unangenehm für dich gewesen sein, als sich eine vergessene alte Sünde plötzlich in einen lebendigen jungen Menschen verwandelte.“

Crammon, während ein Rest von Düsterkeit blieb, kicherte.

Er nahm ihre Hand zwischen seine beiden und drückte sie warm. „Ich sehe, wir verstehen uns," sagte er, „und das beruhigt mich. Wovor ich mich gefürchtet habe, waren Ausbrüche, Tränen, und was bei solchen Anlässen sonst noch üblich ist. Nun, du hast Vernunft, das ist nett. Damit aber dem Zeremoniell Genüge geschehe, empfange den väterlichen Kuß von mir. Einen Kuß auf die Stirn. Es ist schicklich."

Lätizia neigte den Kopf, und er küßte sie auf den Haaransatz. Sie sagte: „Wir haben also jetzt ein süßes Geheimnis miteinander? Wie soll ich dich vor Menschen nennen? Onkel? Onkel Crammon? Onkel Bernhard? Oder ganz einfach Bernhard?"

„Ich denke, ganz einfach Bernhard," erwiderte Crammon. „Selbstverständlich bist du nach wie vor die rechtmäßige Tochter des verstorbenen Herrn von Febronius und seiner rechtmäßig angetrauten, ebenfalls verstorbenen Gattin. Unsere Situation erfordert einen besonders feinen Takt, von beiden Seiten."

„Gewiß," pflichtete Lätizia bei und setzte sich. „Wenn ich mir vorstelle, von welchen Gefahren man belauert ist. Hätte ich nun nichts gewußt und mich in dich verliebt! Entsetzlich. Übrigens merke ich, daß ich gar keinen Respekt vor dir habe, ich spüre etwas Schwesterliches; du gefällst mir ganz gut; wirst du damit vorliebnehmen? Oder findest du mich pietätlos?"

„Es ist vollkommen ausreichend," sagte Crammon. „Ich kann dir überhaupt in diesem Punkt eine ökonomische Gebarung nicht dringend genug ans Herz legen. Die meisten Menschen gehen mit ihren Gefühlen um wie die Aschantiweiber mit Glasperlen; fortwährend klappern sie damit und kommen gar nicht auf den Gedanken, was für ordinärer Plunder es ist. Aber das nur nebenbei. Wir müssen für unsern Verkehr eine Art Programm entwerfen. Dies scheint mir wichtig, um jede Einmengung Unberufener zu verhindern.

Ich bin natürlich jederzeit bereit, dir mit Rat und Tat beizustehen. Du kannst auf meine Freundschaft, auf meine ... gebrauchen wir das odiose Wort, väterliche Freundschaft unbedingt zählen."

Der in Gravität und Sorglichkeit gehüllte Eifer, mit dem Crammon darauf ausging, sich Entlastungen zu verschaffen, ergötzte Lätizia. In einer gewissen Hypokrisie war sie die würdige Tochter dieses Vaters: unter anmutigem Mienenspiel und unschuldig tuender Gelehrigkeit verbarg sie allerlei Mokantes und Eigensinniges. Sie entgegnete: „Es liegt kein Grund vor, daß wir unsre Freiheit beschränken sollten. Wir wollen einander nicht im Wege stehen und einander nichts schuldig sein. Jeder hat das Recht auf das Vertrauen des andern und die Pflicht, ihn gewähren zu lassen. Ich hoffe, das paßt dir."

„Du bist eine sehr entschlossene Person, und ich habe dich für eine Schwärmerin gehalten, für ein Spinnwebchen. Haben dich die Viehzüchter dort im Feuerland so gewitzt? Ja, es paßt mir, es paßt mir ausgezeichnet."

„Ich habe so viel vor mir," fuhr Lätizia mit begehrlich leuchtenden Augen fort; „ich weiß gar nicht, wie ich mit allem fertig werden soll. Menschen, Länder, Städte, Kunstwerke; ich habe so viel Zeit versäumt und werde schon einundzwanzig Jahre alt. Tantchen wünscht, daß ich bei ihr bleibe, aber das ist unmöglich. Am ersten Dezember werd ich in München erwartet, am zehnten in Meran. In Paris war es göttlich. Ach Paris! Die Leute waren entzückend lieb mit mir; alle wollten mich haben."

„Glaub ich, glaub ich," sagte Crammon und rieb sich das Kinn; „wie hat denn das Abenteuer mit dem Vicomte geendet, von dem mir die Gräfin erzählte?"

„So? Hat sie dir davon erzählt?" fragte Lätizia errötend, „das war indiskret." Einen Moment lang zeigte sich ein Ausdruck von Kummer und Beschämung in ihrem Gesicht; aber schlimme Erlebnisse, traten sie schon in ihr Bewußtsein,

vermochten es doch nicht zu verdunkeln. Gleich darauf lachten ihre Augen wieder, die Erinnerung an das Trübe war verwischt. „Morgen wollen wir Auto fahren; willst du, Bernhard? Willst du?“ drängte sie ungestüm und streckte die Hände nach ihm aus; „du mußt auch den kleinen Baron Rehmer einladen, der im Grand Hotel wohnt; Stanislaus Rehmer; Pole, Bildhauer. Er wird mich modellieren, und ich werde Polnisch sprechen lernen. Ein scharmanter Mensch.“

„Erkläre mir nur eines,“ fiel ihr Crammon ins Wort, „erkläre mir: was geht in Argentinien vor? Was hat der blauhäutige Bandit, in dem du einst die Essenz männlicher Tugenden erblicktest, gegen dich unternommen? Du bildest dir doch nicht etwa ein, er läßt es sich ruhig gefallen, daß du mit seinen beiden Sprößlingen das Weite gesucht hast? Was mich betrifft, ich hätte ja nicht einmal ein Butterbrot, viel weniger mein Bett mit ihm teilen mögen, aber du warst andrer Meinung, und das Gesetz kümmert sich um Geschmackswandlungen nicht.“

„Er hat die Scheidungsklage eingereicht; ich auch,“ sagte Lätizia. „Es sind schon eine Menge Akten vollgeschrieben. Die Kinder behalte ich, denn er hat mich durch Mißhandlungen zur Flucht gezwungen. Ich mache mir nicht die mindeste Sorge darüber.“

„Zahlt er dir eine Apanage?“

„Bis jetzt nicht einen Pfennig.“

„Wovon lebst du also? Wie ich sehe und höre, lebst du auf großem Fuß. Woher kommen die Mittel? Wer bestreitet den Aufwand? Oder ist das alles nur Schaum? Machst du Schulden?“

Lätizia zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht recht,“ gab sie befangen zur Antwort; „manchmal ist Geld da, manchmal nicht. Tantchen hat ein paar niederländische Bilder verkauft, die sie hatte. Man kann doch nicht immerfort nachrechnen wie ein Krämer. Warum sprichst du von diesen abscheulichen

Dingen?" In ihrer Stimme war ein so aufrichtiger Schmerz und Vorwurf, daß Crammon wie ein Sünder zu Boden blickte und, von ihrem Liebreiz gefangen, den Mut verlor, sie noch weiter mit den groben Wirklichkeiten zu belästigen. Auch erschien jetzt die Gräfin im Zimmer. Sie hatte blendend weiße Handschuhe an, und ihr Gesicht glänzte von frischer Sauberkeit wie Porzellan. Auf dem Arm trug sie Puck, das Löwenhündchen, das gealtert war und in einem marastischen Schlummer lag.

„Kinder, es ist serviert," rief sie mit jener Munterkeit, die auf Bühnenerinnerungen beruhte.

18

Karen war des Glaubens, Christian erwarte von ihr, daß sie sich um ihr Kind kümmere. Sie hatte insgeheim ihrer Mutter geschrieben; die Witwe Engelschall antwortete nicht.

Christian hatte von dem Kind nicht einmal gesprochen. Er war nicht darauf gefaßt, bei Karen Fügsamkeit zu finden; ihr ganzes Verhalten gab nichts davon zu erkennen.

Aber in ihrem Bett grübelte sie, ob Christian es erwarte, und was mit dem Kind geschehen sein mochte. Ein glasiges Klirren war bisweilen hörbar. Es kam von den Perlen. Sie langte nach ihnen, vergewisserte sich, daß sie da waren. Dann breitete sich ein verschlagen-wohliges Lächeln über ihre Züge.

Christian war seit drei Tagen nicht aus den Kleidern gekommen. Er schlief im Sofawinkel ein. Seit dem Morgen war formlose Unruhe in ihm.

Isolde Schirmacher, die die Suppe für Karen brachte, weckte ihn durch geräuschvolles Eintreten. Er stellte Stühle zurecht, räumte Bücher vom Tisch, legte die karierte Decke darauf und öffnete ein Fenster. „Heute ist Sonntag," sagte er.

„Ich mag keine Suppe," murrte Karen.

„Wenn ich aber un hab se extra für Sie jekocht," sagte Isolde Schirmacher weinerlich; „un Schweinsfrikassee außerdem. Sie mögen immer alles nich."

„Friß dein Zeug selber," erwiderte Karen und sah gehässig in die Luft.

Die Schirmacher trug die Suppe wieder hinaus.

„Mach doch das Fenster zu," wimmerte Karen; „wozu denn immer das Fenster spannweit auf; es ist einem ja kalt."

Christian schloß das Fenster.

„Möcht bloß wissen, warum sie die Suppe hinausgetragen hat," begann Karen nach einer Weile; „das wär ihr gerade recht, wenn sie sich allemal meine Portion in den Wanst stopfen könnte. Ich hab Hunger."

Christian ging in die Küche und holte selbst die Suppe. Er setzte sich ans Bett und hielt den Teller in beiden Händen, während sie ihn langsam auslöffelte. „Heiß," ächzte sie und stemmte den Hinterkopf gegen das Kissen; „mach das Fenster auf, daß 'n bißchen Luft reinkommt."

Er öffnete das Fenster. Karen sah ihm mit dumpf staunendem Blick nach. Seine Geduld war ihr unergründlich, und es reizte sie, ihn so weit zu bringen, daß er aufmuckte und sie zurechtwies.

In der Nacht verlangte sie zwanzig Dinge und widerrief, was sie eben verlangt, in erbittertem Ton zwanzigmal. Er blieb immer gleich freundlich. Es machte sie rasend; sie hätte schreien mögen. „Herrgott, was bist du denn für ein Mensch?" kreischte sie ihm ins Gesicht und schüttelte die Fäuste.

Christian fand demgegenüber kein Wort.

Um zwei Uhr kam Doktor Voltolini. Die Assistentin, die Karen auf Ruths Bitte untersucht, hatte zu regelmäßigen Besuchen nicht Zeit, und da sie Voltolini kannte, hatte sie es befürwortet, daß er die Behandlung fortsetze.

Karen verweigerte fast auf alle seine Fragen die Antwort. Ihr Haß gegen Ärzte ging auf Erfahrungen zurück, die sie als Prostituierte gesammelt.

„Ich weiß nicht recht, wie ich mich stellen soll," sagte Doktor Voltolini zu Christian, der ihn bis zur Stiege begleitete; „es ist ein unbegreiflicher Trotz in ihr; wär es nicht, um Ihnen gefällig zu sein, ich hätte schon längst verzichtet." Er hatte eine tiefe Sympathie für Christian gefaßt und beobachtete ihn oft mit erregter Verwunderung. Christian bemerkte es nicht.

Er machte Karen Vorwürfe.

„Ei was," fertigte sie ihn ab, „die Doktoren sind Schwindler und Beutelschneider; sie spekulieren bloß auf die Dummheit der Leute. Ich will nicht, daß er mich anrührt. Ich will nicht, daß er mir den Kopf auf die Brust legt, damit ich seine Glatze riechen kann, oder an mir herumklopft hinten und vorn und 'ne Visage aufsetzt wie 'n Scharfrichter. Zum Leben brauch ich ihn nicht und zum Sterben erst recht nicht."

Christian schwieg.

Karen kauerte sich zusammen; sie hatte Schmerzen heute. Eine Säge wurde zwischen ihren Rippen hin und her gezogen. Sie fuhr fort: „Möcht bloß wissen, warum du dich auf die Medizin versteifst. Erklär mir das doch. Ich hab dich nie nach was gefragt, aber das möcht ich wissen. Was freut dich denn an der Doktorei? Was kann dir denn das sein?"

Christian war überrascht von dem dringenden Ton und dem Glanz in ihren Augen. Mit schwerfälligen Argumenten suchte er sie zu belehren. Er sprach wie zu einer ihm Gleichgestellten, mit Achtung und Artigkeit. Karens Augen wurden glänzender und glänzender. Sie verstand nicht ganz den Sinn seiner Rede, aber sie hatte den Kopf weit aus dem Bett gebeugt und lauschte atemlos.

Christian sagte, daß es nicht die Medizin gewesen sei, die ihn angelockt, sondern die Betätigung mit Menschen. Da sei es naheliegend gewesen, etwas zu wählen, wobei ihm gewisse schon erworbene Kenntnisse den Weg abkürzen konnten. Zur Zeit, als er sich dazu entschlossen, habe er noch praktische Pläne

und Vorstellungen gehabt; die habe er jetzt nicht mehr. Er habe geglaubt, es könne ihm zur Bestreitung seiner Lebensbedürfnisse dienen; er sehe aber jetzt, daß er sich getäuscht habe, und daß er unfähig sei, mit geistiger oder seiner Hände Arbeit Geld zu verdienen. Daß er zu dieser Einsicht gelangt, sei noch nicht lange her. Er habe neulich den Studenten Jacoby in dessen Wohnung besucht und ihn nicht angetroffen; da sei gerade das Kind der Mietsfrau von einer Leiter gestürzt und regungslos liegengeblieben. Er habe es ins Zimmer getragen, mit Spiritus eingerieben, das Herz behorcht und sei eine Weile bei ihm gesessen. Als es dann wieder munter geworden und er sich zum Gehen angeschickt, habe ihm die Mutter ein Zweimarkstück in die Hand drücken gewollt. Er habe Mühe gehabt, der Frau nicht ins Gesicht zu lachen. Weshalb er sich geschämt, sei schließlich nicht einzusehen, aber er habe sich dermaßen geschämt, daß ihm schwindlig geworden sei. Und dann habe er sich gesagt: Das kannst du nicht, das kannst du nun und nimmermehr.

Während er dies erzählte, wurde ihm bewußt, daß er sich gegen Karen zum erstenmal über sich äußerte. Es fiel ihm nicht schwer; der Grund lag in der feierlichen Aufmerksamkeit, mit der sie ihm zuhörte und die ihr Gesicht veränderte. Es verjüngte sich. Ein Wohlgefühl durchflutete ihn, eine eigene, sogar über die Haut sich ausbreitende Freude. Er hatte eine solche Freude noch nicht kennengelernt. Es war ein neues Gefühl.

Mit freierem Ausdruck fuhr er fort zu sprechen, gelöster und offener noch; das Studium an sich sei ihm gleichgültig; es sei für ihn ein Mittel zu etwas anderm. Wohin es ihn führen werde, wisse er nicht; was die Zukunft anlange, habe sich in letzter Zeit seine Unklarheit vermehrt. Er habe, wie gesagt, etwas Bestimmtes von sich erwartet, nämlich, daß er in einen Beruf würde treten können wie die meisten jungen Leute; aber er habe sich in seiner Erwartung getäuscht. Trotzdem wisse

er, daß er im wesentlichen nicht fehlgegangen sei; er übe sich; jeder Tag bereichere ihn; er käme jetzt den Menschen ganz anders nahe; es werde aller Flitter und Aufputz von ihnen genommen. So ein Krankensaal, so ein Wartezimmer in der Klinik, so ein Betäubter auf dem Operationstisch, so ein Spital mit Hunderten von Leidenden, da gebe es keinen Betrug mehr, da packe einen die Wahrheit an, da begreife man vieles, was man vorher nicht begriffen, da könne man in der Welt lesen wie in einem Buch. Brustkranke Kinder, skrofulöse Kinder, Kinder, die mit großen Augen in den Tod schauen, wer das nicht gesehen habe, der lebe gar nicht richtig. Und wo sie alle herkamen und wo sie alle hingingen, und was sie zueinander redeten, die Mütter, die Väter, dies Gewimmel, und jeder einzelne wieder für sich wunderbar interessant. Grausiges schrecke ihn nicht mehr, keine Wunde, keine aufgeschnittene Brust; er sei schon kalt; sei sogar willens, sich für den Dienst in den ostpreußischen Leprabaracken zu melden; es zwinge ihn hinunter, immer weiter hinunter in die Menschheit; er könne nicht satt werden; nur hinunter, hinunter, es gebe ja immer noch Gräßlicheres, noch größere Qual; und das müsse er in sich hineintun, sonst habe er keinen Frieden. Später werde er noch andre Wege finden; an den Kranken, wie gesagt, übe er sich nur; die Leiber seien eins, die Seelen seien ein zweites; immer wenn etwas Heimliches und Verborgenes sich für ihn entschleiert habe, werde ihm leicht ums Herz.

Die Arme auf den Bettrand gestützt, vorgebeugt wie über eine Brüstung, mit gierigem Staunen starrte ihn Karen an. Sie verstand und verstand auch nicht, verstand den Sinn und nicht die Worte, jetzt wieder die Worte und nicht den Sinn; nickte, grübelte, verzog den Mund, lachte lautlos, wie irr, hielt den Atem zurück, ahnte ihn, ahnte Christian, diesen noblen, schönen fremden Menschen, der ihr bis zur Stunde rätselhaft gewesen, ahnte ihn, wußte ihn und kam sich vor wie in Schmiedeglut. Daß man schweigen mußte, daß man zugeriegelt

war, daß alles wie Klotz und Stein in einem lag, daß man nicht die Worte hatte, nicht ein einziges, daß man nicht einmal sagen konnte: du Mensch, komm her! Er war ja von Fleisch wie sie, und alles Fleisch an ihr war aufgelockert: sie spürte Dank, wie sie sonst Verzweiflung, Müdigkeit, Schimpf und Haß gespürt, spürte Dank als aufschießende, durch eine Wildnis schlagende Flamme, ein Drängen, ein wehes Jubeln, und doch wieder Verzweiflung dann. Daß man so zu war, so entsetzlich zu!

Mit befremdender Eile ging Christian fort. Karen rief Isolde Schirmacher herein und gab ihr Urlaub bis zum Abend. Sie stand auf und zog sich an. Langsam, mühsam; sie konnte sich kaum auf den Beinen halten; das Zimmer tanzte, der Tisch hing an der Decke, der Ofen war verkehrt. Aber mit jedem Schritt trat sie sicherer auf, wenngleich die Luft in den Ohren gestockt war. Die Perlenkette vergrub sie im Mieder. Sie wankte die Stiege hinunter; alles war ihr bunt. Für ihn etwas tun! Der Gedanke trieb vorwärts. Sie wollte sich zu einer Droschke schleppen und auf den Zionskirchplatz fahren. Wo ist das Kind? Wo hast dus hingebracht? Und wenn die Alte Geschichten machte, dann ihr an die Gurgel und so lange gedrosselt, bis sie Farbe bekannte.

Für ihn etwas tun! Ihm beweisen, daß es eine Karen gab, von der er noch nicht wußte.

Und sie kroch an den Häusern entlang.

Als sie von einem Schutzmann und einem Arbeiter unter Aufsehen und Zusammenlauf von Neugierigen wieder nach Hause gebracht wurde, mehr getragen als geführt, kehrte Christian eben zurück. Er nahm sie bestürzt in Empfang. Sie war bleich wie Kalk. Man legte sie aufs Bett. Da die Schirmacher nicht da war, klopfte Christian an die Tür der Hofmannschen Wohnung, damit Ruth ihm helfe, Karen zu entkleiden. Sein Blick fiel auf die Schiefertafel, und er las, was Ruth für ihren Bruder aufgeschrieben hatte.

Die formlose Unruhe, die während des ganzen Tags auf ihm gelastet, wälzte sich wuchtiger in sein Gemüt.

19

Nun war es so weit gekommen mit Johanna: sie hatte sich dem hingegeben, den sie verachtete. Endlich hatte sie gültige Beweise gegen sich selbst und brauchte keine Stimme mehr zu fürchten, die sie in Schutz nahm, keine Hoffnung mehr, die ihr riet, sich zu bewahren. Es war überflüssig geworden, den armen Leib zu schonen, nicht länger notwendig, die kleinen Prunk- und Ehrgeizlügen weiterzuspinnen; man war demaskiert; man war, in einem ganz andern Sinn, als die Moralisten ihrer Welt es verstanden, entehrt. Man war grauenhaft entehrt; man war für Zeit und Ewigkeit entehrt. Man war gebrandmarkt.

Nun hatte es seine Richtigkeit mit einem. Nun war alles in Ordnung.

Amadeus Voß war, als er ihr in der Stolpischen Straße aufgelauert, nicht mehr von ihrer Seite gewichen und hatte von Zeit zu Zeit mit manischer Eintönigkeit wiederholt: „Ich liebe Sie, Johanna." Sie hatte nichts entgegnet. Die Lippen verpreßt, die Augen gesenkt, war sie gegangen, gegangen, länger als eine Stunde. Furcht vor Menschenblicken und Menschennähe hatte sie abgehalten, in eine Tramway zu steigen. Außerdem war er es, der den Weg wählte und stumm befahl. In der Wichmannstraße war er vor einem kleinen Café stehengeblieben. Er fragte nicht, forderte sie nicht auf, er ging einfach hinein und erwartete, daß sie ihm folgen werde. Sie folgte ihm.

In einem halbdunklen Winkel saßen sie einander gegenüber. Er nahm einen Bleistift aus der Tasche und zeichnete Hieroglyphen auf die weiße Tischplatte. Das beklemmende Schweigen hatte beinahe eine halbe Stunde gedauert; end-

lich sagte er: „Nimmt man das Wort Liebe bloß in den Mund, so macht man sich schon einer gemeinen Trivialität schuldig. Es ist breitgewalkt wie ein Fladen und schmeckt nach Roman. Man schlüpft in andrer Leute Hemd. Im Gefühl ist es einzig, beispiellos, sonderbar, wunderbar, das nie dagewesene Abenteuer, der Traum der Träume; spricht man es aus, ists eine Vokabel aus dem Lesebuch. Aber wie sich verständigen, wenn es einem den Hals zuschnürt und einen so durchschüttert, daß man seine Tage wie ein Narr verbringt? Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt geworden und habe nichts von der wohltätigen Behexung erfahren. Keine Hand hat sich nach mir ausgestreckt, kein Auge hat mich angeschaut, kein gutes Wort hat mich getroffen, und alle, die ich in dieser mir lästerlichen Besessenheit wußte, hab ich mit meinem Haß bespien. Als ich ein Knabe war, gab es kleine erotische Kameradschaften unter uns; jeder Junge hatte sein Mädchen, mit dem er tändelte und allerhand Dummheiten trieb. Ich schloß mich davon aus. Ich haßte. Wenn sie am Sonntagnachmittag vors Dorf spazierten, ging ich dem einen oder andern Pärchen heimlich nach, und ließen sie sich irgendwo nieder, um zu plaudern und zu schäkern, so beobachtete ich sie aus gedecktem Hinterhalt mit Wut und Erbitterung. Sie haben ja ziemlich viel Scharfsinn, und so können Sie sich leicht ausmalen, wie mir zumute war, und wie mir später zumute war, und wie mir immer zumute war, bis auf den heutigen Tag. Sehnsucht, na ja, das ist auch so ein ausgelaugter Begriff. Ich habe bisweilen dahin und dorthin gelangt in der Verworrenheit und feigen Gier, bin erzittert, wenn mich ein Weiberärmel streifte, war der Hanswurst von einer, die es darauf anlegte, daß ich auf den Leim kroch, hab mir das Blut vergiften lassen von der Tänzerin, unseligen Andenkens, hab in der Gosse gefischt und mich mit dem Abhub besudelt, bloß um die Natur zum Schweigen zu bringen, die erbarmungslose Natur, die ein Erbteil des Bösen ist, das Werk Satans."

Er hatte den Blick nicht vom Tische erhoben, und die Hieroglyphen bedeckten die halbe Platte. „Ich will nichts versprechen mit meiner sogenannten Liebe,“ fuhr er fort, und sein herabgebeugtes Gesicht zog sich schmerzhaft zusammen, „ich weiß nicht, wohin sie mich führt, und diejenige, die sich entschließt, mir zu gehören. Mir zu gehören, wie das klingt; schauerlich, nicht wahr? Ich weiß nur, daß die Betreffende sich um mein Seelenheil verdient machen würde, mich erlösen würde von der Folterbank. Sie werden antworten: Was kümmert mich Ihr Seelenheil? Was scheren mich die Folterqualen eines verlorenen Sünders? Gut, reden wir davon nicht. Aber denken Sie einmal nach, ob Sie das noch sonstwo auf dem Erdball gewinnen können, einen Menschen ganz und gar, einen Menschen mit Haut und Haar? Mir ist jeder Schritt und jeder Hauch von Ihnen grenzenlos teuer; die Wimpern Ihrer Augen und der Saum von Ihrem Rock enthalten für mich das gleiche Leben; in Ihren Gelenken bin ich drin, Ihr Herzschlag erschüttert mich. Es gibt eine Angst vor dem eignen Herzschlag; es gibt auch eine vor dem des andern. Soll ich mich noch weiter explizieren? Es ist genug. Worte sind so unheilig und immer bloß nebendran.“

Da war das Weib in Johanna erlegen. Grausige Neugier bekam Gewalt über sie; weil ihr alles Tun und Sein überhaupt fratzenhaft erschien, ließ sie sich müde und geschlagen in die verzweifelt aufgereckten Arme gleiten.

Sie fühlte sich ins Finstere gerissen; Hitze brütete, Glut fraß. Die rasende Leidenschaft, vor der sie bang abwehrend, frivol-anlockend, stumm-duldend, verwegen-schürend stand, hatte Züge von Raubgier und Kannibalismus. Ein orgiastisches Tier fiel sie an und stürzte zerknirscht vor ihr nieder. Zerstörende Ekstasen und zermalmende Ermattungen wirkten hart gegeneinander. Räume flohen fahl wie auf der Leinwand des Kinematographen; Stunden wurden nicht durchlebt, sie verwesten.

Sie schrieb an ihre Schwester nach Bukarest: „Eine Bitte: Du befindest dich doch in unmittelbarer Nachbarschaft des Morgenlands, und dort soll es mächtige Zauberer geben. Könntest du nicht einem von ihnen mit deiner berühmten Verführungskunst auf den Leib rücken und ihm die Zauberformel ablisten, durch die man sein Ichbewußtsein los wird? Könnt ich zum Beispiel für das meine, durchlöchert und zerfranst, wie es ist, ein frisch gebügeltes und modern fassoniertes eintauschen, so wäre mir radikal geholfen; ich könnte einen bessern jüdischen Fabrikanten heiraten, Kinder in die Welt setzen, Kuglerbonbons verzehren, Badereisen machen, mit der Jeunesse dorée flirten, kurz, meine Ideale verwirklichen. Ich flehe dich an, Clarisse, such mir einen Zauberer, einen alten oder einen jungen, gleichviel; einen Zauberer, und ich bin gerettet."

20

Um acht Uhr abends klopfte Christian abermals an Ruths Tür. Niemand öffnete. Er wunderte sich.

Er wußte, daß der Schlüssel unter der Strohmatte lag, wenn alle fortgegangen waren. Er hob die Matte auf; der Schlüssel war da. Er ging ins Zimmer zurück.

Karen schien zu schlafen. Ihr Gesicht glich einem Stück Kreide. Der strohige Haarwust, ein lodernder Helm, stach grell aus dem Weiß.

Sie hatte sich, nachdem sie eine Weile starr gelegen war, selbst entkleidet und war stumm ins Bett geschlüpft.

Immer wieder horchte Christian gegen die Wand, ob nicht Stimmen und Geräusche aus der Hofmannschen Wohnung kämen. Es blieb still. Als zwei Stunden verflossen waren, trat er mit der Kerze in der Hand auf den Gang: der Schlüssel lag noch unter der Matte.

Ihm war, als vernehme er irgendwo in der Luft ein Klagen.

Er hielt sich nicht für befugt, aufzusperren und in die Wohnung zu dringen, aber nachdem er einige Zeit unschlüssig gestanden, steckte er den Schlüssel ins Schloß und öffnete die Tür.

Das öde Zimmer hauchte ihm Melancholie entgegen. Er stellte die Kerze auf den Tisch; sein Blick fiel auf den offen liegenden Brief des Agenten Hofmann. Er zögerte, ihn zu lesen. Er glaubte Schritte zu hören und lauschte. Das Gefühl, der Brief werde Ruths Ausbleiben erklären, bestimmte ihn, nach ihm zu greifen, und er las.

Da war freilich kein Zweifel mehr, dünkte ihm. Sie hatte den Vater noch bei jemand in der Stadt vermutet und hatte sich auf den Weg gemacht, um ihn an der Ausführung seines Entschlusses zu verhindern. Der Betreffende wohnte wahrscheinlich in der Prenzlauer Allee, und Michael, als er die Nachricht auf der Schiefertafel und dann den Brief gelesen hatte, war ebenfalls dorthin geeilt.

Trotzdem der Gedankengang plausibel schien, blieb Ungewißheit in durcheinanderflutenden Bildern. Fragend glitt sein Auge über die Möbel und Wände, mit scheuer Zärtlichkeit streiften seine Finger über die Bücher auf dem Tisch, die Ruth unlängst berührt hatte. Er verließ das Zimmer, schloß die Tür, versteckte den Schlüssel unter der Matte und ging in Karens Wohnung zurück.

Er verlöschte das Licht und legte sich auf das Sofa. Diese Nächte des verkürzten und horchenden Schlafs nahmen ihn stark mit. Seine Wangen fielen ein; die Nase wurde spitz, die Augenlider entzündeten sich, das Gehirn war gespannt wie eine Trommel.

Das Haus, in jene tückische Erstarrung versunken, die sein Kennzeichen Nacht für Nacht war, stellte sich ihm als ein gerippehaftes Monstrum dar, bestehend aus zahllosen Wänden, zahllosen Betten, zahllosen Türen, umhüllt von einer übelriechenden Finsternis. Trotzdem liebte er es: er liebte die abgescheuerten Stufen der Treppe; er liebte die Merkmale

der Verwitterung an Mauern und Pfosten; er liebte das Feuer, das in den Herdlöchern brannte und das er in den Wohnungen beim Vorübergehen sah; er liebte das abgemergelte Weib, das in einer Stube einen Säugling keifend beruhigte; er liebte das vielfältig Trostlose der ineinander gezahnten Existenzen; er liebte die kleinen, verwelkten, rußbedeckten Blumenstöcke an einem Hoffenster, die gelben Äpfel auf den Simsen, die Papierschnitzel im Hausgang, den Küchenabfall sogar, den schmutzige Mädchen in Trögen vors Tor trugen.

Während sein inneres Schauen an der Strohmatte hing und dem Schlüssel, der darunter lag, an dem Brief des Agenten Hofmann und den Büchern und Heften auf dem Tisch, dem Kattunkleidchen am Nagel und dem Laib Brot auf der Anrichte, formte sich aus alledem die Gestalt Ruths und trat daraus hervor wie aus Elementen, von denen sie geschaffen worden.

Er entsann sich eines Besuchs im Warenhaus mit ihr, wo sie sich billige Handschuhe gekauft hatte. Im Menschengewühl war er an ihrer Seite durch die Räume gegangen, und er erinnerte sich des stillen Entzückens in ihrem Gesicht, mit dem sie die Gebirge von schneeweißer Wäsche und bunten Seidenstoffen betrachtet hatte; die Spitzen, die Hüte, die Gürtel, die Kostüme, alles, was ein junges Geschöpf bezaubern und verführen muß. Aber ihr Genügen war dieses eigne stille Entzücken, mit dem sie sagte: es ist da; gut, daß es da ist. Kein Langen und Verlangen, nur Entzücken darüber, daß es da war.

So ging sie auch unter den Menschen umher, ohne Langen und Verlangen; empfing den festlichen Lichterglanz der illuminierten Läden, den Reichtum, der aus Palästen prahlte, den Taumel der Vergnügungen, der diese Stadt durchfieberte, wenn sie ihrer Arbeit vergessen wollte; so wies sie die Lokkungen zurück, das Gift von tausendfachen Betäubungen, wies zurück, was über das Maß und die Kraft ging, warf

ihre Jugend über die Welt, stand in schamhafter Ergriffenheit inmitten.

Er war eines Tages dabei gewesen, als sie mit dem Studenten Lamprecht stritt, der demagogische Grundsätze entwickelte. Sie hatte eine reizend plauderhafte Art, zu disputieren, dabei waren ihre Ansichten äußerst entschieden. Man hatte von der Tat und vom Opfer gesprochen, und Ruth sagte, sie könne den Unterschied zwischen beiden nicht sehen, es gäbe Fälle, wo sie verschwistert seien oder gar ein und dasselbe. Schließlich rief sie aus: „Alle Hindernisse besiegt doch nur der Geist; er umschließt die Tat und das Opfer.“ Als ihr der Partner entgegenhielt, daß der Geist doch verkündet werden müsse, und daß dies schon wieder Tat sei, sagte sie mit heißen Wangen: „Muß man ihn wirklich verkünden? Dann nenn ich ihn nicht mehr so. Herzensdienst ist besser als Mund- und Händedienst.“

Da sah Christian, obschon mit dem Lächeln dessen, der überlegen bleibt, weil er sich nie in Streitfragen mischt, daß ihm diese Stimme unentbehrlich geworden war, dieses Auge, das erglühte, glühende Gefühl, die schwingende, tieferfahrene, tiefjunge Seele. Sie gab ihn sich selbst. Sie war die Schwester und der Freund. Er wußte sich durch sie. Sie war der Mensch. Kein Schlaf wollte sich einstellen. Beständig kam sie in der Dunkelheit schattenhaft und fand den Mut nicht, ihn anzureden. Er schreckte bisweilen empor, und sein Herz klopfte schnell. Einmal sah er sie körperlich vor sich. Er hörte ein flehendes Flüstern, bei dem es ihn kalt überlief. Er stand wieder auf und zündete Licht an. Karen stöhnte.

Er trat an ihr Bett. „Wasser,“ murmelte sie.

Er brachte ihr Wasser, und während sie trank, beugte er sich liebevoll über sie. Ihre Augen blickten ihn groß und klagend an. Sie waren naß.

Amadeus Voß wohnte in Zehlendorf in der Alsenstraße, bei der Radrennbahn, im Giebelzimmer eines Neubaus. Man blickte auf Wiesenland, das von Kieferngehölz begrenzt war; aus der grünen Fläche erhob sich eine riesige Reklametafel, auf der mit riesigen Lettern stand: Zehlendorf-Grunewald-Aktien-Gesellschaft.

„Das haben sie in den letzten acht Tagen hier aufgerichtet, damit ich nicht über die Stränge schlage," sprach Voß; „es ist ein ausgezeichnetes Memento übrigens; ich höre, diese Aktiengesellschaft will eine Kirche auf ihrem Terrain bauen. Ausgezeichnet. Eine Glockengießerei haben wir auch in unmittelbarer Nachbarschaft."

Johanna saß an der andern Seite des Fensters, durch welches die Sonne hereinschien, die sie suchte. Ihr kleines Gesicht war abgemagert; der schön geschwungene Mund, um den eine süße Traurigkeit lag, verlor an Reiz durch die häßlich vorhängende Nase. „Du könntest dich ja als Laienpriester verdingen," sagte sie frech und baumelte mit den Beinen wie ein Schulmädchen; „oder glaubst du, daß sie das Geschäft protestantisch führen werden? Natürlich, hier ist man ja protestantisch. Warum bekehrst du sie nicht, die Ungläubigen? Deine besten Talente läßt du verkümmern."

Voß machte eine Grimasse. Mit seinen ziehenden Schritten ging er in dem atelierartig großen Raum umher. „Der Freigeisterei wird jeder Glaube zum Schachergut, das ist klar," bemerkte er bitter. „Was spottest du? Spottest deiner selbst. Siehe nun wohl zu, daß nicht das Licht, das in dir ist, Finsternis sei, heißt es im Evangelium. Aber was gilt dir das: Evangelium? Eine gebildete Phrase. Schachergut."

Johanna, den Kopf in die Hand gestützt, flüsterte unhörbar vor sich hin: „Wie gut, wie gut, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß." Laut sagte sie: „Schlechte Zensuren

bekomm ich. Strafarbeit. Setzen Sie sich, Schülerin Johanna; Ihre Faulheit riecht bis an mein Katheder."

„Hast du nie geglaubt?" fragte Amadeus, vor ihr stehenbleibend; „hat es dich nie angerührt, das namenlose Wesen? Haben dich die Schauer vor ihm nie erbeben gemacht? Kennst du die Ehrfurcht nicht? Aus was für einer Welt mußt du sein!"

Johannas Gesicht zuckte von Sarkasmus. „Wir sind den ganzen Tag damit beschäftigt, ums goldne Kalb zu tanzen," antwortete sie; „Urahne, Ahne, Mutter und Kind. Stell dir das einmal vor. Schwindelerregend."

Unempfindlich gegen ihren Hohn, in welchem die gebrechliche und geistreiche Anmut ihrer Natur zum Ausdruck kam, heftete Voß seinen Blick voll düsterer Leidenschaft auf sie. „Glaubst du wenigstens an mich?" fragte er und umschlang ihre Schultern.

Sie bäumte sich, sträubte sich, drückte die Hände wider seine Brust und bog den Kopf zurück. „An nichts glaube ich, an nichts," sagte sie bebend, „an mich nicht, an dich nicht, an Gott nicht, an nichts. Du hast recht, an nichts." Ihre Brauen verzogen sich schmerzlich, doch wie jedesmal, wenn er sie nahm und packte, erlag sie der Glut. Es war das Letzte der Erde und des Lebens; die letzte Betäubung; Schwäche, die Vernichtung will. Die spröde Lippe wurde weich und erschloß sich, die Lider fielen zu.

Amadeus, mit der Kraft des Verwilderten, hob sie ganz auf seine Arme. „An dich nicht, an mich nicht, an Gott nicht," murmelte er, „aber an ihn? An ihn auch nicht? Sprich, an ihn auch nicht?"

Sie schlug die Augen wieder auf. „An wen?" fragte sie erstaunt.

„An ihn!" Er preßte die zwei Worte gequält hervor. Sie begriff. Mit der glatten Bewegung einer Schlange löste sie sich aus seinen Armen.

„Was willst du?“ fragte sie und ordnete mit nervösen Gebärden ihr reiches, braunes Haar.

Und er: „Ich will wissen. Ich will endlich wissen. So ist das nicht länger auszuhalten. Was ist geschehen? Wie kamst du zu dem Du in jenem Briefe? Was bedeuteten die Intimitäten: hast du mich schon vergessen? Darf ich noch darnach fragen? Ihr habt das gewisse Spiel miteinander getrieben, selbstverständlich, das geile, gefährliche Spiel der Motten um die Lampe; so dumm bin ich nicht, daß ich das nicht erraten hätte; aber wie weit habt ihr euch vorgewagt? Bis zum Zylinder oder bis zum Docht? Und als er dich stehen ließ, was hattest du für Forderungen an ihn? Was war er dir? Was ist er dir?“

Es war zum erstenmal, daß Voß davon redete. Es hatte ihn gewürgt; er hatte lauernde Fangfragen gestellt, Johannas Mienen erforscht, ihr Ablenken beargwöhnt, ihre zarte Scheu respektiert, und alles hatte die Ungeduld und den Verdacht gesteigert. Die Finger einer Hand um das Kinn verkrampft, hager und wunderlich schwankend stand er da.

Johanna schwieg. Ein Lächeln, halb spöttisch, halb leidend, irrte um ihre Lippen. Sie wünschte sich weit weg.

Voß fuhr knirschend fort: „Denke nicht, daß es Eifersucht ist. Und wenn es Eifersucht ist, vielleicht gibts kein andres Wort dafür, gehört sie nicht zu den Begriffen, in denen du aufgewachsen bist wie in einem vergifteten Ziergarten. Warum warst du nicht offen? Bin ich nicht wert, daß du mit mir offen bist? Hast du mein stummes Betteln nicht gespürt? Um was es geht, brauch ich dir nicht auseinanderzusetzen; ahntest dus nicht, so hättest du keine Angst davor. Ein Mensch wie ich, den äußerer Dienst und innerer Gehorsam von frühe an ein Ideal von Keuschheit gelehrt, das erhabene und heilige des Glaubens, den nur die Verzweiflung über die unerreichbare Himmelsferne dieses Bildes in die Sündenkloake getrieben hat, der muß ein andres Gewicht auf Unschuld und

Unberührtheit legen als eure Herrchen, eure eleganten Bezwinger, eure gedrillten Löwen. Die Sünde, da steht sie, da vor dir steht sie, voll Unrat und voll Jammer; du könntest Erlösung bringen, also rede. Die Beichte, da drin ist sie, da drin in meiner Brust schreit sie. War ich zu sparsam damit? Bekommt sie nicht geradezu eine schamlose Fratze neben deiner hoffärtigen Verschlossenheit? Kann ich denn bloß deine Sinne aufreizen, du heidnisches Menschlein, nicht auch deine Eingeweide und dein Herz? Beichte, oder ich reiß es mit Zangen aus dir heraus! Soll ich deswegen geharrt und entbehrt haben, daß man mich mit dem abspeist, was ein andrer übriggelassen hat, weil er satt war? Hast du mit ihm geschlafen? Rede. Hast du mich um deine Jungfrauschaft betrogen? Mit ihm betrogen, der mich ohnehin um alles betrogen hat? Rede!"

Johanna, flammend entrüstet, griff nach Hut und Mantel und ging. Er ließ sie gehen, starr. Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, und er vernahm ihre sich entfernenden Schritte, so jagte er ihr nach, kehrte wieder um, holte seine Mütze und stürzte zur Treppe. Als sie das Haus verließ, war er schon an ihrer Seite. „Hör mich an," stammelte er, „verurteile mich nicht." Sie ging rascher, ihm zu entfliehen; er wich nicht. „Das Gesagte mag schroff klingen, Johanna, brutal sogar; dahinter ist die demütigste Liebe." Sie schlug die Straße zum Bahnhof ein; er vertrat ihr den Weg. Wenn sie fahre, werde er Gewalt anwenden, drohte er. Passanten wurden aufmerksam; um einen öffentlichen Skandal zu vermeiden, mußte sie umkehren. Sie bat: „Erlaß mir wenigstens das Haus; ich kann nicht mehr im Zimmer bleiben; sprechen wir im Gehen; aber nicht so nah, die Leute lachen ja."

„Die Leute, die Leute; die Welt ist voller Leute; sie wissen von uns nicht mehr als wir von ihnen. Sag, daß du vergibst, und ich will so gleichmütig sein, als käm ich von einer Skatpartie." Er war bleich bis in die Stirn.

Sie gingen in nasser Schneeluft, auf nasser Erde. Die Straße endete in einen Feldweg. Über der untergehenden Sonne stand ein zerfetzter Wolkenhimmel in Rot, Gelb, Grün und Blau. Ein Schnellzug donnerte hart an ihnen vorbei. Elektrische Signale bimmelten. Es war ermüdend, über das schlüpfrige Laub zu gehen, doch der feuchte Wind kühlte das Gesicht.

Amadeus brachte Erklärungen vor. In der Selbstverteidigung fand er über sich, den Verstoßenen und Getretenen, das letzte, gepeinigte Glied einer Kaste und Geschlechterfolge von Verstoßenen und Getretenen, die unerhörten Worte, die Johanna niederbeugten und ihre Willenskraft knickten. Er sprach von seiner Liebe zu ihr, diesem schrecklichen Sturm im Blut, von dem er Reinigung, Bindung, Befreiung erhofft und der ihn statt dessen verwüste und zerstücke. Das sei wie Zweifel an Gott. Wenn man als sehr junger Mensch an Gott zweifle, breche die Welt in Trümmer, alles Leben sinke in die Agonie. So ergehe es ihm. Diese Nächte, wo man um Stillung lechze und das Dunkel zum Abgrund werde, aus dem tausend purpurne Zungen spritzten!

Ein Geblendeter, der sich im Kreis bewegt, fing er wieder an, zu fragen, vorsichtig und schlau zuerst; dringlich und inbrünstig dann; wies auf belastende Umstände, auf Zusammenhänge, die die Phantasie beunruhigten, appellierte an das Mitleid, an die Redlichkeit, an einen verschütteten Funken von Frömmigkeit, schilderte abermals seinen Seelenzustand, bettelte mit aufgehobenen Händen, verstummte, sah finster vor sich hin, verstört und hilflos.

In Johanna hatte anfangs das Erstaunen darüber vorgeherrscht, daß ihre Beziehung zu Christian, die für sie in der Vergangenheit lag wie in goldenem Schimmer, ihm nicht etwas Sonnenklares war. Hätte er es so aufgefaßt und das Geschehene als selbstverständlich vorausgesetzt, so hätte sie sich vielleicht harmlos dazu bekannt. Aber seine Wildheit

und Gier reizten sie zum Trotz, erregten ihr Furcht, immer mehr; jeder neue Angriff machte sie unzugänglicher; plötzlich hatte sie ein Geheimnis vor ihm zu schützen; plötzlich war es Geheimnis, tiefes, stolzes; es preiszugeben konnten sie keine Beteuerungen und Verfolgungen mehr zwingen; die guten Schicksalsgeister sprachen ihr Veto dagegen; es war ein Besitz, den sie sich nicht rauben lassen durfte, von ihm nicht, der Schuld und Schimpf darin erblickte, dem sie ohne Segnung verfallen war. Und sie errichtete Dämme, war bereit, zu kämpfen, zu lügen, das Häßliche und Widrigste zu dulden, Bezichtigung und Erniedrigung.

So kam es auch. Seine Besessenheit sammelte sich in dem einen Punkt. Jeder Blick forschte greulich, jedes Wort sondierte, hinter jeder Zärtlichkeit und Berührung war die eine Frage. Sie wich aus; er wurde rasend. Sie wollte ihn besänftigen; er warf sich hin und küßte ihre Füße. Sie erbarmte sich und täuschte ihn für die Dauer einiger trunkener Stunden mit den frei erfundenen Einzelheiten einer platonischen Schwärmerei. Er schien zu glauben, warb um Verzeihung, verhieß Besserung, Schweigen, Schonung. Aber es verstrich kein Tag, und das Unwesen begann von neuem. Sein Auge war vom Mißtrauen geätzt; Christian Wahnschaffe war der Feind, der Dieb, der Widersacher. Was war zu der und der Zeit? Was hast du ihm da und da gesagt? Was hat er geantwortet? Woher kam er? Wohin ging er? Hat er das Letzte von dir verlangt? Hast du ihn geküßt? Einmal? Viele Male? Hast du gewünscht, daß er dich küsse? Wo warst du allein mit ihm? Wie sah das Zimmer aus? Was für ein Kleid trugst du? Rettungslos; eine Schraube, die sich einbohrt. Johanna stieß ihn von sich. Sie höhnte; sie seufzte; sie schlug die Hände vors Gesicht; sie weinte; sie lachte; und sie wich nicht um Haares Breite.

Ermattung stellte sich ein. Oft war sie so erschöpft, daß sie vom Morgen bis zum Abend auf einem Sofa lag, blaß und

still. Sie ließ sich von ihren Verwandten in Gesellschaften schleppen, in Theater, Konzerte, Galerien; mit erloschenen Blicken und frierender Gleichgültigkeit fühlte sie sich als Beute lästiger Forderungen. Die Sympathie, die ihr die Menschen entgegenbrachten, war lästig; was gab das noch, wenn man sich so grimmig verachtete? Diese selbstmörderische Verachtung war die schneidende Waffe, die sie gegen ihre Brust kehrte, der ritzende Stachel ihres Witzes. Ihre Aussprüche wurden verbreitet, ergötzten ganze Zirkel; einmal schilderte sie, wie sie an einem See gebadet und wie ein jäher Windstoß die Badehütte samt Dach und Tür über ihren Kopf davongetragen; „und," schloß sie, „ich stand nackt da, wie mich Gott in seinem Zorn erschaffen hat."

Ihr Abscheu vor dem, der ihr Geliebter war, stieg zu einem Grade, daß es sie wie Frost schüttelte, an ihn zu denken, daß sie heimlich seine Gebärde äffte, seinen Tonfall, seine pastoralen Floskeln, seinen heißhungrigen Blick. Sie hielt Verabredungen nicht ein, fuhr nicht hinaus zu ihm, wenn sie es versprochen hatte. Da schickte er Telegramme, Rohrpostbriefe, Boten, stand Wache vor dem Tor, redete die Dienstleute an, bis sie, außer sich, zu ihm ging und in ihrer Empörung unbesonnene Worte sagte, die eiskalt klangen. Er wurde Schulamtskandidat, spielte den Reuigen, war es auch, und die Angst, sie zu verlieren, riß ihn zu Worten hin, in denen sich Wahnsinn mit Teuflischem mischte.

Sie verfiel; sie schlief und aß kaum noch. Wieder und wieder beschloß sie, allem ein Ende zu machen und abzureisen. Aber da war ein andres. Da waren sinnliche Lockungen von perverser Art. Ihr feiner, verfeinerter Körper, ihre zarte, überzärtelte Seele, diese verletzliche Haut, diese inneren Membrane, sie bogen sich in kränklich süßer Sehnsucht Grausamem zu, einer mysteriösen Wollust, die in Sklaverei und Schändung enthalten war, dem Äußersten, Verruchtesten, was leiden machte, dem Verbotensten, was berauschte und betäubte.

Es war ein Abend, da kauerte sie halbentkleidet auf einem Schemel, mit offenen Haaren, die üppig über die schmalen Schultern flossen, das Haupt zwischen flachen Händen, mit dem Ausdruck eines trostlosen Harlekins, bleich und still. Amadeus Voß saß am Tisch, hatte die Arme verschränkt und blickte ins Lampenlicht. Dies Alleinsein zu zweien, ohne Welt, ohne Würde, ohne Glück, es hatte für Johanna etwas Unerbittliches, Existenz von Sträflingen, die an eine Kette geschmiedet sind. Plötzlich erhob sie sich, raffte ihr Haar, und während sie es graziös aufsteckte, sagte sie in ihrer skurrilen Trockenheit: „Treten Sie ein, meine Herrschaften, hier ist zu sehen großer Maskenscherz. Das Neueste und Modernste. Garantierte Sensation. Geht unter kolossaler Spannung vor sich. Enthüllung der Geheimnisse männlicher und weiblicher Psyche. Überraschender Schlußeffekt. Nur immer hereinspaziert!"

Sie trat vor den Spiegel, schaute ihr Bild an, als kenne sie es nicht, und machte eine komische Verbeugung.

Amadeus Voß senkte den Kopf und schwieg.

22

Der Halbidiot sagte, es wispere ihm etwas in den Ohren. Dabei zitterte er wie Espenlaub und war grün im Gesicht.

Niels Heinrich versetzte ihm einen Fußtritt unter dem Tisch.

Wenn die Tür aufgerissen wurde, knallte das Gelächter und das Weibergekreisch in den Nebel hinaus. Man sah dann die Baustellen, an deren Rand die fliegende Destille, eine Blockhütte, errichtet war. Ein Stadtviertel sprang aus dem Boden. Balken, Gerüste und Krane bildeten ein Gewirr, ähnlich einem Wald, in dem ein Orkan gewütet hat. Grundmauern, Erdlöcher, Bretterhäuser, Mörtelgruben, Laufbrücken, Traversen, Gebirge von Ziegeln, Sandhaufen, Karren, alles

war trüb beleuchtet von den Bogenlampen, die wie in grauer Baumwolle staken. Da und dort glühten Trockenöfen in ihrer Vergitterung.

Dann fiel die Tür wieder zu, und man war in einer Höhle.

Es wispere ihm etwas in den Ohren, behauptete Joachim Heinzen. Er lauschte verständnislos den Zoten, mit denen ein alter Maurer die Tischgesellschaft zum Brüllen brachte. Niels Heinrich warf einen finstern Seitenblick auf den Idioten und verbot dem Wirt, sein Glas von neuem zu füllen; es blase bei dem ohnehin schon vom Turm.

Allmählich leerte sich der Raum. Es ging auf eins. Drei Dauersäufer saßen noch beim Ausschank. Der Nachtwächter kam auf der Runde vorüber, ließ sich einen Kümmel geben, verschwand wieder. Der Wirt warf mißbilligende Blicke auf die Spätlinge, setzte sich in den Verschlag und nickte ein.

Fünf Taler gebe er ihm, sagte Niels Heinrich leise zu dem Idioten, dann solle er sich dünne machen. „Vaziehste dir man nich, so lichste im Wurschtkessel, Junge," sagte er. Der rote Geißbart stieg auf und ab. Um den Hals war ein dottergelber Schal so oft geschlungen, daß der Kopf auf einem Polster ruhte. Das Gesicht, fahl, sommersprossig, schien ohne Fleisch.

Joachim zitterte an Armen und Beinen. Draußen gingen Dirnen vorbei; ihr Lachen klang wie Tellergeklapper. „Fünf Daler; is jutt," sagte der Idiot und grinste. Doch sah man, wie er zitterte. Den ganzen Tag, den vorigen und den vorvorigen war es so gewesen: er zitterte an Armen und Beinen. „Möcht mir ne Schwarzhaarige koofen," murmelte er.

„Für Jeld kannste den Deibel danzen sehn, du Drehlade," erwiderte Niels Heinrich.

Jetzt brachen auch die am Ausschank auf. Eine Uhr schnarrte. „Meine Herren, 's ist Polizeistunde," mahnte der Wirt. Dreimal wurde gemahnt.

„Det Ding wer ick schon machen," sagte der Idiot. „Möcht

eene haben, die soll sind wie 'n Karussell. Immer lustig, immer ringsrum."

„Allemal, allemal, Junge; laß dir nur nich vom Luftballon überfahren dabei," höhnte Niels Heinrich und starrte seine Finger an, als hätten die zu ihm geredet; „allemal, allemal."

„Möcht eene haben, die soll sind wie 'n Papagei," sagte der Idiot; „jeschmückt und ufklaviert." Und blöde, mit einer zerbrochenen Stimme trällerte er: „Mädel, putz dich, wasch dich, kämm dich schön, denn du weeßt, wir wolln bei Jräberts jehn."

Niels Heinrich schwieg verbissen.

„Möcht eene haben, die soll sind wie 'n Fräulein, elejant und hübsch," fuhr jener fort und trank den Rest aus seinem Glase. „So eene möcht ich haben. Gib her die fünf Daler. Jungeken, gib her." Plötzlich überflog ihn ein Schauder, seine Augen traten aus den Höhlen, und er gab ein Geräusch von sich, das eine grauenhafte Klangverwandtschaft mit einem Wimmern hatte.

Niels Heinrich erhob sich und riß ihn am Rockkragen empor. Er warf das Geld für die Zeche auf den Tisch und beförderte den Idioten ins Freie. Er packte ihn am Arm und zog den Wankenden, grauenhaft in sich Hineinwimmernden fort. Er sprach nicht. Die blaue Mütze tief in die Stirn geschoben, das Gesicht voll brütender Gedanken, achtete er nicht auf Schnee und Kot.

Der Nebel verschluckte ihre Gestalten.

23

Der Agent Hofmann hatte von Bremerhaven aus einen Abschiedsgruß an seine Kinder geschrieben. Der Postbote hatte die Karte in die Türfuge gesteckt, und Christian las sie.

Bei ihrem Vater konnte also Ruth nicht sein; das war nun zweifellos; eine Gewißheit, die erschreckte. Wo war sie also? Und wo war Michael?

Er ging zum Hausverwalter und sprach mit ihm über das Verschwinden der beiden. Es wurde die Anzeige bei der Polizei gemacht.

Er wußte die Namen von Familien, wo sie Stunden erteilt hatte. Er ging zu ihnen, aber nirgends vermochte man ihm Aufschluß zu geben. Er ging in die Anstalten, die sie besucht, zu Freunden und Freundinnen, mit denen sie verkehrt hatte; überall traf er Verwunderung, Kopfschütteln, Ratlosigkeit. Man nannte ihm neue Wege, neue Menschen. Der und der, die und die hatte sie da und dort zuletzt gesehen; die Spur verlor sich. Er war von morgens bis abends auf der Suche nach Spuren; sie verloren sich, kaum, daß er sie aufgegriffen. Die Sorge und das bestürzte Fragen zog Kreise.

Die Wache bei Karen hatte er Isolde Schirmacher und der Witwe Spindler überlassen.

Am Abend des fünften Tages kehrte er müde heim. Botho Thüngen und der Student Lamprecht hatten ihm bei den Nachforschungen geholfen. Alles war vergeblich gewesen. War eine Hoffnung entstanden, so hatte sie der nächste Schritt zunichte gemacht.

Und wo war Michael?

Christian stieg die Treppe hinan. Die Gasflamme im Halbstock brodelte. Am Geländerpfeiler hockte quiekend das weiße junge Kätzchen. Christian bückte sich und hob es auf seine Hände. Es begann leidenschaftlich zu schnurren, schmiegte sich dicht an seinen Rock, und er streichelte das seidenweiche Fell, von dem Wohlbehagen auf seine Hand überströmte.

Den Schlüssel, der unter der Strohmatte gelegen, hatte er im Einverständnis mit dem Hausinspektor in Verwahrung genommen. Am andern Morgen sollte er ihn abliefern, da eine behördliche Kommission erwartet wurde.

Er schloß die Tür auf und trat in die finstere Stube. Muffige Luft umfing ihn. Jeder Hauch von Ruth war verweht. Ruth, kleine Ruth, mußte er denken, und in dem Maß, wie er sich innerlich zu einem Gefühl sammelte, hörte die Finsternis auf, unnatürlich und störend zu sein.

Er setzte sich an den Tisch. Das durch den Türspalt fallende Licht ließ ihn die Bücher und die Hefte seiner kleinen Freundin gewahren. Er ging hin und machte die Tür zu. Erst jetzt war er imstande, sich Ruth mit jener Lebhaftigkeit zu vergegenwärtigen wie in der ersten schlaflosen Nacht nach ihrem Verschwinden. Sie trat nicht nur aus der Dunkelheit hervor wie damals, sondern sie sprach auch zu ihm.

Sie heftete ihre munteren, köstlich lachenden Augen auf ihn und sagte in einem Ton, dessen Ernst sich in schroffem Widerspruch zu dem Ausdruck der Augen befand: „Nein, niemals, nimmermehr."

Was bedeutete dieses Nein, Niemals, Nimmermehr? Worauf bezog es sich?

An die Fensterscheiben drängte sich Nebel. Das Kätzchen schmiegte sich zärtlicher in seinen Arm; das weiße Fell war ein unbestimmt schimmernder Fleck. Die lebendige Kreatur, geformt und atmend, blutwarm und liebend, verhinderte ihn, sich einem immer schwerer hinunterziehenden Schmerz völlig hinzugeben.

Auf einmal gewahrte er, vor sich ausgebreitet, eine Landschaft. Es ist ein Weg mit hohen Pappeln im Herbstlaub, ein breiter Schlammweg, alles schwarzer Morast, rechts Heide bis ins Unendliche, links Heide bis ins Unendliche; die schwarzen, dreieckigen Silhouetten einiger Hütten, durch deren Fenster vom Feuer her ein rotes Licht scheint; da und dort Tümpel schmutzigen, gelblichen Wassers, die die Luft widerspiegeln und in denen Stämme vermodern; das Ganze in der Dämmerung mit einer weißlichen Luft darüber, und von fern eine rauhhaarige Figur, der Hirt; und eine Anzahl eiförmiger

Massen halb Wolle, halb Schlamm, die gegeneinander stoßen und einander verdrängen: die Herde. Mit Mühe und Unwillen schreiten sie dahin auf dem schlammigen Weg, bis zum Bauernhof, einigen Moosdächern und Stroh und Torf zwischen den Pappeln. Der Schafstall: dunkel; die Tür weit offen wie der Eingang zu einer dunkeln Spelunke. Durch die Spalten der Planke dringt das Licht der Luft von hinten durch. Die Karawane von Wollklumpen und Schlamm verschwindet in dieser Höhle, und der Hirt und eine Frau mit einer Laterne schließen die Türe.

Wie kam es, daß ihm die sichtbar-unsichtbare Anwesenheit Ruths die Vision dieser Landschaft gab? Er hatte eine solche Landschaft, soweit er sich erinnern konnte, nie gesehen. Wie kam es, daß etwas so Beschwichtigendes und etwas so Aufwühlendes, Sehnsucht und Furcht, von der Landschaft ausging wie kaum von einem Schicksal, einem Antlitz, einer Gestalt? Und wie kam es, daß das Nein, Niemals, Nimmermehr als ein geheimnisvoller Sinn darin enthalten war, eine Mitteilung wie in einem Bilde?

„Ruth, kleine Ruth."

Die Betrübnis drang Christian in Mark und Bein.

24

Crammon hatte sich vorgenommen, nur eine Woche lang in der Villa Ophelia zu bleiben, erstens, um das Familienidyll nicht über die anständigerweise gebotene Zeit zu verlängern, zweitens, weil das festgesetzte Programm, von dem abzuweichen ihn sonst nur Elementarereignisse zwingen konnten, ihn nach England rief. Aber aus der einen Woche wurden zwei, aus den zweien drei, und als die dritte Woche vorüber war, vermochte er noch immer keinen Entschluß zu fassen.

Er grollte sich und seiner Umgebung und war launenhaft

wie eine Frau. Er richtete unzufriedene Ansprachen an seine eigne Person, beschuldigte sich senilen Wankelmuts und war voll Gift und Nörgelei gegen die Lotterwirtschaft im Hause der Gräfin. Die Küche wurde nach seiner Ansicht zu fett geführt und drohte, seinen empfindlichen Magen zu ruinieren; die Dienstboten ließen es am nötigen Respekt fehlen, weil man oft mit dem Lohn im Rückstand blieb; die Gäste, von denen die Zimmer nie leer wurden, zeichneten sich in der Mehrzahl durch nichts weniger als durch Distinktion aus. Man traf allerhand Krapüle: Musiker, Dichter, Maler, auch Frauenzimmer dieses Kalibers, ferner Aristokraten von zweifelhaftem Ruf, kurz, schmarotzende Existenzen, unergiebige Leute, malheureuses Volk.

Crammon nahm sich unter ihnen aus wie eine Reliquie aus einem erlauchteren Zeitalter.

Eines Tages erschienen auch die beiden Neffen der Gräfin, Ottomar und Reinhold Stojenthin, die sich einen zweimonatlichen Urlaub verschafft hatten. Urlaub wovon? erkundigte sich Crammon mit erstaunten Brauen. Sie wollten mit Lätizia nach München reisen. „Es sind wackere Burschen, Herr von Crammon," sagte die Gräfin, „nehmen Sie sie ein wenig unter Ihre Fittiche." Crammon antwortete verdrossen: „Ich habe mich immer davor gefürchtet wie vor der Pest, daß mal wer kommen und meine heimliche Begabung zur Gouvernante entdecken könnte. Dieses Verdienst ist Ihnen vorbehalten geblieben, Gräfin."

Sehr gespannt war sein Verhältnis zu Puck, dem Löwenhündchen. Unergründlich, was ihn gegen das Tierchen so aufbrachte, daß er einen roten Kopf und runde Augen bekam, wenn er es nur sah. Vielleicht seine hochblonde Behaarung; vielleicht seine fortwährende Schlafsucht; vielleicht ahnte er eine gewisse Bosheit in ihm, die es veranlaßte, sich krank und pflegebedürftig zu stellen, indes es sich auf seidenen Pfühlen rekelte und sich die leckersten Dinge ins Maul schieben ließ.

Massen halb Wolle, halb Schlamm, die gegeneinander stoßen und einander verdrängen: die Herde. Mit Mühe und Unwillen schreiten sie dahin auf dem schlammigen Weg, bis zum Bauernhof, einigen Moosdächern und Stroh und Torf zwischen den Pappeln. Der Schafstall: dunkel; die Tür weit offen wie der Eingang zu einer dunkeln Spelunke. Durch die Spalten der Planke dringt das Licht der Luft von hinten durch. Die Karawane von Wollklumpen und Schlamm verschwindet in dieser Höhle, und der Hirt und eine Frau mit einer Laterne schließen die Türe.

Wie kam es, daß ihm die sichtbar-unsichtbare Anwesenheit Ruths die Vision dieser Landschaft gab? Er hatte eine solche Landschaft, soweit er sich erinnern konnte, nie gesehen. Wie kam es, daß etwas so Beschwichtigendes und etwas so Aufwühlendes, Sehnsucht und Furcht, von der Landschaft ausging wie kaum von einem Schicksal, einem Antlitz, einer Gestalt? Und wie kam es, daß das Nein, Niemals, Nimmermehr als ein geheimnisvoller Sinn darin enthalten war, eine Mitteilung wie in einem Bilde?

„Ruth, kleine Ruth."

Die Betrübnis drang Christian in Mark und Bein.

24

Crammon hatte sich vorgenommen, nur eine Woche lang in der Villa Ophelia zu bleiben, erstens, um das Familienidyll nicht über die anständigerweise gebotene Zeit zu verlängern, zweitens, weil das festgesetzte Programm, von dem abzuweichen ihn sonst nur Elementarereignisse zwingen konnten, ihn nach England rief. Aber aus der einen Woche wurden zwei, aus den zweien drei, und als die dritte Woche vorüber war, vermochte er noch immer keinen Entschluß zu fassen.

Er grollte sich und seiner Umgebung und war launenhaft

wie eine Frau. Er richtete unzufriedene Ansprachen an seine eigne Person, beschuldigte sich senilen Wankelmuts und war voll Gift und Nörgelei gegen die Lotterwirtschaft im Hause der Gräfin. Die Küche wurde nach seiner Ansicht zu fett geführt und drohte, seinen empfindlichen Magen zu ruinieren; die Dienstboten ließen es am nötigen Respekt fehlen, weil man oft mit dem Lohn im Rückstand blieb; die Gäste, von denen die Zimmer nie leer wurden, zeichneten sich in der Mehrzahl durch nichts weniger als durch Distinktion aus. Man traf allerhand Krapüle: Musiker, Dichter, Maler, auch Frauenzimmer dieses Kalibers, ferner Aristokraten von zweifelhaftem Ruf, kurz, schmarotzende Existenzen, unergiebige Leute, malheureuses Volk.

Crammon nahm sich unter ihnen aus wie eine Reliquie aus einem erlauchteren Zeitalter.

Eines Tages erschienen auch die beiden Neffen der Gräfin, Ottomar und Reinhold Stojenthin, die sich einen zweimonatlichen Urlaub verschafft hatten. Urlaub wovon? erkundigte sich Crammon mit erstaunten Brauen. Sie wollten mit Lätizia nach München reisen. „Es sind wackere Burschen, Herr von Crammon,“ sagte die Gräfin, „nehmen Sie sie ein wenig unter Ihre Fittiche.“ Crammon antwortete verdrossen: „Ich habe mich immer davor gefürchtet wie vor der Pest, daß mal wer kommen und meine heimliche Begabung zur Gouvernante entdecken könnte. Dieses Verdienst ist Ihnen vorbehalten geblieben, Gräfin.“

Sehr gespannt war sein Verhältnis zu Puck, dem Löwenhündchen. Unergründlich, was ihn gegen das Tierchen so aufbrachte, daß er einen roten Kopf und runde Augen bekam, wenn er es nur sah. Vielleicht seine hochblonde Behaarung; vielleicht seine fortwährende Schlafsucht; vielleicht ahnte er eine gewisse Bosheit in ihm, die es veranlaßte, sich krank und pflegebedürftig zu stellen, indes es sich auf seidenen Pfühlen rekelte und sich die leckersten Dinge ins Maul schieben ließ.

Die Obsorge, die Lätizia dem Mißgeschöpf widmete, ärgerte ihn. Einmal hatte sich das Hündchen vom Teppich erhoben und war, asthmatisch prustend, durch die offene Tür entwichen. „Wo ist Puck?“ fragte Lätizia nach einer Weile, wohlig im Fauteuil zurückgelehnt. Puck war nicht da. „Ach, pfeif ihm doch, Bernhard,“ bat sie mit ihrer Flötenstimme. „Das kannst du ja selber besorgen,“ weigerte sich Crammon ungalant. Und Lätizia, mit klagender Gelassenheit, in zerstreuter Träumerei: „Nein, tu du es; wenn ich aufgeregt bin, kann ich nicht pfeifen.“

Da pfiff Crammon dem gehaßten Wesen.

Die Dinge mußten sich aber entscheiden. „Gehst du mit nach München, Bernhard?“ lockte Lätizia sirenenhaft und lachte über seinen Ärger. Zur Gräfin-Tante sagte sie: „Er tobt vorläufig noch; aber er wird mit uns fahren.“

Es schwebte Crammon eine sittliche Mission vor. Man konnte bessernd auf Lätizia einwirken. Man konnte ihr die Augen öffnen für den abschüssigen Weg, den sie in verwerflicher Heiterkeit ging. Man konnte ihr helfen. Man konnte sie stützen. Man konnte sie rechtzeitig warnen. Man konnte ihre Verschwendungslust zügeln, ihrer Urteilslosigkeit in allen Lebensverhältnissen den Star stechen. Sie war so unerfahren, so leichtfertig. Sie glaubte jedem Lügner, hörte jedem Schwätzer traulich zu, begeisterte sich für jeden Scharlatan, nahm jede Schmeichelei für bare Münze, versah jeden Laffen, der ihr den Hof machte, mit einer Glorie von Weisheit und Schmerz. Man mußte ihr Vernunft beibringen.

Es war ein richtiger Gedanke. Dennoch geschah es, daß ihn ein Lächeln Lätizias verstummen machte. Der triftigsten Maxime, dem unbestreitbarsten Leitsatz der Moral brach sie die Spitze ab, indem sie den Kopf gegen die Schulter neigte, die Augen innig aufschlug und mit einem holden Büßerinnenton sagte: „Schau, Bernhard, ich bin doch nun mal so; warum soll ich denn nicht so bleiben? Warum willst du mich

denn anders haben? Wär ich anders, so hätt ich andre Fehler. Laß mich doch so, wie ich bin." Und sie hing sich an ihn und kribbelte mit den Fingerspitzen sein angehendes Doppelkinn, was ihn bewog, zu seufzen und stillzuhalten.

Folgende Personen traten die Reise nach München an: Lätizia; deren Zofe; die Amme Eleutheria; die Zwillinge; die Gräfin; Fräulein Stöhr; Ottomar und Reinhold; Crammon; der Pole Stanislaus Rehmer. An Tieren: Puck, das Löwenhündchen, ein Zeisig in einem Bauer und ein zahmes Eichhörnchen in einem vergitterten Käfig. Das Gepäck bestand aus vierzehn großen Koffern, sechzehn Handtaschen, sieben Hutschachteln, einem Kinderwagen, drei Proviantkörben und unzähligen in Papier, Leder und Sackleinwand verschnürten kleineren Stücken, von Mänteln, Schirmen, Stöcken, Blumensträußen ganz zu schweigen. Die Gräfin rang die Hände, das Löwenhündchen kläffte ersterbend, Lätizia legte ein umfangreiches Verzeichnis von Dingen an, die sie vergessen hatte, die Zofe zankte mit dem Schaffner, die Zwillinge schrien, Eleutheria entblößte vor einem beleidigten Publikum ihre voluminösen Brüste, Fräulein Stöhr hatte ihre ergebene Miene, mit Blick nach oben, Ottomar und Reinhold stritten über literarische Gegenstände, der Pole ließ kaum die Augen von Lätizia, Crammon saß verdüstert, Bein über Bein, und drehte die Daumen.

Mit Ausnahme der Brüder Stojenthin, die sich in einem geringeren Gasthof einmieteten, bezogen alle im Hotel Continental Quartier. Die Rechnung, die man der Gräfin täglich auf das Zimmer brachte, betrug selten weniger als dreihundert Mark. „Stöhr, wir müssen Hilfsquellen erschließen," sagte sie zu ihrer Gesellschafterin, „das Kind ist ahnungslos; es würde ihm das Herz brechen, wenn es wüßte, in welchen Geldsorgen ich stecke." Fräulein Stöhr, mit Tugendmiene, schien hiervon keineswegs überzeugt.

Man betraute einen Advokaten von großem Namen mit

der Führung des Prozesses gegen die Familie Gunderam. Der Sachwalter der feindlichen Partei war beauftragt, alle Forderungen abzulehnen. Es gab endlose Besprechungen, bei denen die Gräfin sich edel entrüstete, während Lätizia ein elegisches Erstaunen zeigte, als gingen sie diese Dinge nichts an, als seien sie ihrem Gedächtnis entschwunden. Ihre Angaben über das, was sie gesagt und getan, über Abmachungen und Vorgänge, lauteten jedesmal anders, und wenn man sie auf den Widerspruch aufmerksam machte, sagte sie beschämt, verträumt, erzürnt, alles in einem: „Ihr seid so pedantisch. Wer soll das alles im Kopf behalten! Es wird schon so gewesen sein, wie es in den Akten steht. Wozu sind denn Akten da?"

Auch der alte Rechtsstreit um den Heiligenkreuzer Wald sollte in beschleunigteren Gang gebracht werden. Die Hoffnungen, welche die Gräfin darauf setzte, wurden zwar von keiner Seite bestärkt, desungeachtet fühlte sie sich als reiche Grundherrin und suchte Geldgeber zu gewinnen, die ihr auf ihre langjährigen und verjährten Ansprüche hin ein Kapital vorstrecken sollten. Es schlug fehl, aber ihre Zuversicht wurde nicht beeinträchtigt; sie vermochte es sogar über sich, schmutzige Lokalitäten zu betreten, um mit schmutzigen Persönlichkeiten zu verhandeln. „Sorge dich nicht, mein Engel," sprach sie zu Lätizia, „es wird alles gut werden. Zu Ostern schwimmen wir in Geld."

Lätizia sorgte sich keineswegs. Genießend strahlte sie. Jeder Tag war so voll von Glück und Lust, daß an das Morgen zu denken, insofern es nicht wieder mit Glück und Lust zusammenhing, ihr wie Undankbarkeit erschienen wäre. Das Leben schmiegte sich um sie, willig und schmückend wie ein schönes Kleid. Da ihr Inneres ohne Schatten war und ihr alle Menschen entgegenlächelten, glaubte sie, die Welt befände sich überhaupt in einem dauernden Zustand von Zufriedenheit, und was man bisweilen von Mißgeschick und Schmerz ver-

nahm, war wohl da, irgendwo war es da, aber bis es zu ihr gelangte, war es schon verklärt, war es schon eine Fülle, eine Frucht, ein Traum.

So las sie die Bücher ihrer Dichter, so hörte sie Musik, so ging sie auf Bälle, um zu tanzen, so plauderte sie, promenierte sie, so wurde ihr alles zum lieblichsten Spiegel und ungebundenen Spiel. Sie hatte Freiheit, denn sie gab sich selbst Freiheit. Sie hatte immer und für jeden Zeit, denn der Augenblick war ein großer Herr. Deshalb war sie entwaffnend unpünktlich, treulos mit einer Unschuld, daß sie der noch trösten mußte, dem sie treulos war. Ihre Angelegenheiten gingen den schlimmsten Weg; sie wußte nichts davon; sie brachte unter Männern eine Verwirrung ohnegleichen hervor; sie wußte nichts davon; wer ihr von Liebe sprach, bekam Liebe; sie taten ihr leid; warum nicht austeilen, wenn man Überfluß hatte? Sechs bis acht hitzige Bewerber konnten stets zur selben Zeit auf schwerwiegende Gunstbeweise pochen. Traf sie ein Vorwurf, so war sie verwundert und nicht selten den Tränen nahe wie jemand, dessen reine Absichten unbegreiflich verkannt werden.

Eines der Zwillinge erkrankte, und ein Arzt wurde berufen. Da sich sein Erscheinen verzögerte, ließ sie einen andern kommen; am nächsten Morgen hatte sie beide vergessen und alarmierte einen dritten, vielleicht nur, weil ihr sein Name im Telephonverzeichnis gefiel. Die Folge war Verwirrung. Es konnte auch geschehen, daß sie sich in einen der Herren Doktoren für die Dauer einiger Stunden verliebte, wodurch die Verwirrung nicht geringer wurde.

Für die Weihnachtswoche hatte sie drei Einladungen angenommen, nach Meran, nach Salzburg und nach Baireuth. Als es so weit war, erinnerte sie sich an keine mehr und sagte nirgends ab: Verwirrung.

Die Zofe entpuppte sich als Diebin; sie mußte sie wegschicken. Ein Dutzend junger Mädchen stellte sich vor; bei der letzten,

die ihr sympathisch war, vergaß sie, daß ihr bereits die erste sympathisch gewesen: Verwirrung.

Man erwartete sie zum Frühstück beim Intendanten. Sie kam zum Tee: Verwirrung. Man hatte eine Summe für die Bezahlung drückender Schulden beschafft. Sie lieh sie Stanislaus Rehmer, der arm wie eine Kirchenmaus war und seine Garderobe erneuern mußte: Verwirrung.

Aber die Verwirrung berührte sie mitnichten. Sie schritt hindurch, in festlich gehobener Laune, mit ihrem ein wenig lässigen Gang, dem zur Seite geneigten Haupt, den sanften rehbraunen Augen, der erwartungsvollen und entzückten Miene, in der auch eine kleine Pfiffigkeit verborgen war.

Unmöglich konnte Crammon dieses Treiben billigen. Hier wurde die Welt auf den Kopf gestellt und die Regel mit Füßen getreten. Mit sehr hübschen, sehr zierlichen Füßen allerdings, aber das Resultat war aufregend. Er murrte wie der Burbero bei Goldoni. Er sagte, es werde ein schlechtes Ende nehmen, er habe es nie anders erlebt, als daß Schlamperei ein schlechtes Ende genommen. Sein Entsetzen hatte Züge des Kleinbürgers, dessen Tugend verhöhnt wird. Fasziniert von dem Schauspiel einer halsbrecherischen Wanderung am Abgrund, das Lätizia ihm gab, verleugnete er die eigne Vergangenheit, wußte nichts mehr von seinen Torheiten und Abenteuern, seinem Freibeutertum, seiner Gefräßigkeit und seinen schlimmen Lüsten und was ihm noch täglich davon aufs Kerbholz zu schneiden war. Er notierte es nicht. Er murrte.

Eines Abends saß er mit der Gräfin allein bei der Tafel; Lätizia war im Konzert. Die Gräfin hatte etwas auf dem Herzen; sein Argwohn wurde wach. Sie war mild und legte ihm die besten Bissen vor. Sie sprach von dem baldigen Domizilwechsel, und daß sie sich mit Lätizia noch nicht habe einigen können, ob man Wiesbaden oder Berlin für die nächsten Monate wählen solle. Sie befragte Crammon um seine

Meinung; er erwiderte, da sei Gott vor, daß er sich in solchen Konflikt mische; er habe andre Pläne, und es verlange ihn nicht, Zeuge eines lärmenden Zusammenbruchs zu werden.

Da begann die Gräfin über die Geldbedrängnis zu jammern und wie lästig ihr die Ungeduld der Gläubiger sei; sie habe sich um des Kindes willen entschlossen, ihn, Crammon, um ein größeres Darlehn zu bitten. Sie könne jede gewünschte Sicherheit bieten, falls ihr Name, ihr Ruf, ihre Person nicht Sicherheit genug für ihn sei; das Beschämende des Ansuchens bleibe immerhin; nur der Gedanke, daß sie vor dem leiblichen Vater ihres Liebchens sitze, tröste sie in ihrer Pein.

Wirklich wurden ihre hochroten Pausbacken um eine Schattierung blasser, und in den vergißmeinnichtblauen Augen schimmerten Tränen.

Crammon legte Messer und Gabel auf das Tischtuch. „Sie verkennen mich, Gräfin,“ sagte er tartüffisch-betrübt, „Sie verkennen mich schwer. In meinem ganzen Leben habe ich kein Geld ausgeliehen, weder auf Zinsen noch auf Freundschaft, und nichts könnte mich bewegen, es je zu tun. Sie halten mich wahrscheinlich für wohlhabend. Das ist ein Irrtum, ein erstaunlicher Irrtum, Gräfin. Wenn ich diesen Eindruck hervorrufe, dürfen Sie doch daraufhin nicht urteilen. Ich habe zu sparen verstanden, weiter nichts. Ich war vorsichtig in der Wahl meines Umgangs, sowohl was Männer als auch was Frauen betrifft. Wurde ich von zwei Seiten zu Gast gebeten, von einer östlichen begüterten und von einer westlichen, in diesem Punkt zweifelhaften, so entschied ich mich ohne Besinnen für die östliche. Das enthob mich aller Skrupel und aller Reue. Was ich mein eigen nenne, ist ein kleines Gütchen in Mähren, unerheblich an Ertrag: ein bißchen Kornfrucht, ein bißchen Obst; ferner ein altes baufälliges Haus in Wien mit ein paar wurmstichigen Möbeln, die von zwei seltenen Perlen des weiblichen Geschlechtes instand gehalten werden. Niemand, Gräfin, ist je auf den sonderbaren

Einfall gekommen, mich um Geld anzugehen, niemand, ich versichere es Ihnen."

Die Gräfin stützte traurig den Kopf in die Hand.

„Ich würde mir auch im vorliegenden Fall ein Gewissen daraus machen, selbst wenn ich Ihr Begehren erfüllen könnte," fuhr Crammon düster fort; „ich würde mirs nie verzeihen, den Kassenschrank des Unsinns abgegeben zu haben, der da verübt wird, den Finanzminister dieser kapitalistischen Ausschweifungen. Nein, nein, Gräfin, reden wir von erquicklicheren Sachen."

Um Mitternacht, er war noch auf, klopfte es an Crammons Zimmertür, und Lätizia trat ein. Sie setzte sich an seine Seite und sagte mit ihrem großen, sanften Blick: „Daß du das Tantchen so schlecht behandelt hast, Bernhard, muß ich dir verübeln. Das lass ich nicht auf dir sitzen und auf mir auch nicht. Bist du denn schäbig? Bernhard, du bist doch um Gottes willen nicht schäbig! Sieh mir in die Augen und behaupte, ob du es sein kannst. Wahrhaftig, ich würde dich verstoßen."

Sie lachte, sie umschlang seinen Hals, sie zupfte ihn an den Haaren, sie küßte seine Nasenspitze, kurz, sie war so mutwillig und so unwiderstehlich, daß Crammons eherne Prinzipien verhängnisvoll erschüttert wurden. Er widerrief seine Weigerung und versprach, Lätizias Schulden zu bezahlen.

Noch einmal wirkte Frauenhauch und Frauenwort, spät und schmerzlich-süß, doch war man nicht mehr Räuber, sondern Opfer. Man hatte einzustehen, man hatte zu verzichten; man biß nicht mehr in die saftige Birne, man wurde selber als Birne verzehrt.

Lätizia entschloß sich, nach Berlin zu gehen, und Crammon erklärte sich nach einigem vergeblichen Widerspruch bereit, sie zu begleiten.

Johanna saß in ihren Mantel gehüllt, trotzdem es im Zimmer warm war.

Amadeus Voß erzählte: „Ich weiß von einem heiligen Priester, der im siebzehnten Jahrhundert in Frankreich lebte, Louis Gaufridy war sein Name. Damals glaubte das Volk noch an Magie und Hexenkünste, und das war gut, denn es hatte damit ein Gegengift gegen gottlose Begierden. Heute glauben die Erlesenen wieder an die Magie, und sie bannen damit den Götzen, der sich Wissenschaft nennt. Louis Gaufridy galt für den frömmsten Mann seiner Zeit, auch seine Feinde bestritten es nicht. In einem Kloster, wo er die Beichte abnahm, war eine Nonne, Magdalene de la Palud; diese hatte sich in ihrer Phantasie des Heilands wie eines fleischlichen Geschöpfs bemächtigt; mit dem Bild des Heilands hatte sie gebuhlt, sagen die Chroniken. Es stand in ihrem verstörten Auge, und der Priester Gaufridy erkannte es und wollte sie durch die Beichte befreien. Aber die Dämonen verschlossen ihren Mund und vermauerten ihr Herz. Und sie wurde von ihnen besessen, die Teufel Asmodi und Leviathan redeten aus ihr, sie hatte unzüchtige Gesichte, sie, die bisher keusch gelebt hatte, und klagte den Priester an, er habe zauberische Schändlichkeiten an ihr verübt. Gaufridy wurde verhaftet und peinlich verhört und mit Magdalene konfrontiert. Er schwur bei Gott und den Heiligen, daß er falsch angeschuldigt sei, doch die Nonne beteuerte aus ihren Visionen heraus, daß er der Fürst der Zauberer sei und daß er sie in der Beichte mißbraucht und ihre Seele vergiftet habe. Vor den Richtern flehte er Magdalene an, von ihrem Wahn zu lassen und die Wahrheit zu bekennen; aber sie hatte keine Wahrheit mehr; außer sich rief sie ihm entgegen, er habe sich der Hölle mit Blut verschrieben und sie gezwungen, das gleiche zu tun. Daraufhin wurde er nochmals grau-

sam gefoltert und auf dem Dominikanerplatz in Aix lebendig verbrannt."

Johanna lächelte gequält.

„Das ist die Geschichte von Magdalene de la Palud," sagte Voß; „die tiefe Geschichte vom himmlischen und irdischen Eros und von der Fata Morgana der Sinne. Wer war schuldig? Magdalene, weil sie sich am Bild des Heilands vergangen und es mit ihren lüsternen Gedanken befleckt, oder Gaufridy, weil er sie in den Zwiespalt mit sich selbst gestürzt hatte und Fleisch vom Geiste lösen wollte? Dafür mußte er leiden, dafür muß jeder leiden. Aber was ich spüre und worauf auch eine Andeutung in einer überlieferten Schrift schließen läßt, ist, daß den frommen Mönch eine geheimnisvolle und furchtbare Liebe zu Magdalene de la Palud ergriff, als sie ihn auf die Folter stieß, und daß diese Liebe sogar den Schmerz des Feuertodes für ihn linderte. In jeder Menschenbrust entsteht nur einmal Liebe und nur zu einem Wesen. Alles andre ist Mißverständnis und fruchtloser Wiederbelebungsversuch. Es führt zur Lüge, es führt zur Folter."

Johanna lächelte gequält.

„Ich bin gestern mit einer Dirne gegangen," sagte Voß plötzlich und sah stier in die Luft.

Johanna rührte sich nicht.

„Es ist ein altes Grauen, das mich zu den Dirnen zieht," fuhr er tonlos fort. „Wenn ich manchmal mutterseelenallein, halb krank vor Sehnsucht, ohne Geld in der Tasche durch die Gassen schlenderte, sah ich ihnen nach und beneidete die Menschen, die mit ihnen gehen konnten. Es ist ein altes Gefühl und sitzt sehr tief. Ich kann nicht davon loskommen, jetzt schon gar nicht, wo ich im Finstern irre und der Boden weicht. Da nun Christus im Fleische gelitten, so wappnet auch ihr euch mit dem nämlichen Sinne, heißt es, denn wer im Fleische leidet, stehet von der Sünde ab."

„Du sprichst," sagte Johanna und stand auf. „Hätt ich sprechen gelernt, so könnt ich dir auch sagen, was du tust."

„Ich leide im Fleische," antwortete er, und sein Blick brannte auf ihr.

Sie ging ein paarmal durch das Zimmer. Sie haßte ihren Schritt, ihr Sehen, Hören und Denken. Sie hatte ein so hinglühendes Verlangen nach Menschennähe, einer freundlichen Hand, einem menschlichen Wort, daß sie sich, wozu es sie trieb, nicht einmal zu gestehen wagte. Es schwebte ihr nur dunkel vor, daß sie in jenem Hinterzimmer in der Stolpischen Straße saß, um auf Christian zu warten, stundenlang, nächtelang, gleichgültig wie lange, zu warten, nichts andres, und da zu sein, wenn er kam, und außen zu lächeln und inwendig zu weinen, man hatte das ja in der Übung, ohne Zweck, ohne Aussprache, ohne Geständnisse, ohne Klagen, wie es unter erzogenen Leuten Brauch war, die ihre Angelegenheiten in der Stille und mit sich allein abmachten; ohne andern Sinn, als da zu sein und die Gefriertemperatur des Herzens um ein paar Grade zu erhöhen.

Aber es war so verbrecherisch und so dumm: etwas zu wollen, zu planen, zu unternehmen, von irgendwoher etwas zu erhoffen, ein leeres Beginnen, wie das des Vogels, der nach gemalten Körnern pickt.

„Du erwähntest neulich, daß du die Miete nicht zahlen kannst, erlaube, daß ich dir aushelfe," sagte sie in ihrer kargen, spitzen Art und legte mit einer Gebärde aus der Schulter heraus einige Geldstücke auf den Tisch. „Sprich nicht, ich bitte dich, diesmal sprich nicht."

Er schaute sie verzehrend an und lachte höhnisch.

Sie blieb stehen wie eine Bildsäule, und er wollte sie küssen. Sie duldete es wie eine, der man ein Messer an die Kehle setzt.

Als sie in die Stolpische Straße kam, war es sieben Uhr abends. Christian war nicht zu Hause, und sie wartete.

Sie zündete die Lampe an, setzte sich an den Tisch und wartete, unbeweglich vor sich hinschauend. Nach einer Weile, da die Kälte des ungeheizten Raums unter den Mantel und die Kleider kroch, erhob sie sich und wanderte auf und ab. Manchmal betastete sie Gegenstände, ein Notizbuch, das verstaubte Tintenfaß, die kalten Ofenkacheln. Sie ließ die Rollgardinen herunter und sah die einfältigen Bildereien an, mit denen sie bedruckt waren.

Wieder wie damals hörte sie das Haus. Es raunte; es umdrängte sie, ein Schicksal.

Da wurde an die Tür gepocht, in raschen, heftigen Schlägen. Sie erschrak, ging hin und machte auf. Ein Knabe stand vor ihr. Der Anblick, den er bot, machte sie schaudern. Seine Kleider waren von oben bis unten mit Kot bespritzt, ja, an einzelnen Stellen, an den Knien und an der Brust, bildete der Kot eine dicke Kruste. Er war ohne Kopfbedeckung; pechschwarze Haare hingen wirr um den Schädel; auch sie starrten von Kot. Das Gesicht war weiß, so vollkommen weiß, wie es Johanna nie gesehen hatte; kein Tropfen Blut schien unter der Haut zu fließen.

Auf dem linken Fuß hinkend trat er an Johanna vorbei ins Zimmer. Seine Bewegungen waren traumhaft mechanisch; der Willensantrieb lag geraume Zeit hinter der Handlung.

„Ich bin Michael Hofmann," sagte er, und seine Zähne klapperten.

Johanna kannte ihn nicht und wußte nichts von ihm. Sie glaubte es mit einem Irrsinnigen zu tun zu haben. Aus Furcht entfernte sie sich nicht von der Schwelle. Sie war jeden Augenblick gewärtig, daß er sich auf sie stürzen würde, und horchte nach Schritten vom Flur oder vom Hof. Sie wollte flüchten,

hatte aber Angst, sich zu bewegen. Als der Knabe in den Lichtkreis der Lampe kam, entschlüpfte ihr ein mit einem Seufzer abbrechender Aufschrei, so gräßlich war der Ausdruck in seinen Augen.

Er stockte. Er schaute sich um. Er suchte offenbar Christian Wahnschaffe. Im Schauen vergaß er das Suchen wieder; der Blick verlor sich. Er griff nach einer Stuhllehne. Erschöpfung schien ihn zu befallen; indem er sich auf den Stuhl setzen wollte, wirbelte es ihn halb um seine Achse, und hätte er nicht die Lehne krampfhaft gepackt, so wäre er niedergebrochen. Nun sah Johanna, daß es kein Irrsinniger war, auch kein Betrunkener. Es war ein Mensch, dem ein unfaßbar entsetzliches Geschehnis die Besinnung, die Kraft, die Sprache und den Blick geraubt hatte. Nicht bloß das Schlottern der Glieder und das steinweiße Gesicht verkündeten es, die Atmosphäre um ihn verriet es.

Sie schloß leise die Tür. Sie näherte sich zaghaft dem Stuhl, auf dem er wie festgekeilt saß. Sie wagte keine Frage. An der Lippe nagend, unterdrückte sie ein heiß aufschießendes Gefühl. Sie fühlte sich zusammenschrumpfen, sie wurde sich ganz dünn und schmal, sie hatte das Recht zu atmen vor sich verwirkt.

Jede Sekunde, die verstrich, vermehrte ihre unsägliche Bestürzung. Die Beine wankten ihr; sie setzte sich abseits. Der Knabe kehrte ihr den Rücken, und sie gewahrte, daß sein Körper zu zucken anfing. Es war an den Rockfalten und den herabhängenden Armen merkbar und dauerte ohne Pause konvulsivisch an. Die Hilflosigkeit, in der sie sich dem unbekannt Schauerlichen gegenüber befand, erregte physischen Schmerz, trieb zur Selbstbeschimpfung und Selbstverhöhnung. Ihre Seele war in Schwärze getaucht, zerfasert und zerstäubt. Während sie so litt, kam eine Begierde über sie, eine trotzige, mit Zweifeln ringende, an einen letzten Halt sich klammernde Begierde: zu erfahren, wie Christian dieses Fürchterliche auf-

nehmen würde, in das er allem Anschein nach verstrickt war; ob er es abtun würde mit seiner Glätte, ob es zerschellen würde an seiner Undurchdringlichkeit, die sie kannte, an der auch sie zerschellt war mit ihrem Leben und Schicksal; oder ob er der andere war, der Umgewandelte, der Unzweideutige, der das Wunder an sich vollbracht und Menschen damit hingerissen hatte, nur sie nicht, weil sie nicht glaubte, nicht glauben konnte, aus Scham nicht, aus Verzweiflung nicht, aus Verlassenheit nicht, aus Kränkung nicht. Gab es das, war es so, stimmte die Probe aufs Exempel, dann brauchte sie sich ferner nicht zu quälen. Was bedeutete dann einer Johanna Schöntag kleiner Kummer noch? Dann mußte sie sich bescheiden und eines Rufes gewärtig sein. Welchen Rufes, das wußte sie nicht.

Und sie wartete, den schlanken Hals reckend wie ein durstiges Tier.

27

Das „Nein, Niemals, Nimmermehr" hatte Christian sinnlos umhergetrieben. An diesem Tag vergaß er Karen in ihrer Todeskrankheit.

Als er gegen Abend in die Stolpische Straße kam, regnete es. Trotzdem standen vor den Häusern Leute in Gruppen. Ein ungewöhnliches Ereignis hatte sie aus den Stuben gelockt.

Er war ohne Schirm und naß bis auf die Haut. Auch unterm Tor standen Menschen, Bewohner des Hauses. Sie flüsterten aufgeregt. Ihn gewahrend, schwiegen sie, wichen zur Seite und ließen ihn passieren.

Ihre Gesichter flößten ihm Schrecken ein. Er schaute sie an. Sie schwiegen. Der Schrecken legte sich, ein Stück Eis, auf seine Brust.

Er ging weiter. Er wollte in Karens Wohnung hinauf, besann sich aber vor der Treppe und lenkte seine Schritte zum

Hof. Er wünschte in seinem Zimmer eine Weile allein zu sein. Einige Leute folgten ihm, darunter die Frau des Gisevius und deren Sohn, ein junger Mensch mit dem stark ausgeprägten Klassenbewußtsein des organisierten Arbeiters im Wesen.

Christian bemerkte nicht einmal, daß die Fenster seiner Stube erleuchtet waren. Er schob sich an der Mauer hin, naß am Leibe. Die Tür öffnend, sah er Johanna und den Knaben. Er erkannte Michael Hofmann noch nicht, da er abgewandt von ihm saß. Johanna nickte er überrascht zu. Der funkelnd gespannte Blick, den sie auf ihn heftete, machte ihn stutzig. Zum Tisch tretend, erkannte er Michael Hofmann. Er wurde bleich und mußte sich an der Kante festhalten.

Die Tür war noch offen, und im trüben Licht der Flurlampe drängten sich vor der Schwelle die fünf oder sechs Menschen, die ihm gefolgt waren, nicht in aufdringlicher Absicht, sondern weil sie von Gerüchten beunruhigt waren und erwarteten, daß er ihnen Auskunft geben könne.

Christian legte dem Knaben die Hand auf die Schulter. „Wo warst du, Michael?“ fragte er; „wo kommst du her?“

Der Knabe verharrte in lautloser Starrheit.

„Wo ist Ruth?“ fragte Christian mit einer gewaltsamen Anstrengung.

Da erhob sich Michael. Seine Augen waren unnatürlich weit aufgerissen. Er machte mit beiden Armen eine ausholende, deutende Bewegung. Das Entsetzen schüttelte ihn dermaßen, daß ein gurgelnder Ton, der aus seiner Kehle drang, wie bei Schlingbeschwerden, erstickt wurde. Plötzlich wankte er, taumelte und fiel um wie ein Stück Holz. Er lag auf dem Boden.

Christian kniete nieder. Er umfing ihn. Er hob ihn mit den Armen ein wenig empor; er schloß die kotbedeckte, von Zittern durchschüttelte Gestalt dicht in seine Arme; er beugte das Gesicht herab und erfuhr Unerhörtes aus dem flehend, grausend, durch finstere Tiefen zu ihm herauflangenden Blick. Er preßte den Körper Michaels inbrünstig an den seinen, der naß

war und dessen Nässe er nicht mehr spürte; er riß ihn zu sich; er riß ihn in sich hinein, als wäre seine Brust ein Behälter und ein Schutz, und der Knabe umklammerte nun auch ihn mit den Armen, seine kataleptische Erstarrung lockerte sich; ein furchtbares, dem Heulen in einem unterirdischen Rohr ähnliches Schluchzen brach aus dem zu einem Skelett abgemagerten Leibe.

Er mußte wissen. So zerstört werden konnte nur ein Mensch, der Wissen hatte.

Und Christian küßte das steinbleiche, schmutzige, tränenüberströmte Gesicht.

Johanna sah es; auch die schüchtern vor der Tür stehenden Leute sahen es.

Inquisition

I

Edgar Lorm war daran gewöhnt, ohne Judith zu essen; so fand er es auch heute nicht auffallend, daß sie noch nicht heimgekommen war, und setzte sich allein zu Tisch.

Es wurde aufgetragen: ein Hummer, Kalbsbrust mit Salat und dreierlei Gemüsen, Fasan mit Kompott, ein gefüllter Pfannkuchen, Käse und Ananas. Hierzu trank er zwei Gläser roten Bordeaux und eine Flasche Sekt.

Täglich verzehrte er diese überreiche Mahlzeit mit dem Appetit eines Riesen und dem philosophischen Entzücken des Feinschmeckers.

Als er zum Mokka die schwere Havannazigarre anzündete, hörte er Judiths Stimme. Gleich darauf stürzte sie verstört herein.

„Was ist geschehen, Kind?" fragte er.

„Fürchterlich," stieß sie hervor und sank auf einen Stuhl.

Lorm erhob sich. „Was ist geschehen, Kind?"

Sie keuchte: „Seit ein paar Tagen fühle ich mich nicht wohl. Der Arzt hat mich untersucht und für schwanger erklärt."

In Lorms Augen leuchtete es auf. „Ich kann nicht finden, daß es ein solches Unglück wäre," sagte er, bemüht, seine freudige Überraschung zu verbergen; „im Gegenteil, mir erschiene es als ein Segen. Ich hätte es kaum zu hoffen gewagt. Wahrhaftig, Frau, ich wüßte nicht, was ich dafür zu tun imstande wäre!"

Mit funkelnden Blicken antwortete Judith: „Es wird nie und nimmer sein, nie und nimmer! Unsre Abmachung will

ich dir nicht ins Gedächtnis rufen; ich will dir auch nicht die Schuld zuschieben, wenn das Schreckliche bereits eingetreten ist; ich kann es ja noch nicht glauben; ich käme mir wie verhext vor; aber wenn du auf Nachgiebigkeit von meiner Seite rechnest, oder auf weibliche Schwäche, auf das Erwachen gewisser sogenannter Instinkte, so täuschst du dich; es wird nie und nimmer sein. Mein Körper bleibt, was er ist; mein Körper bleibt mir. Ich habe keine Lust, ihn zerstücken zu lassen. Er ist das einzige, was ich noch besitze. Ich will ihn nicht teilen. Ich will nicht, daß ein fremdes Tier aus ihm kriecht. Ich will nicht in neun Monaten um neun Jahre älter werden. Ich will nicht mich oder dich affenhaft wiederholt sehen. Es wird nie und nimmer sein. Mir graust davor. Gib acht, daß mir nicht auch vor dir graust, wenn dir gerade das eine Wonne ist, was ich verabscheue."

Lorm reckte sich ein wenig, sah sie erstaunt an und schwieg.

Sie ging in ihr Schlafzimmer und sperrte sich ein. Lorm erteilte Weisung, daß man niemand vorlasse, begab sich in die Bibliothek und las bis gegen acht Uhr in einer Schrift über die Bewegungen der Fixsterne. Oft hob sich der Blick aus dem Buch, nicht beschäftigt mit den astralen Geheimnissen, sondern mit sehr irdischen und vielleicht sehr traurigen Dingen. Er stand auf, um an die Tür von Judiths Zimmer zu gehen. Er lauschte und pochte. Judith antwortete nicht. Er kehrte um, aber nach einer halben Stunde kam er wieder, pochte wieder. Sie kannte seine bescheidene Art, um Einlaß zu bitten. Sie antwortete nicht. Die Tür blieb versperrt.

Immer nach Verlauf einer halben Stunde, während welcher er über die Bewegungen der Fixsterne las, kam er wieder und pochte. Er rief ihren Namen. Er sagte, sie möge Vertrauen zu ihm haben und ihn anhören. Um nicht die Aufmerksamkeit der Dienstleute zu erregen, redete er mit gedämpfter Stimme. Er sagte, sie möge ihm seine voreilige Freude nicht verübeln; er sehe seinen Irrtum ein und beklage ihn, nur solle sie ihn

hören. Er versprach ihr Geschenke: einen antiken Leuchter, ein Service aus der Königlichen Manufaktur, ein Kleid von Worth; umsonst. Sie antwortete nicht.

Drei Tage verflossen. Eine drückende Stimmung lag auf dem Hauswesen. Lorm schlich durch die Räume wie ein schüchterner Gast. Er demütigte sich so weit, daß er der Hausdame, die allein Zutritt bei seiner Frau hatte und ihr die Speisen brachte, einen Brief für Judith in die Hand drückte. Sie kehrte achselzuckend zurück. Und des Nachts: wieder und wieder rief er sie an, näherte seinen Mund dem Holz der Tür und flehte; keine zornige Regung war in ihm, keine Versuchung, die Faust zu ballen und die Tür zu sprengen. Judith wußte dies. Sie schlug den Fisch.

Sie wußte, was sie wagen durfte. Und sie schlug den Fisch.

Dieser Mann, das Ziel der Bewunderung eines ganzen Volkes, verwöhnt durch Ruhm, durch die Freundschaft der Besten, durch Schicksalsgunst und alle Annehmlichkeiten des Daseins, mit gefürchteter Laune, einem Zucken seiner Brauen selbst über Widerwillige herrschend, er ertrug es nicht bloß, von einer Frau mißhandelt zu werden, die er nach langer Einsamkeit und langem Zaudern zu seiner Lebensgefährtin erwählt hatte, er nahm die Erniedrigung und Beleidigung wie eine Schuldenlast auf sich; ja, er schien danach zu verlangen, müde von Ruhm, Anerkennung, Freundschaft, Gelingen und Herrschen, Ausgleich und Kasteiung suchend, Wollust des Schmerzes und der Umkehrung.

Am dritten Abend wurde er, ziemlich spät noch, von Wolfgang Wahnschaffe telephonisch angerufen. Das Zerwürfnis zwischen Judith und Wolfgang, das seit seinem ersten Besuch bestand, erlaubte Wolfgang nicht, das Haus der Schwester zu betreten.

Er ersuchte Lorm um eine Unterredung an einem neutralen Ort. Der Anlaß, sagte er, sei zwingend. Lorm wollte Genaueres wissen; die in erregtem und bitterem Ton gegebene Ant-

wort war, es handle sich um Christian, es handle sich um ein gemeinsames Vorgehen, um Beschlußfassung, um Verständigung, um Schutzmaßregeln; Gefahr sei von der Familie abzuwenden, haarsträubender Affront sei geschehen.

Hier unterbrach Lorm: „Ich vermute, daß meine Frau in den Angelegenheiten ihres Bruders Christian unzugänglich ist; und ich? Was sollte ich dabei tun? Ich bin durchaus Fremdling.“ Auf erneutes Drängen versprach er, sich zur Mittagsstunde des andern Tages in einem Restaurant an der Potsdamer Straße einzufinden.

Kaum hatte er das Höhrrohr niedergelegt, so trat Judith ein, in dunkelgrünem Sammetschlafrock mit Pelzbesatz und langer Schleppe, sorgfältig frisiert, ein heiteres Lächeln auf den Lippen, Lorm beide Hände entgegenstreckend.

Er nahm beide Hände und küßte beide, beglückt.

Sie schlang ihm die Arme um den Hals und sagte, den Mund an seinem Ohr: „Es ist alles wieder gut. Der Doktor ist ein Esel; ich habe dir unrecht getan. Es ist alles wieder gut, sei du auch wieder gut.“

„Wenn du nur gut bist,“ erwiderte Lorm, „das übrige ist nicht von Belang.“

Sie schmiegte sich dichter an ihn und schmeichelte mit Augen, Mund und Hand: „Und was ists mit dem antiken Leuchter? Bekomme ich den? Und das Kleid von Worth? Wirst du mirs kaufen? Und das Porzellanservice, bekomme ich es?“

Lorm lachte. „Dafür, daß du mir unrecht getan hast, wie du zugibst, ist der Versöhnungspreis ein wenig hoch,“ spottete er, „aber sorge dich nicht, du sollst alles haben.“

Er hauchte einen Kuß auf ihre Stirn; in dieser unsinnlichen Zärtlichkeit lag endgültiges Erlahmen gegen sie, gegen die Menschen, gegen die Welt. Es wurde immer stärker, von Tag zu Tag merklicher und hatte Züge einer Krankheit des Herzens.

2

Ein Bericht, gleichlautend in allen Zeitungen, hatte die erste Kunde von dem Mord gegeben:

Gestern um die sechste Abendstunde entdeckten ein Werkführer und ein Arbeiter der Brennerschen Fabrik in einem Schuppen an der Bornholmer Straße eine Mädchenleiche ohne Kopf. Der mit Stricken verschnürte und unnatürlich zusammengebogene Körper war zwischen Balken, Brettern, Leitern, Karren und Gerümpel dermaßen eingezwängt, daß die sofort herbeigerufenen behördlichen Funktionäre Mühe hatten, den grausigen Fund ins Freie zu befördern. Die Nachricht hatte sich unterdessen in den angrenzenden Straßen verbreitet, und ein mit wachsender Bestimmtheit auftretendes Gerücht bezeichnete die in der Stolpischen Straße wohnende sechzehnjährige Ruth Hofmann als die Ermordete. Sie war seit einigen Tagen abgängig und bei der Polizei als vermißt gemeldet worden. Die Vermutung, daß sie dem mit beispielloser Bestialität ausgeführten Verbrechen zum Opfer gefallen ist, wurde wenige Stunden später zur Gewißheit erhoben, denn ein Maurerweib fand in der Mörtelgrube einer Baustelle der Bellermannstraße einen abgeschnittenen Kopf, der, wie sich ergab, zu der Leiche gehörte und von verschiedenen Bewohnern des Hauses Stolpische Straße als der Kopf der Ruth Hofmann agnoszierte wurde. Der Körper war nur noch mit Halbstiefeln und Strümpfen bekleidet, sonst vollständig nackt, und wies Verstümmlungen auf, die mit Sicherheit auf einen Lustmord schließen lassen. Von dem Täter fehlt vorläufig jede Spur, aber die Nachforschungen werden mit Umsicht und Energie betrieben, und es ist lebhaft zu wünschen, daß der entmenschte Unhold alsbald der Gerechtigkeit überantwortet werde.

bei einem Streit wegen des Lohns seinem Brotherrn die Faust unter die Nase gehalten, hatte jener geäußert: der wird am Galgen enden. Als er der Pastorin in Friesoyte das silberne Kettchen aus dem Sekretär stibitzt und die Witwe Engelschall das entwendete Gut zurückgebracht, hatte es geheißen: der wird am Galgen enden.

Man mußte sich nur erinnern. Seine erste Geliebte, die dicke Lola aus der Köpenicker Straße, hatte er zuschanden geprügelt, weil sie bei der Quadrille in Halensee einem Postgehilfen zugewinkt; als sie sich wimmernd auf der Erde gewunden und in ihrer Verzweiflung geschrien hatte: „Solchen Teufel gibts auf der weiten Welt nicht mehr," hatte die Witwe Engelschall dem Wüterich ins Gewissen geredet und zu ihm gesagt: „Mensch, werde doch 'n bißchen gemütlich." Aber er wurde nicht gemütlich. Gleich bei seiner zweiten Flamme passierte es, als sie in Umständen war, daß er sie zwang, sich von einem schlechten Weib behandeln zu lassen, mit dem er in gewissen Beziehungen stand, und daß das Mädchen daran starb. Nachher höhnte er noch über die Dummheit der Frauenzimmer, die keine Sache anständig besorgen könnten, das Kinderkriegen nicht und das Kinderabmurksen nicht. Glücklicherweise hatte niemand als die Witwe Engelschall die Worte gehört, und wieder hatte sie ihn beschworen: „Mensch, so werde doch 'n bißchen gemütlich."

Im Grund bewunderte die Witwe Engelschall diese Eigenschaften. Mit dem war nicht gut Kirschen essen; der stellte seinen Mann; der führte sie alle an der Nase herum. Wenn er nur nicht immer eine so kindische Wut gegen unschuldiges Material bezeigt hätte; was das bloß kostete! Wollte das Feuer nicht brennen, riß er die Ofentür aus den Angeln; ging die Uhr mal falsch, schmiß er sie auf den Boden, daß sie zerschellte; war das Fleisch nicht gar gekocht, hieb er mit dem Messer in der Faust den Teller in Stücke; saß der Schlips beim Maschenknüpfen nicht aufs erste, riß er ihn in Fetzen

und das Vorhemd oft dazu. Dann meckerte er wieder, und man mußte ein Gesicht machen, als freue es einen. Schlimm wurde es erst, wenn er merkte, daß es einen verdroß; da schonte er nichts; was ihm unter die Finger geriet, wurde hin.

Wovon er nur in normalen Zeiten lebte, wenn ihm kein außergewöhnlicher Fang gelungen war; ein Rätsel. Beständig in Saus und Braus, beständig die Taschen voll Zaster und die Spendierhose an. Er arbeitete ja, manchmal vier Tage in der Woche, manchmal fünf; sein Handwerk hatte er inne, sie nahmen ihn überall gern, und er brachte in einem Tag fertig, was andre in dreien nicht schafften. Aber meistens machte er vom Montag bis zum Sonnabend blau und trieb sich an gottverbotenen Orten herum, mit Lumpen und Menschern.

Vieles wußte die Witwe Engelschall von ihm; vieles wußte sie aber nicht. Seine Wege waren heimlich. Befragte man ihn und er gab Bescheid, so war man um nichts klüger. Er braute immer was, er plante immer was. All dies nötigte der Witwe Engelschall tiefen Respekt ab. Es war Blut von ihrem Blut und Geist von ihrem Geist. Die Sorge freilich war groß. In letzter Zeit weissagten die Karten mit Beharrlichkeit Übles.

Da zauderte sie nun voller Furcht. Der fahle gelbe Schädel auf dem zerdrückten Kissen von grobem Barchent wirkte lähmend. Die kugelige Fleischmasse ihres Halses schlotterte, als sie sich endlich bückte und nach Rock und Weste griff, die unter einem Stuhl lagen. Sie kehrte sich ein wenig ab, um ihre Hantierung zu verbergen; plötzlich fühlte sie sich an der Schulter gepackt und stieß einen Schrei aus.

Niels Heinrich hatte sich lautlos erhoben. Im Hemd stand er da, bohrte den gelblodernden Blick in ihr Gesicht. „Alte Kanallje, was treibst du?“ fragte er mit ruhigem Ingrimm. Sie ließ die Kleidungsstücke fallen und wich bebend zurück. „Hinaus!“ rief er und streckte den Arm gegen die Tür.

Er sah schreckenerregend aus. Das Wort erstarb der Witwe Engelschall auf der Zunge. Mit wankenden Knien entfernte sie sich.

Im Vorplatz wartete Isolde Schirmacher noch. Sie fing an zu weinen, als sie sich ihres Auftrags entledigte, die Witwe Engelschall möge sofort in die Stolpische Straße kommen. Karen gehe es schlecht, sie liege im Sterben.

Die Witwe Engelschall zeigte sich ungläubig. „Im Sterben? Nanu, so geschwind stirbt man nicht. Schönen Gruß, und ich komme. In ner Stunde bin ich dort."

4

Ein weiterer Bericht in den Zeitungen lautete:

Das Dunkel, welches über dem an der jugendlichen Ruth Hofmann verübten Mord schwebte, beginnt sich zu erhellen. Das Publikum wird die Kunde mit Genugtuung begrüßen, daß die Anstrengungen der Polizei zur Verhaftung des mutmaßlichen Mörders geführt haben. Es ist dies der zwanzigjährige Joachim Heinzen, wohnhaft Czernikauer Straße, ein übelbeleumundetes und dem Anschein nach geistig nicht ganz zurechnungsfähiges Individuum. Schon vor der Entdeckung der Untat hatte er durch sein Benehmen die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt; in den letzten Tagen haben sich die Verdachtsgründe derart verdichtet, daß man zu seiner Festnahme schreiten konnte. Als ihm der Polizeibeamte das Verbrechen auf den Kopf zusagte, brach er zusammen, gebärdete sich aber dann so renitent, daß man Mühe hatte, seiner Herr zu werden. In Gewahrsam verbracht, legte er ein umfassendes Geständnis ab, doch als er das Protokoll unterzeichnen sollte, nahm er alles wieder zurück und leugnete mit Verbissenheit. In seinem Wesen wechselt vertierter Stumpfsinn mit Zerknirschung und Angst. Ein Zweifel darüber, daß man es mit dem Schuldigen

wirklich zu tun hat, kann wohl kaum bestehen. Das erste Verhör vor dem mit dem Kriminalfall betrauten Untersuchungsrichter wird im Laufe des heutigen Tages stattfinden. Die Bewohner des Hauses Stolpische Straße sind sämtlich vernommen worden, darunter eine Persönlichkeit, deren Existenz dortselbst ein interessantes Streiflicht auf eine vielbesprochene Affäre wirft, die eine der angesehensten Familien unsrer Großindustrie betrifft.

5

Die Andeutung in dem letzten Satz der Zeitungsmeldung wirbelte Staub auf. Der rücksichtsvoll verschwiegene Name kam in der Leute Mund, man wußte nicht recht wie. Das Gerede gelangte zu Wolfgang Wahnschaffe. Kollegen fragten ihn befremdet, was sein Bruder mit dem Mord an dem Judenmädchen zu schaffen habe. Sogar sein Kanzleichef im Auswärtigen Amt stellte ihn und hatte dabei eine Miene, die ihn vor Scham erbleichen machte.

Er schrieb an den Vater. „Ich komme mir vor wie ein friedlicher Spaziergänger, der den hinterlistigen Anfällen eines Wahnsinnigen ausgesetzt ist. Du weißt sehr wohl, lieber Vater, daß bei der Laufbahn, die ich eingeschlagen habe, makelloser Ruf Bedingung ist; wenn dieser Ruf jederzeit von einem entgleisten und seine Herkunft verleugnenden Menschen, der unglücklicherweise den Namen der Familie trägt, befleckt, dieser Name dem öffentlichen Unwillen preisgegeben werden kann, so ist meiner Ansicht nach kein Mittel zu schroff, mit dem man sich dagegen schützt. Wir hatten Geduld; ich war viel zu lange das bescheidene Flämmchen neben dem strahlenden, und wie sich jetzt erweist, trügerischen Feuerwerk Christian; wo mein Lebensglück auf dem Spiel steht, meine und meines Hauses Ehre sogar, wäre es unverzeihliche Schwäche von mir,

wollte ich allem, was da geschieht und in Zukunft noch zu befürchten ist, mit verschränkten Armen zusehen. Das ist auch die Meinung meiner Freunde und jedes vernünftig Denkenden. Ein energischer Schritt ist notwendig, sonst kann ich mich auf dem Platz, den ich mir erobert habe, nicht behaupten, von den Unannehmlichkeiten, die uns außerdem noch bevorstehen, ganz zu schweigen. Bis ich deinen Bescheid erhalte, werde ich versuchen, mich mit Judith in Verbindung zu setzen und mich mit ihr zu beraten; obgleich sie in der schnödesten Form den Verkehr mit mir abgebrochen hat, ich kenne heute noch nicht den Grund, wird sie sich der Dringlichkeit der Sachlage beugen."

Der Geheimrat empfing den Brief nach einer Verhandlung mit einer Deputation streikender Arbeiter. Es dauerte eine Weile, ehe die Bestürzung, die er automatisch in ihm erregte, völlig in sein Bewußtsein trat. Unter andern Umständen hätte ihn der unkindliche, ja unverschämte Ton erzürnt; jetzt ging er darüber hinweg. Mit hastiger Hand schrieb er eine chiffrierte Depesche an Girke & Graurock.

Der Antwortbrief, mit Eilpost gesandt, erreichte ihn am nächsten Abend in seinem Würzburger Haus. Willibald Girke schrieb:

„Hochzuverehrender Herr Geheimrat! Trotzdem unsre Firma seit geraumer Zeit des Vergnügens beraubt war, in direktem Auftrag, wie vordem, für Ew. Hochwohlgeboren zu wirken, waren wir doch in der Zuversicht erneuerter Beziehung weitblickend genug, unsre Nachforschungen fortzusetzen und uns über alle Ihren Herrn Sohn angehenden Ereignisse eventuell auf eigne Kosten und Gefahr auf dem laufenden zu halten. Dank dieser geschäftlichen Großzügigkeit, die bei uns Maxime ist, sind wir in der glücklichen Lage, Ihre telegraphische Erkundigung mit der Präzision und Schnelligkeit zu erledigen, die der Moment erheischt.

Um sofort zum Kern unsres Rapports zu gelangen, der

Ermordung des jüdischen Mädchens, so können wir Ew. Hochwohlgeboren insofern beruhigen, als ein andrer Zusammenhang mit der Greueltat nicht besteht, als durch die lebhafte und in der ganzen Nachbarschaft vielbemerkte Freundschaft, die Ihren Herrn Sohn mit der Ermordeten verknüpft hatte. Es handelt sich lediglich um die Zeugenaussage, die ja später auch vor Gericht wird wiederholt werden müssen; das Peinliche daran ist leider unabwendbar. Wer Pech angreift, besudelt sich; sein Umgang mit niederem Volk mußte ihn in böse Geschichten, vielleicht in mancherlei Mitwissenschaft bringen. Nachgewiesen und zugestanden ist ein Besuch in der Wohnung des verhafteten Mörders Heinzen. Er war damals in Begleitung der Ruth Hofmann, und es soll sich bei dieser Gelegenheit ein skandalöser Auftritt abgespielt haben, in den der Bruder der Karen, Niels Heinrich, verwickelt war. Niels Heinrich Engelschall war ein Busenfreund des Joachim Heinzen; das Gericht hat ein scharfes Auge auf ihn, er ist bereits vernommen worden, und seine Aussage soll sehr belastend für den Mörder gewesen sein. Die Beziehung zu diesem Engelschall, obwohl nur locker und unverschuldet, ist es, die man Ihrem Herrn Sohn zum Vorwurf machen kann, und was sich daraus noch für Widrigkeiten ergeben mögen, ist vorläufig nicht abzusehen. Er hat von dem Menschen Arges zu gewärtigen.

Die Ruth Hofmann sah man fast täglich in Gesellschaft Ihres Herrn Sohnes. Die Hofmannsche Wohnung befand sich auf demselben Gang wie die der Karen Engelschall, wodurch die Häufigkeit des Beisammenseins erleichtert wurde. Es sitzt bereits eine neue Partei in dem Trakt, ein gewisser Stübbe mit Frau und drei kleinen Kindern, ein entsetzlich verwahrloster Trunkenbold, der jeden Abend Lärm macht und die Seinen dermaßen mißhandelt, daß Ihr Herr Sohn einige Male Gelegenheit nahm, dagegen einzuschreiten. Wir berühren dies nur, weil es deutlich zeigt, wie rasch in solchen Wand

an Wand stoßenden Quartieren sowohl Kameradschaften wie Mißhelligkeiten entstehen. Der frühere Insasse, der Agent David Hofmann, war allerdings ein friedlicher Mieter. Er muß in schlimmen Bedrängnissen gewesen sein, da er wenige Tage vor dem Mord nach Amerika gereist ist. Trotzdem ihm sogleich Telegramme nachgeschickt wurden, hat er bis jetzt kein Lebenszeichen von sich gegeben, und man vermutet, daß er aus irgendeinem Grund unter falschem Namen gefahren ist, denn die Passagierlisten der Schiffe, die in den letzten zwei Wochen ausgelaufen sind, enthalten seinen Namen nicht. Vielleicht ist er auch nach einem holländischen oder englischen Hafen gereist; die Behörde sucht dies zu ermitteln. Der Knabe, der Bruder der Ruth, war ebenfalls sechs Tage hindurch spurlos verschwunden; er tauchte erst an dem Abend, an welchem der Mord entdeckt wurde, wieder auf, und zwar in der Stube Ihres Herrn Sohnes, unten bei Gisevius. Dort ist er bis zur Stunde geblieben, und zwar in einer ungewöhnlichen Verfassung; durch kein Drängen, weder durch Bitte noch Befehl, war ihm die geringste Andeutung darüber zu entlocken, wo er die kritische Zeit vom Sonntag bis zum Donnerstag zugebracht hat. Je länger er schweigt, je rätselhafter wird sein Schweigen und je mehr ist man bestrebt, es zu brechen, da man glaubt, es hänge mit dem Mord zusammen und verberge wichtige Spuren. Es fällt auf, daß Ihr Herr Sohn die Versuche, ihn zu vernehmen, nicht nur nicht unterstützt, sondern sie auch hintertreibt, wo er kann. Da er die meiste Zeit des Tages aus seiner Wohnung im Quergebäude abwesend ist, hatte ein gewisses Fräulein Schöntag die Aufsicht bei dem Knaben übernommen; die Überwachung scheint sich neuerdings nicht als unerläßlich zu erweisen, da man ihn jetzt stundenlang allein läßt und, wenn das besagte Fräulein nicht zugegen ist, nur die Frau des Gisevius hin und wieder Nachschau hält, ob er sich nicht aus dem Staub gemacht hat. Immerhin patrouilliert ein behördliches Organ ständig

und unauffällig vor dem Haus. Die Erwägung liegt nahe, daß sich Ihr Herr Sohn durch die Obsorge für den offenbar krankhaft veranlagten Knaben eine neue Last aufgebürdet hat, an welcher er, betrachtet man seine übrigen Verpflichtungen und daneben die geringen pekuniären Mittel, schwer zu tragen haben wird. Es sei uns diese Anmerkung verstattet; der Begriff vom eigentlichen Wesen und wohin es zielt, fehlt uns ja nach wie vor und allen, die damit zu schaffen haben.

Wir sind am Schluß. Indem wir uns in der angenehmen Hoffnung wiegen, daß unsre Ausführlichkeit und Sachtreue den Wünschen und Erwartungen von Ew. Hochwohlgeboren entspricht, bitten wir um weitere Verhaltungsmaßregeln und empfehlen uns für jeden Fall Ihrer geneigten Berücksichtigung. In tiefster Ergebenheit Girke & Graurock, gez. W. Girke."

Der Geheimrat ging durch die Zimmer des alten Hauses. Lautlos folgte ihm die Hündin Freia.

Um das Niederbeugende nicht denken zu müssen, rief er sich das Gesicht des Arbeiters in die Erscheinung zurück, des Sprechers der Deputation, mit der er gestern verhandelt hatte. Mit Genauigkeit wurden ihm die brutalen Züge gegenwärtig, das vorspringende Kinn, die dünnen Lippen, der aufgebürstete schwarze Schnurrbart, der kalte, scharfe Blick, der entschlossene Ausdruck. Es war nicht mehr das Gesicht des einen, zufällig beauftragten, so oder so heißenden Menschen, sondern es war eine Welt, die er darin erkannte, eine heimlich und gesetzmäßig entstandene furchtbare Welt voll Drohung, Kälte und Entschlossenheit.

Die Energie und Überlegung, die er im Gespräch mit dem Abgesandten bewiesen, erschien ihm sonderbar zwecklos, denn keine Kraft eines einzelnen konnte genügen, im Kampf wider diese Welt zu bestehen.

Um nicht denken zu müssen, nicht an den Brief des Privatdetektivbureaus Girke & Graurock, nicht an diese schaurigen Ermittlungen, die trüblastenden Ausschnitte eines unheim-

lichen fernen Lebens, des Lebens seines Sohnes, den er geliebt hatte, den er liebte, an die unzähligen niedrigen, häßlichen, schaurigen Begebenheiten, die als gespensterhaftes Panorama vor seinem Geist vorüberwirbelten, an die Stuben, die Höfe, die Häuser voll ächzender, elender Leiber, um daran nicht denken zu müssen, blätterte er in einem Buch, wühlte er in einer Lade mit Briefen, ging er von Raum zu Raum, unermüdlich, gefolgt von der Hündin Freia.

Auf der Flucht von den gefürchteten Bildern tauchte wieder das Revier seiner Arbeit auf, wo die Lebenshoffnungen wurzelten und gereift waren, das Triebwerk der Existenz in Schwung gesetzt wurde. Er sah die Maschinensäle verödet, die Öfen erloschen, die Dampfhämmer stillstehen und aus allen Fenstern, allen Türen Tausende von gebieterisch fordernden Armen ihm entgegengestreckt, ihm, dem Gebieter. Da war ihm zumute wie vor dem Tag des Untergangs. Es war nicht das erstemal, daß ein Streik den gegliederten Organismus lähmte, aber zum erstenmal geschah es, daß das Gefühl davon ausging, als sei die Kraft versiegt und das Ende gekommen.

Da drängte sich die Frage auf seine Lippen: Warum hast du mir das angetan? Mit dieser Frage wandte er sich an Christian, wie wenn Christian schuldig wäre an den Forderungen derer, die einst willige Sklaven gewesen, an den leeren Sälen, den erloschenen Öfen, den schweigenden Hämmern; schuldig durch sein Dortsein in den Stuben, bei Dirnen und Mördern, Irren und Kranken, in den Nestern, wo das menschliche Ungeziefer haust. Zorn schauderte in ihm empor, eine der seltenen Anfälle, die ihn besinnungslos machten; seine Augen füllten sich mit Blut, er suchte ein Opfer, eine Ableitung; er gewahrte, daß die Hündin mit ihren Zähnen am Teppich nagte, griff nach einem Bambusrohr und schlug das Tier, daß es jämmerlich winselte, minutenlang, bis ihm vor Erschöpfung die Arme sanken.

Als er wieder ruhig geworden war, verspürte er Reue und Scham, aber ein Rest des Zornes wich nicht aus seinem Innersten, und er trug ihn mit sich herum wie einen Giftstoff. Das Nagen und Brennen hörte nicht auf, und er wußte, daß es nicht aufhören konnte, ehe er nicht mit Christian abgerechnet haben würde, ehe Christian ihm nicht Rede gestanden war, als Mensch dem Menschen, als Mann dem Mann, als Sohn dem Vater, als Schuldiger dem Richter.

Der Zorn fraß. Doch wo war ein Ausweg? Wie konnte man zu Christian gelangen? Wie ihn zur Rechenschaft ziehen? Jeder Schritt vergab etwas. Warten, immerfort warten? Wochen und Monate warten? Der stumme Zorn fraß das Leben.

6

Amadeus Voß, beunruhigt durch Johannas Ausbleiben, hatte auf Schleichwegen erfahren, daß sie das Haus ihrer Verwandten plötzlich verlassen hatte. Am Tag, nachdem sie zuletzt bei ihm in Zehlendorf gewesen, war sie heimgekehrt, still und bekümmert. Man war schon in Unruhe um sie; überall dachte man jetzt gleich an Mord und geheimnisvolles Verschwinden. Die Fragen, wo sie die Nacht zugebracht, hatte sie unbeantwortet gelassen und statt dessen einfach erklärt, sie bleibe überhaupt nicht mehr. Allem Bestürmen und Erkundigen hatte sie Schweigen entgegengesetzt, hatte in Eile ihre Sachen gepackt, dann war ein bestelltes Auto erschienen, und mit einigen förmlichen Dankesworten hatte sie Abschied genommen. Ihrer Cousine, die auf einem vertrauteren Fuß als die übrigen mit ihr stand, hatte sie gesagt, sie brauche eine Zeitlang Sammlung und Einsamkeit und ziehe darum in ein möbliertes Zimmer; man möge ihr aber nicht nachforschen, das habe keinen Zweck und werde sie nur noch weiter scheuchen,

ja, sie hatte sogar mit Schlimmerem gedroht, falls man sie nicht in Frieden lasse. Trotzdem hatten die geängsteten Leute ihre Spur verfolgt, und es war ihnen mitgeteilt worden, daß sie sich in der Kommandantenstraße eingemietet hatte. Da es eine anständige Frau war, bei der sie Wohnung genommen, und sich auch sonst nichts Aufregendes mit ihr ereignete, achtete man ihren Willen und zerbrach sich nur über das Unbegreifliche den Kopf.

Das alles war Voß von einem bei der Familie bediensteten Mädchen verraten worden, der er dafür ein Fünfmarkstück schenkte. Mit verkrampftem Gesicht und entzündetem Herzen ging er heim, um zu überlegen, was er zu tun habe. Er fand einen Brief von Johanna vor. Sie schrieb: „Ich weiß nicht, wie es zwischen uns künftig sein wird. Ich kann momentan keine Entschlüsse fassen. Ich interessiere mich augenblicklich zu wenig für mich und mein Schicksal; ich habe einen triftigen Grund dafür. Suche mich nicht auf. Ich bin fast den ganzen Tag in der Stolpischen Straße, aber suche mich nicht auf, wenn dir noch etwas an mir liegt und wenn du wünschst, daß mir an dir noch etwas liegen soll. Ich will dich jetzt nicht sehen, ich mag dich jetzt nicht hören. Das Erlebnis war zu schrecklich, zu unerwartet. Du würdest mich verändert finden in einer Weise, die dir unliebsam wäre. Johanna."

Bleich vor Wut fuhr er sofort nach Berlin zurück und bis zum Bahnhof Schönhauser Allee. Als er in der Stolpischen Straße ankam, war es neun Uhr abends. Frau Gisevius sagte ihm, das Fräulein sei vor einer halben Stunde weggegangen. Er warf einen Blick in Christians Stube und sah einen ihm unbekannten Knaben am Tisch sitzen. Er zog die Frau beiseite und fragte, wer das sei. Ob er denn von nichts wisse? war die erstaunte Gegenfrage der Frau; es sei der Bruder des ermordeten Mädchens. Wahnschaffe sei nicht wiederzuerkennen, seitdem diese Geschichte passiert sei; er gehe verloren herum, und wenn man ihn anrede, antworte er ent-

weder gar nicht oder verkehrtes Zeug. Das Frühstück, das sie ihm am Morgen bringe, berühre er nicht. Oft stehe er eine halbe Stunde lang mit gesenktem Kopf auf einem Fleck, so daß man für seinen Verstand fürchten müsse; vor zwei Tagen sei sie ihm drüben in der Rhinower Straße begegnet, da habe er, am hellichten Tag und unter Menschen, laut vor sich hin geredet. Die Leute hätten gelacht. Gestern sei er ohne Hut fortgegangen, und ihre Jüngste habe ihm den Hut nachgetragen, aber er habe sie eine ganze Weile verständnislos angeblickt. Kurz darauf sei er mit einigen seiner Freunde zurückgekommen, und da habe sie ihn plötzlich schreien gehört und sei ins Zimmer gestürzt; da sei er vor den andern auf den Knien gelegen und habe erst wie ein kleines Kind geschluchzt, dann um sich geschlagen und habe gerufen, das könne nicht sein, das dürfe nicht sein, das ertrage er nicht, das sei ja alles nicht menschenmöglich. Das Fräulein Schöntag sei auch dabei gewesen, aber die hätte geschwiegen dazu, und alle hätten geschwiegen und ausgesehen wie die Schlottergestalten. Die Veranlassung zu dem Anfall sei gewesen, daß ihm einer von den jungen Leuten voreiligerweise gesagt, heute finde die gerichtliche Obduktion der Leiche statt. Da habe er gleich hingehen gewollt; sie hätten ihn mit Mühe halten können und hätten ihm in ihrer Not schließlich gesagt, es sei schon zu spät, es sei schon vorüber. Dann sei er die Nacht über im Zimmer auf und ab marschiert, während der Michael auf dem Ledersofa gelegen; sie hätten aber nicht ein Wort miteinander geredet; sie sei öfters auf den Flur geschlichen und habe gelauscht; nicht eine Silbe hätten sie miteinander geredet. Um fünf Uhr früh sei schon das Fräulein gekommen; um sieben Uhr der Lamprecht und noch ein Student; die hätten ihn überredet, er solle mit ihnen nach Treptow fahren; sie wollten den Tag mit ihm verbringen; er habe weder zugestimmt noch widersprochen; sie hätten ihn bloß so mitgeschleppt. Dann seien Bekannte von der Ruth Hofmann dagewesen, bis Mittag,

eine Frau und ein junger Mensch; die kämen auch manchmal am Abend, nachdem das Fräulein gegangen, damit der Michael nicht allein sei. Was mit dem werden solle, das wisse niemand; mit dem habe sich noch nicht das mindeste verändert; seit er gekommen, habe er die Kleider noch nicht vom Leib getan, und hätte ihn das Fräulein nicht so geschickt rumgekriegt, er hätte sich nicht mal den Kot abbürsten und Gesicht und Hände waschen lassen. Zuweilen besuche ihn ein rothaariger Herr, auch einer von Wahnschaffes Freunden, sie höre, es sei ein Baron; der habe vorgestern ein Schachspiel mitgebracht, da ihm irgendwer gesagt, der Junge verstehe das Schach und habe oft mit seiner Schwester gespielt. Aber als er die Figuren aufgestellt, habe Michael nur so geschaudert und mit keinem Finger hingerührt. Das Brett mit den Figuren stehe noch auf dem Tisch, Herr Voß könne sich überzeugen.

Die Frau hätte noch lange fortgeschwatzt, aber Voß verabschiedete sich mit einem stummen Gruß. Er war nachdenklich geworden. Was er über Christian vernommen, hatte ihn nachdenklich gemacht. Unschlüssig, wohin er sich wenden solle, ging er gegen den Exerzierplatz zu. Er grübelte; er zweifelte. Sich Christian vorzustellen, wie ihn das Weib geschildert, weigerte sich seine Einbildungskraft. Es war das Widersinnige schlechthin, alle Erfahrung Höhnende. Schmerz, solcher Schmerz und Christian? Verzweiflung, solche Verzweiflung und Christian? Das trieb die Dinge aus ihrer Bahn. Dahinter lag ein Rätsel. Elemente verändern schließlich unter Anwendung höchstgesteigerter Mittel ihren Aggregatzustand, aber daß Marmor zu Lazerte wird, ist schwer zu denken, und daß ein Herz entsteht, wo keines war, gar nicht.

Wie zurückgezwungen kehrte er um und ging wieder in die Stolpische Straße. Da sah er Johanna dicht vor sich. Er rief sie an. Sie blieb stehen und nickte ihm zu, ohne Überraschung zu zeigen. Auf seine hastigen, halblauten Fragen schwieg sie. Ihr Gesicht war von transparenter Blässe. Im

Torweg des Hauses besann sie sich, dann ging sie in den Hof, n das Fenster von Christians Stube; sie wollte hineinschauen, s war verhängt. Sie eilte in den Flur, läutete bei Gisevius, nd nach einem kurzen Gespräch mit der Frau kam sie zurück. Ich muß nach oben," sagte sie, „ich muß sehen, wie es Karen eht." Sie bedeutete Voß nicht, zu warten; um so entschlosse- er wartete er. Er hörte aus den Wohnungen Musik, Gelächter, Kindergeplärr, das Sticheln einer Nähmaschine; Leute gingen orüber, treppauf, treppab; endlich kam Johanna zurück und chritt an seiner Seite auf die Straße. Sie sagte in ratlosem Ton: „Die Arme wird die Nacht kaum überleben, und Christian st nicht da; was soll man tun?"

Er schwieg.

„Du mußt verstehen, was jetzt mit mir geschieht," sagte Johanna leise und eindringlich.

„Ich verstehe nichts," erwiderte Voß gedrückt, „nichts, ıußer daß ich leide, unsinnig leide."

Johanna sagte hart: „Du kommst nicht in Betracht."

Sie waren beim Humboldthain. Es war kalt, trotzdem setzte sich Johanna auf eine Bank. Sie schien ermüdet. Ihrem zarten Körper waren Anstrengungen wie Wunden. Scheu nahm Voß ihre Hand und forschte: „Was ist es denn?"

„Laß," hauchte sie und entzog ihm ihre Hand. Sie schwieg lange. Endlich fing sie an: „Man hat ihn immer für unempfindlich gehalten. Einige haben sogar behauptet, das sei der Grund seines Erfolges bei allen, die mit ihm zu tun haben. Eine hübsche Theorie; ich für meinen Teil habe nie daran geglaubt. Da die meisten Theorien falsch sind, weshalb sollte die gerade richtig sein? Es wird so viel über Menschen geschwätzt. Es ist so mühsam; alles ist so mühsam. Jasagen ist mühsam, Neinsagen ist mühsam. Ich gebe zu, eine Gemütserbauung war seine Gesellschaft nicht. Man nahm sich instinktiv in acht vor ihm, wenn man von irgend etwas ergriffen war; man genierte sich dann. Und nun das. Du kannst es

dir ja nicht vorstellen; und wie soll mans beschreiben? Die ganze Zeit, während er sich um Michael zu schaffen machte, an jenem ersten Abend, wußte er noch nichts. Um neun oder halb zehn ging er zu Karen hinauf und wollte nach einer Stunde wiederkommen. Er kam aber früher. Im Hof standen noch Leute; von denen erfuhr ers. Dann kam er in die Stube. Ganz leise. Er kam herein, und ...“ Sie zog ihr Taschentuch hervor, drückte es an die Augen und weinte still.

Voß ließ sie eine Weile weinen, dann fragte er gespannt: „Er kam herein und —? Und was?“

Die Augen bedeckt haltend, sprach Johanna weiter: „Man hatte das Gefühl: Schluß. Schluß mit dem Sichfreuen, Schluß mit Lächeln und mit Lachen; Schluß. Sein Gesicht war in einer Viertelstunde um zwanzig Jahre älter geworden. Ich habe es angeschaut, aber nur mit einem Blick, dann hatte ich keinen Mut mehr dazu. Du denkst vielleicht, ich phantasiere, wenn ich sage: der ganze Raum war Schmerz, die Luft war Schmerz, das Licht war Schmerz. Aber es ist die Wahrheit. Alles tat weh. Alles was man dachte und sah, tat weh. Dabei war er vollständig stumm, und seine Miene war ungefähr so, als strenge er sich an, eine undeutliche Schrift zu lesen. Das war das Schmerzlichste.“

Sie schwieg, und Voß störte ihr Schweigen nicht. Man müßte sich überzeugen, ob Marmor zu Lazerte werden kann, dachte er böse und eifersüchtig, müßte sehen, hören, prüfen. Er blieb willentlich verstockt. Die Erklärungen, die er sich zurechtlegte, waren von niedriger Beschaffenheit, aber um Johanna nicht zu reizen, heuchelte er Glauben. Und doch erschütterte ihn etwas an der Erzählung und machte ihn feig.

Johanna war des Halts bedürftig. Sie fror in ihrer neuen Freiheit; sie mißtraute ihrer Kraft, Freiheit zu ertragen; sie wunderte sich bang, daß niemand sie mit Gewalt ins Wohlige zurückschleppte, in das umhegte Leben, zu den Sorglosen und Gesicherten.

Es war ihr recht, daß Amadeus an ihrer Seite ging. Ach, man war inkonsequent, man war charakterlos, man hielt sich selbst nicht Wort, aber es war ein solches Grauen: allein sein. Trotzdem schien ihre Abschiedsgebärde unwidersprechlich, als sie vor dem Haus in der Kommandantenstraße anlangten, wo sie wohnte. Amadeus Voß, ihre Schwäche witternd, ihre Melancholie spürend, begleitete sie bis zur finsteren Stiege, und dort riß er sie an sich, mit einer Heftigkeit, als wolle er sie zerfleischen. Sie seufzte bloß.

Da erwachte der unwiderstehliche Wunsch in ihr, Mutter zu werden. Gleichviel durch wen, gleichviel, ob der Kuß Wonne oder Ekel einflößte; gleichviel; sie wünschte, Mutter zu werden. Nur etwas zeugen, etwas bilden, nicht so leer sein, so kalt sein, so allein sein; sich an etwas hängen, sich wertvoller dünken und für ein Wesen wichtig werden. Hatte dieser nicht, der sie wie ein Raubtier umkrallte, das Wort gesprochen von der Sehnsucht des Schattens nach seinem Körper? Sie glaubte es auf einmal zu verstehen.

Dunkel forschend, mit ihrem starken Blick, schaute sie ihn an, als sie wieder auf die Straße traten; schaute ihn an und ging mit ihm.

7

Karen lebte noch am Morgen. Der Tod hatte einen schweren Kampf mit ihr zu bestehen. In später Nacht hatte sie sich noch einmal verzweifelt aus seiner Umklammerung gerissen. Jetzt lag sie in keuchender Erschöpfung da.

Arme, Hände und Brust waren von eiternden Geschwüren bedeckt, die zum Teil aufgebrochen waren.

Drei Weiber huschten durch die Stube: Isolde Schirmacher, die Witwe Spindler und die Frau des Buchbinders vom hinteren Flur. Sie raunten, trugen dies und das herbei, warteten auf den Arzt, warteten auf das Ende.

Karen vernahm Tritte und Tuscheln mit Haß. Sie konnte nicht sprechen, kaum sich verständlich machen; hassen konnte sie noch. Sie vernahm Gekreisch und Gepolter aus der ehemals Hofmannschen, jetzt Stübbeschen Wohnung; das Aufstehen des Trunkenbolds in der Frühe war so unheilvoll für Weib und Kinder wie seine Heimkunft des Nachts. Der ganze Jammer, den er verbreitete, drang durch die Wand, und Karen wurde an ähnlich Greuelhaftes erinnert, aus verdämmerten Jahren.

Doch es gab nur noch eine einzige Beschwer und Qual: die, daß Christian nicht kam. Seit Tagen war er immer nur für kurze Zeit dagewesen, den letzten Tag und die letzte Nacht gar nicht. Dumpf wußte sie von dem Mord an der Jüdin; dumpf hatte sie gespürt, daß Christian ein andrer war seitdem; aber sie fühlte sich so schauerlich verlassen ohne ihn, daß sie genauer nicht hindenken wollte. Seine Abwesenheit war wie ein Feuer, an dem sie lebendigen Leibes verkohlte. Es schrie in ihr. Mitten im Röcheln der Agonie wieder mahnte sie sich zur Geduld, hob den Kopf und spähte, ließ ihn aufs Kissen fallen und würgte vor Gram die Zunge in den Gaumen.

Die Tür ging auf; sie erschrak. Es war der Doktor Voltolini; ihr Gesicht verzerrte sich.

Der Arzt konnte nicht mehr viel tun. Die Komplikation, die hinzugetreten war und die Lunge in Mitleidenschaft gezogen hatte, vernichtete jede Hoffnung. Für Erleichterungen sorgen, die Morphiumdosen vergrößern, andres blieb nicht übrig. Wozu auch ein solches Leben retten, mochte Doktor Voltolini denken, als er auf das schrecklich aussehende, mit dem Tod erbittert ringende Weib niedersah, ein so fertiges Leben, ein so überflüssiges und unreines?

Zum drittenmal traf er Christian nicht. Er empfand das Bedürfnis, mit ihm vertraulich zu sprechen. Er war ein verschlossener Mann; einen Fremden in sein Schicksal einzuweihen, war eine Versuchung, die er bisher nicht gekannt;

Christian gegenüber und im Gedanken an ihn war sie so heftig, daß er darunter litt. Besonders seit einer an sich bedeutungslosen Szene, deren Zeuge er geworden war.

Isolde Schirmacher hatte von einem Gesellen ihres Vaters, an den sie sich gehängt, einen Ring mit einem Rubin bekommen. In ihrer Freude hatte sie Christian den Ring gezeigt; unter der Küchentür war es. Doktor Voltolini trat eben aus der Stube. Sie streifte den Ring vom Finger, ließ den Stein, der ohne Wert war, im Lichte funkeln und fragte, ob das nicht ein prachtvolles Geschenk sei. Da hatte Christian in seiner eigentümlichen Weise gelächelt und hatte gesagt: „Ja, es ist sehr schön." Die Witwe Spindler, die in der Küche stand, hatte laut aufgelacht, aber im Gesicht des Mädchens malte sich solche Dankbarkeit, daß es dadurch einen Augenblick lang selber schön wurde.

Auf der Stiege begegnete der Doktor Voltolini der Witwe Engelschall. Sie hielt ihn an und fragte um seine Meinung über Karen. Achselzuckend antwortete er, es sei keine Hoffnung, es handle sich nur noch um Stunden.

Die Witwe Engelschall hegte schon lange Verdacht gegen Karen. Sooft sie in die Stube trat, wurde Karen unruhig, hielt den Blick nicht aus, zog das Deckbett bis ans Kinn. Die Witwe Engelschall wußte, was schlechtes Gewissen war. Sie witterte ein Geheimnis und nahm sich vor, es zu ergründen. Eile tat not; zögerte man, so war es vielleicht zu spät, und man hatte sich ewige Vorwürfe zu machen. Die Sache war ohne Zweifel die, daß ihr Wahnschaffe Geld gegeben hatte, das nach alter Gewohnheit an ihrem Leibe verborgen war, im Strumpf, im Hemd, oder auch eingenäht in der Matratze. Das viele Geld, das der Mensch gehabt, konnte nicht spurlos verschwunden sein; gewiß hatte er noch ein oder zwei Dutzend braune Lappen oder ein paar Obligationen beiseite gebracht, und wer anders sollte die haben als Karen? Reimte man die Umstände richtig zusammen, seine Tollheit und nun

ihr Benehmen, so gewann das Ding ein Gesicht, und man mußte zusehen, daß kein Unfug geschah, denn war man nicht gerade dabei, um ihr die Augen zuzudrücken, so kamen dann allerhand Leute, der Schatz verschwand in Gott weiß welche Tasche, und vom Gesicht ablesen konnte mans keinem mehr. Auf dem Weg in die Stolpische Straße war der Witwe Engelschall alles dies erst völlig klar geworden.

Karen ahnte es.

Mit dem Fortschreiten der Krankheit war die Angst um die Perlen gestiegen. An ihrem Körper schienen sie ihr nicht sicher genug verwahrt; wenn sie das Bewußtsein verlor, und man hantierte an ihr herum, konnten sie entdeckt werden. Diese Furcht beeinflußte die Festigkeit des Schlafs; oft schreckte sie empor und starrte wild, mit unterdrücktem Aufschrei in der Kehle. Sie hatte sich angewöhnt, die Hände unter der Decke zu halten, und mechanisch wurde der Griff um die Perlenschnur krampfhafter, wenn die Sinne in Schlummer oder Ohnmacht versanken. Ein gräßlicher Alpdruck, den sie hatte, zeigte alle Möglichkeiten der Gefahr; es kamen Menschen; wer immer Lust hatte, spazierte in die Stube; sie konnte sich ihrer nicht erwehren; sie konnte nicht aufstehen und den Riegel vorschieben; am meisten war sie vor dem Doktor auf der Hut; sie zitterte vor seinem Auge, und von unter her saugte sie sich förmlich mit allen Poren an die Bettdecke, damit er sie nicht unversehens zurückschlagen konnte.

Die Perlen wanderten in ihrem Lager bald dahin, bald dorthin; bald unter das Kopfkissen, bald unter das Linnen; bald in den Überzug, den sie vorher aufknöpfte, bald an ihre nackte Brust, wo sie die eiternden Wunden berührten. Dessen innewerdend, rief sie sich dann mit grausam finsterem Schmerzenshohn zu: „Was bist du denn noch! Bist nur noch ein aussätziges Aas, du! Was bist du denn noch? Ein verhunztes Aas, vor dem dir selber ekelt.“

Allmählich war ihr an den Perlen der Begriff des Wertes

gleichgültig geworden; auch als ihr Christian in einer schlaflosen Nacht nach unablässigem Fragen eine Vorstellung davon gegeben, die diejenige, die sie bisher gehabt, um ein Vielfaches übertraf. Es waren Zahlen; sie schauderte ein wenig, staunte zweifelnd, schüttelte den Kopf und fand sich endlich ab. Es waren Zahlen. Eine ganz andre Wirkung ging von dem Gehänge aus, und die wurde stärker in dem Maß, wie jene ihr Wunderbares einbüßte. Anfangs war es Vorhalt, Klage um ein Schicksal; die Perlen schimmerten von einem jenseitigen Ufer herüber als Sinnbild eines Lebens, von dem man nie auch nur einen Hauch genossen, von dem einem keine Kunde geworden war. Es entfachte nicht Neid und Zorn, wie es früher der Fall gewesen wäre, bloß Kummer über das, was verspielt und vertan war. Darum verspielt und vertan, weil man nichts gewußt hatte von der Schönheit, von der Lieblichkeit, von der Freude, vom Schmuck, ja, man konnte sagen, von der Erde und vom Himmel nichts gewußt. Von vorn beginnen konnte man das zuschanden gelebte Leben nicht; es gab kein andres, und mit diesem wars nun aus.

Dann, im Liegen und Sinnen und Vergehen im Fleische, war es so, daß die verlorene Erde und der verlorene Himmel einem neugeschenkt waren, in jeder einzelnen Perle drin und in der ganzen Kette drin. Die Kinder, die gestorbenen, in Haß empfangen, in Haß hingeschwunden, die armseligen kaum zu einem Teil je erfüllten Träume, das Bangen, irgend einmal, nach irgendeinem Menschen, die spärliche Liebe, das kärgliche Licht, die kleinen Hoffnungen, die wenige Lust, alles war in den Perlen drinnen. Es versammelte sich und wurde zu einer Seele. Alles Versäumte, Verspielte, Weggeworfene, Nieerreichte, durch Not und Leid Verfinsterte und Verscheuchte wurde zu einer Seele, und dieser Seele war sie unermeßlich hingegeben im Liegen und Sinnen und Vergehen im Fleische, denn es war Christians Seele. Im Perlengehänge war

Christians Seele. Die faßte sie, die ließ sie nimmer los, die gehörte ihr, im Grabe noch.

Und ihre blauen Augen unter dem Haarhelm und der niedrigen Stirn hatten eine fetischistische Glut.

8

Die Witwe Engelschall war zunächst bestrebt, die Weiber aus der Stube zu entfernen. Es gelang nicht ohne grobe Deutlichkeit. „Na du mit deiner Himmelfahrtsneese, wirste bald raus machen?" fauchte sie die Schirmacher an. Isolde ging, aber es dünkte ihr, die Alte habe Böses vor.

An die Bettstatt tretend, sah die Witwe Engelschall, daß sie gerade noch Zeit hatte, den verlöschenden Lebensfunken zu nutzen. Und wenn es dafür zu spät war, entstand auch kein Schaden weiter, so war sie eben die erste, die an die Tote herankam. Bloß langes Besinnen gabs nicht.

Sie fing an zu sprechen; sie setzte sich auf den Stuhl, beugte sich nahe zu Karen und sagte mit erhobener Stimme, damit der Sterbenden kein Wort verlorengehe, sie habe Napoleonschnitten bringen gewollt, aber in der Konditorei habe es noch keine gegeben; zum Abend werde sie ein Huhn mit Reis kochen, oder ne steirische Poularde mit Apfelmus, das erfrische den Magen und mache eine schöne Verdauung. Ein Krankes brauche kräftige Kost, da dürfe man nicht den Pfennig besehen; überhaupt, sie sei ja nicht so; niemand könne ihr Schlimmes nachreden; für ihre Kinder habe sie immer das Herz auf dem rechten Flecke gehabt; sie habe sich redlich abrabatzen müssen, und auf Erkenntlichkeiten habe sie nie gerechnet; sie wisse ja, Undank sei der Welt Lohn, und in dem Punkte sei es beim eigenen Fleisch und Blut nicht besser bestellt als bei Krethi und Plethi.

Vom Tode eng umkreist, vernahm Karen nur den Ton der

scheinheiligen Rede; sie bewegte die Arme. Sie spürte, daß die Mutter etwas wollte; eine letzte Überlegung sagte ihr, was sie wollte; ein letzter Instinkt warnte sie, sich zu verraten; sie zwang sich, stillzuliegen und zuckte nicht mit der Wimper. Doch die Witwe Engelschall wußte sich auf der richtigen Bahn. Sie habe nie nach Reichtümern gestrebt, fuhr sie fort, und wenn einmal Überfluß gewesen sei, habe sie andre daran teilnehmen lassen. Ins Grab könne man ja nichts mitnehmen, und halte mans wie Eisen, das helfe nicht, da sei es viel gescheiter und nobler, man gebe es gleich her, daß man noch was mitgenießen könne von dem Glück, das die Leute darüber empfänden, und man hören könne, wie sie einen lobten. Ob sie sich noch erinnere, wie die alte Kränichen gestorben sei, die geizige Vettel, wie man da siebenundachtzig Goldstücke im Strohsack gefunden habe, und was da, nebst aller Freude, für ein Geschimpfe über das dreckige Luder gewesen sei. Ob sich Karen erinnere? Kein Mensch habe ihr eine Träne nachgeweint; in die Hölle gewünscht habe man sie.

Dann streckte die Witwe Engelschall ihre Hände aus und befühlte anscheinend achtlos das Kopfkissen. Unter dem Kopfkissen lag die Perlenschnur. Sie war noch nicht bis zu der Stelle gelangt, wo sie lag; Karen jedoch glaubte, sie hätte sie bereits ergriffen, hastete mit ihren Händen hin und wehrte den Händen der Mutter. Mit röchelnder Brust richtete sie sich ein wenig auf, um sich höher über das Kissen zu werfen. Die Witwe Engelschall murmelte zwischen den Zähnen: „Nachtijall, ick hör dir loofen;" sie war nun ihrer Sache sicher, wühlte blitzschnell die Hand unters Kissen und zog ein Stück des Gehänges heraus. Sie gab einen dumpfen Schrei von sich; der Anblick übergoß ihr fettes Gesicht mit Schweiß und violetter Röte, denn sie hatte erkannt, was da an fabelhaftem Wert ihrer wartete. Ihre Augen quollen aus den Höhlen, aus dem Mund sickerte Speichel, wieder und wieder packte sie zu, Karen drückte mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf das Kissen,

streckte die Arme drüber hinaus, krallte ihre Fingernägel in die Handgelenke der Räuberin, wimmerte in langgezogenen Lauten, aber in dem ungleichen Ringen mußte sie unterliegen, trotz der gespenstischen Kraft, die sie entwickelte; schon hatte die Witwe mit leisem Geheul die Perlenschnur aus dem Versteck gerissen und machte Miene, den Bereich der vor Wut um sich schlagenden, rasend aufstöhnenden, mit klappernden Zähnen unverständlich kreischenden Karen zu verlassen, da öffnete sich die Tür und Christian trat ein.

Die Frauenzimmer draußen hatten gemerkt, in Karens Stube geschehe Unheimliches; der Kampf zwischen Mutter und Tochter hatte nicht so lange gedauert, daß sie ihre Unschlüssigkeit und die Angst vor der Alten hatten überwinden können; sie empfingen Christian mit ängstlichen Gesichtern und deuteten gegen die Tür; sie wollten ihm in die Stube folgen, aber da er ihrer nicht achtete und die Tür hinter sich zuschlug, verharrten sie auf ihrem Platze und lauschten. Es blieb aber still drinnen.

Christian trat still an Karens Lager; er hatte begriffen, was vorging. Still nahm er der Witwe Engelschall die Perlenkette wieder ab. So erregt und von ihrer Gier entflammt sie auch war, wagte sie nicht eine Gebärde des Widerstands; sein Gesicht zeigte einen Ausdruck, der ihren kochenden Grimm über seine Einmischung niederschlug. Es war ein sonderbarer Ausdruck: gebieterische Trauer, stolze Versunkenheit, ein Lächeln, das geistesabwesend war, ein grabender, fremder, abprallender Blick. Er legte die Kette auf Karens Brust, dann faßte er Karens beide Hände; sie schaute zu ihm empor, erleichtert, erlöst; ihr Leib warf sich unter Zuckungen, doch sie milderten sich, als er ihre Hände hielt; frierend, grauenvoll frierend drängte sie sich näher zu ihm, lallte, stammelte, bebte an allen Gliedern, hatte heiße Nässe in den Augen. Und er wich nicht zurück; er verspürte keinen Ekel vor dem riechenden Körper mit den aufgebrochenen Eiterschwären; er umfing sie mit dem

grabenden Lächeln und gewährte ihr noch ein wenig Wärme an seiner Brust, als sei es gar kein Mensch, sondern ein kleiner Vogel, der ihm vom Sturm zugeweht worden. Zuletzt lag sie ruhig, ohne Laut und ohne Regung.

Und so starb sie in seinen Armen.

9

Von den Ausschweifungen niedergeworfen, machte Felix Imhof notgedrungen halt. Die Kräfte waren verzehrt.

Er zog Ärzte zu Rat, bat lachend um Wahrheit; der, den er zuletzt konsultierte, eine Berühmtheit des Faches, erklärte ihm, er möge auf das Schlimmste gefaßt sein, das Rückenmark sei angegriffen. „Tuberkeln?" fragte Imhof sachlich. — „Ja, Tuberkeln."

„Schön, mein Junge, fünfter Akt, letzte Szene," sagte er zu sich selbst. Da sich Fieber einstellte und Mattigkeit mit häufigen Schmerzen wechselte, legte er sich zu Bett, ließ die Fenster verhängen, die Spiegel entfernen und schaute mit dem Ausdruck eines Kindes, dem bange ist, Stunden und Stunden hindurch in die Luft.

Er hatte nie ohne Menschen sein können. Es wurde ihm bewußt, daß sein ganzes Leben, so weit er zurückdachte, dem Gedränge auf einem Jahrmarkt glich. Mit allen hatte er sich verbrüdert, alle hatten sich an ihn gehängt, alle hatten etwas gewollt, allen etwas zu gelten hatte er sich beständig bemüht; aber wer war geblieben? Keiner. Nach wem trug er Verlangen? Nach keinem. Wer würde um ihn trauern? Keiner. Kein Mann, kein Weib.

Wie mögen sie über mich reden, wenn ich nicht mehr bin? fuhr es ihm durch den Kopf. Richtig, der Imhof, wird es heißen, erinnert ihr euch? Netter Kerl, guter Kamerad, nie schlapp gewesen, immer gut aufgelegt, immer auf der Jagd

nach neuen Dingen, tolles Huhn im ganzen. Ihr müßt euch doch erinnern; so und so sah er aus, geschwatzt hat er wie ein italienischer Pfaffe, das Geld rausgeschmissen wie ein Idiot und gesoffen wie ein Loch.

Aber viele würden sich trotzdem nicht erinnern, würden die Achseln zucken und von etwas anderm zu sprechen anfangen.

Er hatte weder Vater noch Mutter, keine Geschwister, keine Verwandte und auch keinen eigentlichen Freund. Seine Herkunft war unbekannt; nie würde das Geheimnis gelüftet werden: er war vielleicht aus der Hefe, vielleicht aus edlem Blut; aber darin war keine Romantik und kein Reiz, sondern die vom Schicksal der größeren Deutlichkeit wegen noch besonders geprägte Formel seines Daseins als eines einzelnen, Losgelösten und auf sich Beruhenden.

Er hatte keine Wurzel, keinen Zusammenhang, keine Bindung. Er war er; weiter nichts; eine Persönlichkeit von zeithaftem Zuschnitt, mit keiner andern vergleichbar und in ihrer Linie vollendet.

Er hatte nicht einmal einen Diener, der durch Familienüberlieferung oder Anhänglichkeit an den Namen ihm zur Treue verbunden war. Keine Seele war ihm zu eigen, nur Dinge, die er bezahlt hatte.

Er hatte den Künstlern und den Kunstwerken viel selbstlose Begeisterung entgegengebracht; ein schönes Gedicht, ein gutes Bild hatte seinem Geist Schwungkraft, seiner Lebensstimmung jene Heiterkeit verliehen, die alle Müden und Flauen in seiner Umgebung erfrischt hatte. Aber wenn er sich jetzt die Eindrücke ins Gedächtnis rufen wollte, die ihm unvergeßlich gedünkt, so griff er ins Leere. Da, wo ihn stets ein sprudelnder Quell erquickt, war eine trockene Steinrinne. Was war es also mit der geliebten Kunst, daß sie das Gemüt so wenig nährte wie ein flüchtiges Abenteuer am Weg? Was fehlte da?

Es waren ihm aus dem Zusammenbruch seines Vermögens noch einige Schätze verblieben, ein Gemälde von Mantegna:

die Krüge aus dem Morgenland, eine Statue des Dionysos von frühgriechischer Arbeit, eine Plastik von Rodin, ein Blumenstück von Van Gogh. Diese kostbaren Gestaltungen und mehrere andere noch ließ er in sein Zimmer bringen und vertiefte sich in ihre Betrachtung. Aber der glückliche Rausch, den er ehedem dabei empfunden, wollte sich nicht einstellen. Die Farben schienen dumpf, der Marmor war ohne Wärme und ohne Leben. Was war vorgegangen? Was hatte sich verändert?

Auf dem Tisch neben seinem Lager stand ein Stundenglas. Er schaute zu, wie der rötliche Sand, fein und hurtig wie Wasser, aus dem oberen Kegel durch ein Öhr in den untern rieselte. Dies dauerte jedesmal zwölf Minuten. Mit aufgestützten Armen schaute er zu, drehte das Glas, drehte es wieder, wenn es oben leer war; und seine Augen hatten den Ausdruck eines Kindes, dem bange ist.

Eines Tages, während er dem Rieseln des Sandes zusah, sprach er laut vor sich hin: „Sterben? Was heißt denn das? Ist ja Blödsinn."

Es war absurd, ein absurdes Wort, er konnte es nicht fassen und durchdringen. Kaum hatte er begonnen, sich die leiseste Vorstellung davon zu machen, so fand es sich, daß diese Vorstellung schon wieder vom Begriff des Lebens ausging. Man hatte sich bis jetzt in einem Raum aufgehalten und sollte ihn verlassen; aber dort, wohin man gehen sollte, war ja auch Raum, und man konnte den Raum nicht denken, ohne daß man sich selbst dachte. Also.

Ein Frösteln kam ihn an. Dann lächelte er gierig. Er dachte an die genossenen Freuden, an die Fülle und Überfülle von Lust und Erwartung, von Erregungen und Triumphen; an die Feste, die Gelage, die Reisen, die Unternehmungen, die Spiele, den ganzen fröhlichen, bunten, abwechslungsvollen Kampf. Wie fein war es gewesen, des Morgens aufzustehen mit seinen geraden Gliedern; wie fein, daß Räder rollten,

Zeitungsjungen schrien, Glocken tönten, Hunde bellten; wie fein, wenn ein junges Weib, bereit zur Liebe, das Haar löste, die Kleider abstreifte und wie von einer Frucht, die man schälte, die leuchtende Haut sichtbar wurde; und die netten Kameraden, und die prachtvollen Pferde; und wenn man nachts nach Hause kam, halbbetrunken, wie man sich im Flur nach der ersten Treppenstufe sehnte; die Treppe, das war so behaglich, so logisch, so befreiend; und wie oben das Fenster offen war und ein Blumenstrauß wo; und man fühlte jederzeit und jeden Orts: du bist da, bist mitten drin, es schäumt in dir, brüllt in dir, du bist der Herr, du befiehlst und es gehorcht, und morgen wird sein, übermorgen wird sein, endlos Tag um Tag wie schlanke Bäume an einer schöngewalzten Straße, und man war sich so zärtlich gesinnt, der eigene Atem war einem schmeichelhaft; man fraß die Luft, das Licht, fraß und fraß und fraß, Wolken, Menschen, Worte, Lieder, und alles war gut, Schlechtes war gut, Häßliches war gut, Regenwetter war gut, Dreck von Pfützen war gut, alles war gut, denn man lebte.

Er drehte die Sanduhr um und sank auf die Kissen zurück. Da fiel sein Blick auf eine kleine, graue Spinne, die auf der purpurseidenen Tapete emporkroch. Er erschrak. Seine jähe Eingebung war die: Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Spinne noch dasein wird, wenn ich nicht mehr dasein werde. Dies erschreckte ihn über alle Maßen, und er verfolgte das Kriechen des Insekts mit atemloser Spannung.

Ist denn das denkbar? grübelte er, die unwichtige, scheußliche Spinne wird dasein, und ich nicht? Das ist zum Verrücktwerden. Ich habe nie daran geglaubt und kann und kann nicht daran glauben: Bewußtlosigkeit, Finsternis, Feuchtigkeit, Erde, Würmer, pfui Teufel. Aber daß die Spinne dasein soll und ich nicht? Ich nicht, der den ganzen Weltraum ausgefüllt hat mit seinem Rumpf und Kopf und Beinen? Gibt es eine Philosophie, eine Religion, eine Überzeugung,

die daran nicht zum faustdicken Schwindel wird? Gesetzt den Fall, es hätte einer die Macht, mich leben zu lassen, und ich sollte dafür Straßenkehrer sein, Bettler sein, Sträfling sein, verachtet, bucklig, lächerlich, impotent, — mir scheint beinah, ich würde leben wollen, sogar um diesen Preis. Herrgott, wohin gelang ich denn? Ich bin doch ein Kerl, der auf Ehre und Sauberkeit gehalten hat, was für Schmählichkeiten sind denn das? Bin ich vielleicht je gekniffen, wenn mir einer zu nah getreten ist? Hab ichs versäumt, im entscheidenden Moment meinen Mann zu stellen? Und doch, ich würde leben wollen, um jeden Preis leben. Seelenschmerz? Was ich mir daraus mache! Her damit; Kummer, Enttäuschung, Verbitterung, Haß, Verluste, so viel ihr wollt, nur leben, nur leben!

Eine Stunde später wurde Weikhardt gemeldet. Imhof überlegte, ob er ihn empfangen solle; in den letzten Tagen hatte er alle Besucher abweisen lassen. Den Maler fortzuschicken, den er immer besonders gut hatte leiden mögen, konnte er sich nicht entschließen.

„Ist es Eliphas, Bildad oder Zophar, der zu Hiob kommt?“ redete er Weikhardt an; „Sie wissen doch: — als sie von ferne ihre Augen erhoben, erkannten sie ihn nicht; da weinten sie, zerrissen jeder sein Gewand und streuten Staub auf ihre Häupter himmelwärts.“

Weikhardt schmunzelte, aber als sich seine Augen an das Dämmerdunkel gewöhnt hatten und er das entfleischte Gesicht gewahrte, verging ihm der Spott.

Sie sprachen eine Weile oberflächlich gegeneinander. Weikhardt erzählte von seiner Ehe, von seiner Arbeit, seinen vergeblichen Bemühungen um die Sicherung der Existenz, endlich allerlei Kneipen- und Stammtischklatsch. Imhof hörte nur mit halber Aufmerksamkeit zu. Plötzlich fragte er, scheinbar gleichmütig: „Und was macht der wunderbare Salamander in Weibsgestalt?“

„Welcher Salamander? Wen meinen Sie?“

„Wen sollt ich meinen, die schöne Sybil natürlich. Hirnverbrannte Komplikation, daß ein Wort, das seelenlose Wort einer Seelenlosen einen schwebenden Prozeß zu so rapider Entscheidung gebracht hat. Fatum, wie? Bestimmung von den Sternen her?“

„Ich verstehe nicht ...“ murmelte Weikhardt.

„Wirklich nicht? Sie wußten wirklich nicht, daß sie mich zu den Niggers gezählt hat, die schauerliche Puppenfee, und daß ich mich auf meine Weise an ihr rächte? Spielte einen Trumpf aus, der mich die Partie kostete. Ging hin und suchte die Gemeinschaft, in die mich der eiskalte Hohn gewiesen. Schlief mit einer Schwarzen, um die Weiße zu schänden und ihren Dünkel wenigstens in meiner Einbildung zu brechen. Sublim, was? Und Sie wußten nichts davon?“

„Ich wußte nichts,“ flüsterte Weikhardt bestürzt. Ein langes Schweigen trat ein.

Da sagte Imhof mit veränderter Stimme: „Was dann weiter folgte, war ja nicht viel anders, als wie ichs früher getrieben hatte. Aber der Nerv war schon krank, die Lebensader vergiftet. Manchmal lockts mich, die ekellangsame Hinrichtung durch eine Kugel zu beschleunigen. Bißchen Schmiß in die Sache zu bringen. Ist doch gar zu würdelos, den Tod mit einem umgehen zu sehen wie eine satte Katze mit der Maus in der Falle. Man könnte auch ein Feuerwerk veranstalten, das Haus anzünden und à la Sardanapal mit grandioser Geste von hinnen fahren.“

„Es wäre kitschig,“ bemerkte Weikhardt; „Sie würden es einem andern nie verzeihen.“

„Ich kanns auch nicht. Klammere mich verzweifelt an den tristen Fetzen Dasein. Dasein, was das bedeutet, Dasein!“ Er biß in das Polster und stöhnte: „Ich will nicht sterben! Ich will nicht sterben! Ich will nicht sterben!“

Weikhardt stand auf und wollte sich dem Bett nähern, doch

Imhoff wehrte leidenschaftlich ab. „So muß ich büßen," knirschte er, „so wird der Fresser gefressen. So schmeißt mich die Zeit aus ihrem Arm. Sehen Sie sich ihn nur an, den Kerl, der sich windet und um Pardon schreit und berichten Sie den andern darüber. Grüßen Sie sie von mir, grüßen Sie die lieben Jungens und Mädels! Adieu, Freund, adieu, adieu!"

Weikhardt nahm wortlos Abschied.

10

Karen war zur Erde bestattet. Viele Bewohner des Hauses waren mit zum Grab gegangen. Christian glaubte auch Johanna und Voß bemerkt zu haben.

Auf dem Heimweg ging Doktor Voltolini an seiner Seite. Sie gingen eine Weile schweigend, da kehrte sich Christian, ein unangenehmes Gefühl im Rücken verspürend, plötzlich um. Etwa zehn Schritte hinter sich sah er Niels Heinrich Engelschall. Dieser blieb stehen, als Christian stehenblieb, und schaute in eine Auslage.

Auf dem Kirchhof hatte sich Christian von den Freunden losgemacht, die ihn begleitet hatten; auch jetzt wäre er lieber allein gewesen, aber er mochte den Doktor nicht verletzen.

An ein Gespräch anknüpfend, das sie schon vor dem Leichenbegängnis geführt, sagte Doktor Voltolini: „Man müßte diesen Stübbe von seiner Familie trennen und in eine Anstalt schaffen. Das Delirium kann jeden Moment zum Ausbruch gelangen, dann erschlägt er vielleicht die ganze Gesellschaft. Und wenn auch nicht, die arme Frau wird die Mißhandlungen nicht mehr lange aushalten. Sie ist mit ihren Kräften am Ende."

„Ich bin in den letzten Tagen ein paarmal dazwischen getreten," antwortete Christian leise; „Leute von nebenan halfen

mir. Solch ein Mensch ist ärger als ein Wolf. Und die Kinder stehen herum und zittern."

„Es ist so schwer, bei den Behörden Präventivmaßregeln durchzusetzen," sagte Doktor Voltolini; „der Paragraph ist stärker als Vernunft und Menschlichkeit. Ist ein Übel geschehen, so erhebt sich das Gesetz, unbarmherziger oft, als es notwendig wäre. Es abzuwenden, dazu kann man es niemals bewegen."

Christian drehte sich wieder um. Noch immer ging Niels Heinrich hinter ihm; abermals blieb er stehen, als Christian stehenblieb, sah gleichgültig in die Mitte der Straße und spuckte aufs Trottoir.

„Es wird nicht danach gefragt, was man weiß und will, sondern danach, was man tut," sprach Christian weitergehend.

„Und das Getane, ist es selbst von der reinsten Absicht beseelt und vom strengsten Pflichtbewußtsein diktiert, wird mit Schmutz beworfen und man muß dafür leiden, wie für ein Verbrechen," entgegnete Doktor Voltolini bitter.

„Ist Ihnen das widerfahren?" erkundigte sich Christian mit seiner scheinbar konventionellen Teilnahme, doch mit aufgeschlossenem und schon lauschendem Blick.

„Ich rede nicht gern davon," begann der Doktor mit trüber Miene, „ich habe hier noch mit niemand davon gesprochen. Sie sind der erste, der einzige, bei dem ich den Wunsch habe. Gleich nachdem ich Sie kennenlernte, regte sich der Wunsch in mir. Nicht als ob Sie mir raten oder beistehen könnten; dazu ist es zu spät. Das Unheil hat ausgetobt und gehört der Vergangenheit an. Aber das immerwährende Schweigen nagt, und ich entgehe einer Lähmung, wenn ich Ihnen erzählen kann, was sich mit mir zugetragen hat."

Christian schüttelte, kaum merkbar übrigens, verwundert den Kopf, denn Worte dieser Art hatten schon viele Menschen zu ihm gesagt, und er begriff die Veranlassung nicht.

Doktor Voltolini fuhr fort: „Bis vor zwei Jahren war

ich Arzt in Riedberg bei Freiwaldau im österreichischen Schlesien. Der Ort liegt wenige Meilen von der preußischen Grenze entfernt; in unmittelbarer Nähe hatte man Heilquellen gefunden, Badegäste kamen, die Frequenz nahm von Jahr zu Jahr zu, und ich gelangte mit meiner Familie allmählich zu behaglichen Lebensumständen. Da geschah es zu Anfang des Sommers 1905, daß das Weib eines Häuslers vom Typhus befallen wurde, und ich tat, was meine beschworene Pflicht als Gemeindearzt war, ich zeigte die Erkrankung an. Einige Bürger wollten es verhindern; sogar die Sanitätskommission, deren Vorsitzender der Bürgermeister war, erhob Einwände und stellte mir vor, daß die Kurgäste den Ort verlassen und wahrscheinlich für lange Zeit in Verruf bringen würden. Ich erklärte, ich handle im Interesse des allgemeinen Wohls, demgegenüber kämen materielle Rücksichten nicht in Frage. Sie versuchten es mit Bitten, mit Drohungen; ich ließ mich nicht einschüchtern. Die nächste Folge war, daß eine Militärabteilung, die in Riedberg hätte einquartiert werden sollen und von deren Verweilen man sich Gewinn erhofft hatte, nach einem andern Ort befehligt wurde. Unter den Kurgästen entstand die befürchtete Panik; die meisten ergriffen die Flucht. Nun ergoß sich eine schmutzige Flut von Beschimpfungen über mich; alt und jung tobte in unflätiger Wut. Die Männer erwiderten meinen Gruß nicht; sie spukten aus, wenn sie mich sahen. Der Metzger, der Bäcker, der Milchhändler weigerten sich, meiner Frau die Lebensmittel zu verkaufen. Täglich erhielt ich anonyme Briefe, deren Inhalt Sie sich ungefähr denken können. Die Fenster wurden mir eingeworfen, man kam nicht mehr in meine Sprechstunde, kein Patient wagte es, mich zu rufen, die rückständigen Honorare wurden nicht bezahlt, es regnete Verdächtigungen und Verleumdungen vom albernen Gerede bis zum gefährlichen Inzicht. Endlich wurde mir die Stellung als Gemeindearzt gekündigt. Ich wandte mich an den Reichsverband der Ärzte;

dieser richtete einen Appell an die Landesbehörde. Der Gemeinderat und die Sanitätskommission wurden vom Statthalter aufgelöst, der Bürgermeister seines Amtes entsetzt, die Kündigung für ungültig erklärt, und eine Gendarmerieeskorte wurde geschickt, mit dem Auftrag, mich und die Meinen vor Tätlichkeiten zu schützen. Dadurch besserte sich meine Lage mit nichten. Vor körperlichem Schaden konnte man mich bewahren; die Praxis konnte man mir nicht zurückgeben, die Leute zwingen, mir das Geld zu bezahlen, das sie mir seit Jahr und Tag schuldeten, konnte man nicht. Ich war ruiniert. Im Verlauf von fünf Monaten hatte ich einundzwanzig Ehrenbeleidigungsklagen vor Gericht gebracht, und alle waren zu meinen Gunsten entschieden worden. Aber nach jedem Prozeß kam ich mutloser heim. Daß meines Bleibens in Riedberg nicht war, erkannte ich wohl. Aber wohin sollte ich als unbemittelter Landarzt ziehen, wohin mit Frau und Kind und einer alten, gebrechlichen Mutter? Wie sollte ich die Verleumder zum Schweigen bringen, wie die Schande abwaschen, die Kränkung vergessen? Ich hatte keinen Freund, der mich aufrichtete, die Tröstungen meines Weibes beugten mich nur noch tiefer, denn ich spürte ihre eigne Verzweiflung darin. Ich brach zusammen. Elf Monate lag ich in einem Krankenhaus; die Frau unterdes hatte mit beispielloser Energie eine neue Heimstätte, einen neuen Wirkungskreis für mich bereitet; ich erhielt die Erlaubnis, in Deutschland zu praktizieren, ich fing das Leben von vorne an, und obwohl ich kein Vertrauen mehr hatte, weder zu meiner Befähigung noch zu den Menschen, bin ich in meinem Innern wieder ruhig geworden. Unsere Umstände sind die dürftigsten; aber in dieser großen Stadt ist es möglich, sich eine Einsamkeit zu schaffen, in die kein unberufener Blick zu dringen vermag. Lange Zeit konnte ich meinen Beruf nur ausüben, wenn ich vergaß, daß es Menschen waren, mit denen ich zu tun hatte; es waren Mechanismen für mich, an denen ein Fehler zu

korrigieren war; Leid und Schmerz, das nahm ich gar nicht in mich auf, und es bemerken zu müssen, war mir verhaßt. Begreifen Sie es? Begreifen Sie diese Fühllosigkeit und Verachtung?"

„Nach allem, was Sie erlebt haben, begreife ich es," antwortete Christian; „aber ich glaube, Sie stehen nicht mehr ganz auf demselben Standpunkt. Habe ich recht? Ich glaube, es ist eine Wandlung eingetreten."

„Ja, gewiß, es ist eine Wandlung eingetreten," bestätigte Doktor Voltolini. „Und zwar —"; er unterbrach sich und warf einen verstohlenen Blick auf seinen Begleiter. Nach einer Pause fragte er scheu: „Warum haben Sie eigentlich damals gelächelt, als Ihnen das Mädchen, die Schirmacher, den Ring zeigte? Erinnern Sie sich? Sie können mir natürlich erwidern: Es war naheliegend, zu lächeln, denn der Stein, der ihr solche Freude machte, war vollkommen wertlos, und sie zu enttäuschen, wäre roh gewesen. Aber es war doch nicht dieses Lächeln; es war ein andres."

Christian sagte: „Ich weiß es wirklich nicht mehr genau. An den Ring und an die Freude des Mädchens erinnere ich mich. Ich kann aber doch heute nicht mehr sagen, aus welchem Grund ich damals lächeln mußte. Übrigens wäre es besser gewesen, wenn sie sich weniger gefreut hätte. Ein paar Tage danach hat sie den Ring verloren und weinte stundenlang um ihn, das arme Ding. Es wäre besser gewesen, wenn ich ihr gesagt hätte: Der Ring mitsamt dem Stein ist gar nichts wert. Ich hätte ihr sagen sollen: Wirf ihn weg. Fast immer sollte man den Leuten bei einem derartigen Anlaß sagen: Wirfs weg, es ist besser. Vielleicht habe ich gelächelt, weil ich es gern gesagt hätte und den Mut nicht aufbrachte."

„So war es auch," rief Doktor Voltolini hastig und beinahe erregt, „das war der Eindruck, den ich hatte."

„Wozu davon reden," wehrte Christian ab.

Sie standen vor dem Haus in der Stolpischen Straße.

Niels Heinrich Engelschall, der bis hierher gefolgt war, verschwand zwischen Fuhrwerken.

Doktor Voltolini schaute vor sich nieder, dann sagte er mit verlegenem Zaudern: „Sie könnten in dem Sinne, den Sie selbst angedeutet haben, viel für mich tun, wenn ich Sie hie und da einmal besuchen dürfte. Es klingt ja seltsam bei einem Mann in vorgerückten Jahren, wie ein Schwächegeständnis; ich habe auch gar keine Rechtfertigung für einen solchen Anspruch, aber es wäre mir damit gedient; ich käme weiter; ich könnte mich dann mit dem Schicksal aussöhnen, mit frischen Kräften an den Wiederaufbau meiner Existenz gehen.“ Sein Blick richtete sich gespannt in Christians Gesicht.

Christian senkte den Kopf, und nach einigem Überlegen antwortete er: „Ihre Bitte ist sehr schmeichelhaft für mich. Ich stehe Ihnen gern zur Verfügung. Ich hoffe wenigstens, daß ich es kann. Um Sie nicht mit Redensarten abzuspeisen, will ich Ihnen sagen, daß ich in nächster Zeit ungemein okkupiert sein werde. Nicht bloß innerlich, innerlich bin ich es ohnedies; aber auch äußerlich. Ich stehe vor einer schweren Aufgabe, vor einer furchtbar schweren Aufgabe.“

Betroffen von der tiefernsten Miene Christians, fragte Doktor Voltolini: „Ich möchte nicht aufdringlich sein, aber darf man wissen, was es für eine Aufgabe ist?“

„Die Aufgabe ist, den Menschen zu finden, der Ruth Hofmann ermordet hat.“

„Wie denn?“ fragte Doktor Voltolini bestürzt, „ich dächte doch ... ist denn der Mörder nicht verhaftet?“

Christian schüttelte den Kopf. „Der Verhaftete ist es nicht,“ sagte er leise und bestimmt. „Ich habe ihn gesehen. Ich habe ihn vor dem Untersuchungsrichter gesehen. Ich habe ihn auch von einer früheren Begegnung her wiedererkannt. Er ist nicht der Mörder.“

„Das klingt sonderbar ...“ murmelte Doktor Voltolini; „ist es nur Ihre persönliche Meinung, oder vermutet die Behörde gleichfalls – ?“

„Es ist keine Meinung,“ entgegnete Christian versonnen, „es ist vielleicht mehr, vielleicht weniger, wie mans nimmt. Was die Behörde vermutet, weiß ich nicht. Ohne Zweifel hält sie Joachim Heinzen für den Mörder. Er hat ja Geständnisse gemacht. Ich halte die Geständnisse für falsch.“

„Und haben Sie etwas dergleichen vor dem Richter geäußert?“

„Nein; wie könnt ich auch? Ich habe ja nicht einmal einen Verdacht. Ich weiß bloß, daß es der nicht ist, den man für den Mörder hält.“

„Aber wie wollen Sie den wirklichen Mörder finden, wenn Sie nicht einmal einen Verdacht haben?“

„Das weiß ich nicht; aber es muß sein.“

„Wie ... es muß sein? Was wollen Sie damit sagen?“

Christian erwiderte nichts darauf. Er hob den Blick, reichte Doktor Voltolini freundlich die Hand und sagte: „Wenn Sie also kommen und Sie treffen mich nicht an, so seien Sie mir deswegen nicht böse. Auf Wiedersehen.“

Der Doktor drückte die Hand schweigend und fest.

Christian ging ins Haus, in Karens Wohnung hinauf. Eine Viertelstunde später schritt Niels Heinrich Engelschall die Treppen empor.

II

Ein Fleckchen Sonne zitterte auf der gegenüberliegenden Mauer des Hofes. Der Abglanz davon erhellte den Spiegel über dem Ledersofa. Im Ofen brannte Feuer nur noch schwach; Johanna Schöntag hatte ein paar Schaufeln Kohlen nachgeworfen, ehe sie zum Begräbnis gegangen war. Die Glut knisterte. Im Zimmer wurde es kalt.

Michael Hofmann saß vor dem Schachbrett. Der Student Lamprecht hatte ihm ein Problem aufgestellt. Michael starrte

auf das Brett mit den Figuren. Bisweilen sammelten sich seine Gedanken im Willen zur Lösung, dann wieder schweiften sie ab. So weit hatte er sich äußeren Dingen bereits zugewandt, daß er vermochte, die Figuren und ihre Position im Sinn zu halten. Auch in der Nacht, im Finstern — Schlaf war selten — wurden ihm die beiden Könige mit Turm und Läufer zum Bild.

Der Sonnenfleck sank herunter, der Schnee auf dem Pflaster blitzte. Michael sah durchs Fenster. Das Leuchten des Schnees verursachte eine Bewegung in seinem Auge. Das Weiße, warum quälte es? Er hätte es fortwischen mögen, ausblasen, zudecken. Weißes war Lüge.

Er stand auf und ging durch das Zimmer. Frech stoben die Sonnenfunken aus dem Weißen. Die Stube log mit. Laß mich zufrieden, Weißes, rief es in ihm.

Er blieb stehen, lauschte, lauschend zuckten die Augenlider, ihm schwebte etwas vor, es mahnte ihn etwas, nicht so sehr Vergessenes als Unterdrücktes, Erstickten; er griff in die Tasche seiner Hose und zog einen knäuelartigen, zusammengeballten Gegenstand von schwarzbrauner Farbe hervor. Er betrachtete ihn und begann zu schaudern. In seiner Miene war einen Moment lang dasselbe Grübeln wie beim Anschauen der Figuren auf dem Brett. Dann gerieten die Finger in Unruhe; mehr und mehr erbleichend, bemühte er sich, das Zusammengeballte zu öffnen. Es war ein Tuch; es war ein Taschentuch. Es war einmal weiß gewesen, und nun ganz und gar in Blut getränkt.

Es war weiß gewesen, und nun war es schwarz vom Blut. Es war so erstarrt, vom langen Tragen in der Tasche dergestalt verhärtet, daß das Auseinanderfalten schwierig war, als sei es ein Stück Leder. Endlich bot es die Fläche. In einer Ecke waren die Initialen R. H. eingestickt.

„Weißes ist schlecht und Rotes ist schlecht," flüsterte Michael vor sich hin mit dem Blick eines gehetzten Hundes. Er rang

mit einem Entschluß, suchte nach einem Ausweg, in seinem Wesen war Verzweiflung; er schaute sich um, eilte zum Ofen, riß das Eisentürchen auf und warf das blutgetränkte Tuch in die Glut. Als es in einer raschen Flamme aufflackerte, seufzte er erleichtert und stand bebend da.

12

Niemand war in den Stuben. Das Bett, in welchem Karen gestorben, war hinausgeschafft worden.

Christian schritt eine Weile auf und ab, dann ließ er sich am Tische nieder und stützte den Kopf in die Hand. Er dachte: Ruth hat Karen weggerufen, Ruth wird noch viele wegrufen; was ist die Welt ohne Ruth? Ruth war von allem der Kern, von allem die Seele. Und was ist geschehen mit Ruth, was ist eigentlich mit ihr geschehen? Etwas ungeheuer Gräßliches, ungeheuer Verworfenes, aber auch ungeheuer Geheimnisvolles. Es zu ergründen, mußte man jegliches andre Gefühl und Geschäft hintansetzen, jede Lust, jeden Schmerz, jegliches Vorhaben; Nahrung, Schlaf und selbst das Schauen.

Er dachte über die Verwirrung nach, die Karens Tod in ihm erzeugt hatte. Es war so viel leerer Raum um ihn, seit Karen fort war; der Raum schrie nach ihr und wurde nicht still; Trauer löste sich nur widerstrebend los; dies Dasein war so grell und heftig gewesen wie ein brennender Berg. Man horchte in die geronnene Luft; der Berg war versunken, und an seiner Stelle dehnte sich wüstes Gelände weit.

Es schallten Schritte, die Tür öffnete sich, Niels Heinrich trat ein.

Er nickte geringschätzig gegen den Tisch hin, wo Christian saß. Er trug einen steifen Hut, zurückgeschoben, und behielt ihn auf dem Kopf. Er schaute sich um wie jemand, der eine ausgeschriebene Wohnung mieten will. Er ging in die zweite

Stube, kam wieder zurück, stellte sich frech vor Christian hin und schnitt eine Grimasse.

„Was wünschen Sie?“ fragte Christian.

Es müßten die Sachen abgeholt werden, antwortete Niels Heinrich, die Witwe habe ihn hergeschickt. Er nannte seine Mutter stets die Witwe. Seine Fistelstimme drang bis in die Ekken. Kleider, Wäsche, Stiefel, überhaupt das Eigentum der Verstorbenen müsse ausgeliefert werden, nachgezählt, fortgeschafft.

Ruhig sagte Christian: „Ich hindere Sie nicht. Tun Sie, was Ihnen beliebt.“

Niels Heinrich pfiff leise durch die Zähne. Er drehte sich um und gewahrte Karens Holzkoffer, der in einem Winkel stand. Er zog ihn in die Mitte der Stube, und da er verschlossen war, hieb er erst mit der Faust, dann mit dem Stiefelabsatz auf den Deckel. Christian sagte, es sei nicht nötig, Gewalt anzuwenden, den Schlüssel habe die Isolde Schirmacher. Da kehrte sich Niels Heinrich schroff zu ihm und fragte, ob da die Perlen drin seien? Als Christian verwundert schwieg, fügte er hinzu, und sein Ton wurde immer gereizter, die Witwe habe ihm die Ohren vollgeblasen von einer Perlenschnur mit Perlen, so groß wie Taubeneier. Wem die zufielen? Die hätten doch zweifelsohne der Verstorbenen gehört, die habe er doch zweifelsohne dem Mädchen geschenkt; wem die zufielen? Die müßten doch der Familie zufallen, wolle er hoffen, den rechtmäßigen Erben, da würden doch hoffentlich keine Fisematenten gemacht.

„Sie sind im Irrtum,“ entgegnete Christian kalt; „die Perlen haben Karen nicht gehört. Sie gehören meiner Mutter, und ich war durch ein Versprechen verpflichtet, sie ihr zurückzugeben. Ich werde sie bei nächster sicherer Gelegenheit nach Frankfurt schicken.“

Niels Heinrich stand eine Weile unbeweglich; in den Augen kochte grüne Wut. Soso, ließ er sich endlich vernehmen, nun wolle der Herr vermutlich die Firma liquidieren? Ein armes,

dämliches Weibsluder betakeln, sie jahrelang an der Nase herumführen, bis sie hin sei, und dann nicht mal was Anständiges für die trauernden Hinterbliebenen berappen. Aber so billig komme der Herr nicht davon, da habe er, Niels Heinrich, auch noch ein Wörtchen dreinzureden. Und wenn der Herr nicht mit einer tüchtigen Portion Pimperlinge herausrücke, dann könne er was erleben. Dann solle er mal erfahren, wer Niels Heinrich Engelschall sei. Dieser Toback lobe sich selbst, wie es bei Nathusius immer geheißen habe. Er lachte schallkurz und krätschte die Beine.

„Ich weiß, wer Sie sind, aber ich fürchte Sie nicht," sagte Christian mit einem beinahe heiteren Gesichtsausdruck.

Niels Heinrich stutzte. Sein unsicher werdender Blick fiel auf Christians feine, schmale und gepflegte Hände. Plötzlich musterte er seine eigenen Hände, streckte sie aus, spreizte die Finger. Diese Gebärde interessierte Christian ungemein, er konnte sich über den Grund keine Rechenschaft geben. Der ganze Mensch fesselte ihn auf einmal von einer Seite, die er bisher nicht wahrgenommen hatte, lediglich wegen der Gebärde mit den Händen. Niels Heinrich bemerkte es und stutzte von neuem.

Ob das alles sei, was der Herr zu erwidern habe? forschte er finster; der Herr verstehe sich ja aufs Hochdeutsche, da sei nicht dran zu tippen, und wenn der Herr wünsche, könne auch er, Niels Heinrich, sich hochdeutsch ins Benehmen setzen, weshalb denn nicht? Aber wenn man von Familie sei, von einer so hochnobligen außerdem, wo die Millionenzucht im Schwange sei wie beim Pächter Rademacher die Kaninchenzucht, sei es schofel, sich zu drücken wie ein Zechpreller. Man verlange ja nicht gerade die Perlen. Man verzichte auf die Perlen, obschon er es dahingestellt sein lasse, ob das mit dem leihweisen Geschenk nicht ein Aufsitzer und blitzblauer Humbug sei, ein Gentleman täte so was jedenfalls nicht. Aber Abfindung, die verlange man, darauf bestehe man, das sei

man seiner Ehre schuldig, das hätte sich die Verstorbene auch sicherlich so gedacht.

Er musterte wieder seine Hände.

Christian sah ihn aufmerksam an. Er antwortete: „Sie befinden sich auch in dieser Hinsicht im Irrtum. Ich verfüge nicht über Geldmittel. Meine Bewegungsfreiheit ist, was das Geld betrifft, geringer als die Ihre, geringer als die irgendeines Menschen, der durch Arbeit sein Brot verdient.“ Er unterbrach sich, als er das Hohnlächeln Niels Heinrichs wahrnahm. In dem Lächeln war so viel Gemeinheit, daß es ihn förmlich blendete.

An die Geschichten glaube er nicht, versetzte Niels Heinrich, und wenn er dafür sollte gerädert werden; der Herr möge ihm sagen, was dahinter stecke, dann werde ers vielleicht glauben; aber es müsse ja einer Regenwürmer im Kopfe haben, um so was zu tun. Der Herr möge ihm sagen, was dahinter stecke, dann gehe ihm vielleicht ein Seifensieder auf. Daß etwas dahinter stecke, wolle er gerne glauben; wer konnte wissen, was für schauderbare Sachen der Herr auf dem Gewissen habe; Herr Papa und Frau Mama verweigerten den Kies und er mache blümerante Flausen. Aber man könne dem Herrn noch allerlei Widerwärtigkeiten bereiten; es gebe ohnehin manche, nicht bloß in der Stolpischen Straße, sondern auch anderswo, denen der Liebeshandel zwischen ihm und der ermordeten Jüdin nicht recht koscher erscheine; er, Niels Heinrich, wisse dies und das, andre wüßten andres, der Herr werde gleichfalls seinen Teil wissen, und werde Farbe zu bekennen haben, wenn man ihm ordentlich auf den Leib rücke. Man brauche bloß an geeigneter Stelle eine Silbe zu reden, und der Herr werde sich noch deutlicher als bisher in den Zeitungen gedruckt lesen, in schöner Eintracht mit dem Bluthund Joachim Heinzen. Da liege dann der Hase im Dreck; oder, um sich hochdeutsch auszuquetschen, da sei dann der Herr bis über die Ohren kompromittiert.

In Christians Miene zeigte sich nicht die leiseste Spur von Empörung oder Ekel. Er schaute mit gesenkten Augen vor sich hin, als denke er darüber nach, wie er möglichst sachlich erwidern könne. Dann sagte er: „Ihre versteckten Drohungen schrecken mich ebensowenig wie die offenen. Wo man meinen Namen nennt und unter welchen Umständen, gesprochen, geschrieben oder gedruckt, berührt mich nicht im mindesten. Kompromittiert werden kann ich in gar keiner Weise. Niemand hat durch seine Meinung oder durch sein persönliches Verhältnis Einfluß auf mich, auch die nicht, die mir früher am nächsten gestanden sind. Es ist das also der dritte Irrtum, den ich Ihnen rauben muß. Allem, was Sie vorgebracht haben, fehlt die reale Unterlage, besonders Ihrer Anspielung auf meine Beziehung zu Ruth Hofmann. Darüber ist keinem Menschen etwas bekannt, und ich habe mich zu keinem Menschen darüber geäußert. Ruth hat es gewiß nicht getan. Mit welchem Recht maßen Sie sich also ein Urteil an, und noch dazu ein so schimpfliches? Sie ahnen gar nicht, wie weit es von der Wahrheit entfernt ist. Trotzdem wundert es mich, daß Sie von ihm eine Wirkung erwarten, und daß Sie annehmen, eine so falsche und inhaltlose Beschuldigung könnte mich treffen oder ängstigen. Aber wollen Sie nicht lieber Platz nehmen? Sie stehen so feindselig da. Es ist gar kein Anlaß zu Feindseligkeit zwischen uns, ich wollte Ihnen das schon längst sagen. Wenn Sie über etwas noch im unklaren sind, was mich oder Ihre verstorbene Schwester angeht, will ich Ihnen mit Vergnügen Auskunft geben; dafür möchte ich auch Sie bitten, mir ein paar Fragen zu beantworten. Setzen Sie sich doch." Er wies höflich auf einen Stuhl.

Diese Worte, diese Ruhe, diese Höflichkeit verblüfften Niels Heinrich außerordentlich. Er war auf ein Aufbrausen gefaßt gewesen, auf zornige oder stolze Zurückweisung; auf die übliche Gegendrohung, mit der ein unverhüllter Erpressungsversuch wie der seine abgefertigt zu werden pflegt; auf Be-

stürzung, auf Kleinmut schließlich; auf diese Höflichkeit war er nicht gefaßt gewesen. Sie war so grundverschieden von allem, was er im Verkehr mit Menschen erfahren hatte, daß seine Augen eine Weile bloß rund stierten, als habe er einen Unzurechnungsfähigen vor sich, dessen Gebaren halb lächerlich, halb mißtrauenerweckend war. Er griff nach dem Stuhl und setzte sich: angriffsbereit und hämisch geduckt.

„Der Herr redet wie 'n Linksanwalt," spottete er; „der Herr könnte bei Jericht sein Jlücke machen. Wat wolln Se mir denn fragen? Schießen Se man los. Nur keene Bange nich. Und da sich der Herr einer so jebildeten Rede befleißigt, kann ich mir ja den unjewaschenen Schnabel 'n bisken pomadisieren. Ick versteh mir, wie jesagt, ooch uf jebildet. Ick laß mir in dem Punkte nich lumpen. Habe sogar als kleener Junge mal in 't Jymnasium jerochen. Die Witwe hatte damals noch Ambitionen."

Der Hohn klang auf einmal mühselig; er biß auf das Eisen der Kette.

„Sie erwähnten vorhin Joachim Heinzen," sprach Christian; „Sie sagten, er sei ein Bluthund. Ist das wirklich Ihre Meinung über ihn? Sie waren ja oft mit ihm beisammen, Sie müssen eine ziemlich genaue Kenntnis seines Charakters haben. Halten Sie ihn wirklich für fähig, einen Mord zu begehen? Ich bitte, überlegen Sie sich Ihre Antwort noch einen Augenblick; es hängt viel davon ab. Warum sehen Sie mich so an? Was ist denn?" Christian erhob sich unwillkürlich, denn der Blick, den Niels Heinrich auf ihn heftete, war geradezu furchtbar.

Wozu er solchen Blödsinn frage? erwiderte Niels Heinrich beinahe schreiend und erhob sich in derselben Sekunde; was das denn heißen solle? Eine Pappschachtel lag auf dem Tisch; er nahm sie in die Hand und schleuderte sie wieder hin. Der Unvorsichtigkeit seines Ausbruchs innewerdend und ihn bereuend, meckerte er. Weshalb denn nicht fähig? fuhr er lauernd

fort, mit farblosen, gleitenden Augen; habe Heinzen die Jüdin abgemurkst, so müsse ers selber am besten wissen. Wie der Herr dazu komme, sich in so was einzumischen, ob er vielleicht ein Achtgroschenjunge sei, ein Spitzel? „Ich kenne den Menschen," sagte er, immer mit farblosen, gleitenden Augen, denen er vergeblich Stetigkeit zu geben versuchte, indes das fahle, schlaffe Muskelwerk des Gesichts sich wieder zu festigen anfing, „ich kenne den Menschen. Freilich, wie soll man eenen auskennen? Hatte keenen blassen Schimmer davon, daß er dergleichen im Hirne wälzte. Der Deiwel muß ihn jeritten haben; Jift muß er jesoffen haben. Sagt es ihm oft; Junge, sagt ick ihm, det wird noch 'n beeses Ende nehmen." Er steckte die Fäuste in die Hosentaschen, machte ein paar Schritte und lehnte sich prahlerisch an den Ofen.

Christian trat auf ihn zu. Ruhig sagte er: „Mein Eindruck war, daß er lügt. Er belügt den Richter, er belügt sich. Er weiß nicht, was er spricht, er weiß nicht, was er tut, und er weiß nicht, wessen er sich bezichtigt. Sind Sie denn nicht auch der Meinung, daß sein Geist gänzlich verworren ist? Er ist sicher nur das Werkzeug eines andern. Es muß ein entsetzlicher Zwang auf ihn ausgeübt worden sein, und unter diesem Zwang hat er Angaben gemacht, die ihn so stark belasten, daß er sich bereits rettungslos verstrickt hat. Wenn nicht ein Wunder geschieht, oder der wahre Schuldige entdeckt wird, ist er verloren."

Niels Heinrichs Hals ward wie ein Stengel. Der Adamsapfel schlickerte nervös. Alle Haut an ihm war weiß, ausgenommen die Ohren, die die Röte rohen Fleisches hatten. „Möchten Sie mir mal gütigst erklären, Verehrtester: was kümmert Sie denn eigentlich die ganze Angelegenheit?" fragte er in der Fistel, die oben brach; fragte es mit einem unerwarteten Verlassen seines rüden Jargons, von dem nur die Schärfe und rhythmische Gehacktheit blieben; „was ziehen Sie denn da für Schlüsse? Wo wollen Sie denn damit hin-

aus? Und was, zum Henker, geht mich das alles an? Möchten Sie mir das mal gütigst erklären?"

„Es geht Sie insofern an," erwiderte Christian tiefaufatmend, „als Sie doch häufigen Umgang mit Joachim Heinzen gehabt haben und mir möglicherweise einen Fingerzeig geben können. Sie müssen sich doch bestimmte Gedanken über den Fall machen. Die Sache muß Sie, so oder so, irgendwie berühren. Da nun nach meiner unerschütterlichen Überzeugung Heinzen der Mörder nicht ist, nicht sein kann, und er zugleich, wovon ich ebenfalls durchdrungen bin, unter der Beeinflussung des wirklichen Mörders handelt, so muß dieser unter den Leuten zu finden sein, mit denen Heinzen zu tun hatte. Ich kann mir nicht denken, daß er nicht jedem einzelnen in dem Kreis aufgefallen sein sollte, denn es muß ein Mensch sein, der sich von den andern wesentlich unterscheidet. Daß er dem Arm der Gerechtigkeit bis jetzt entschlüpft ist, bestätigt nur meine Ansicht über ihn; aber wissen muß man von ihm, übersehen werden konnte einer nicht, der das zu tun imstande war. Und deswegen wollte ich mich an Sie wenden. Wären Sie nicht gekommen, so wäre ich zu Ihnen gegangen."

Niels Heinrich grinste. „Zu liebenswürdig," sagte er mit verzerrten Lippen, „hätte mich kolossal jefreut." Beklommenheit und wühlende Erregung verriet sich an den krampfhaft emporgezogenen Brauen. Er suchte sich zu sammeln, stotterte aber dennoch, als er fortfuhr: „Soso. Das ist also Ihre Überzeugung. Unerschütterliche Überzeugung; soso. Und woher nehmen Sie denn die, wenn es jestattet ist, zu fragen? Warum soll er sie denn nich abjemurkst haben, wo er es doch bei Jericht freiwillig gestanden hat? Warum denn nicht, wenn man fragen darf? Is doch aufgelegter Quatsch, das alles. Haben Sie sich höchsteijenhändig aus den Redaktionsfingern jelutscht, Verehrtester. Wie kommen Sie denn dazu?"

„Das will ich Ihnen sagen," antwortete Christian, dessen Gesichtsausdruck von Minute zu Minute grübelnder wurde;

„ein Mensch wie dieser Joachim Heinzen konnte nicht fähig gewesen sein, Ruth zu töten. Zu töten! Was das allein bedeutet. Und Ruth zu töten! Nein, es ist vollständig ausgeschlossen. Er ist ja ein Schwachsinniger. Viele glauben, eben deshalb sei ihm die Tat zuzutrauen. Aber ein Schwachsinniger konnte Ruth nicht töten. Wenn man sich auch vorstellt, daß er einem tierischen Instinkt gehorcht hat, in einer bestialischen Raserei alle Selbstbeherrschung, ja alle Menschenähnlichkeit verloren hat; bis zum Letzten konnte er nicht gelangen, bis zum Mord niemals. Dieser Mensch nicht. Es ist vollständig ausgeschlossen. Ich habe mir seine Hände angesehen. Seine Hände und seine Augen. Es ist vollständig ausgeschlossen."

Er machte eine Pause. Niels Heinrich lehnte noch am Ofen, die Hände hinter sich, zwischen Rücken und Kacheln.

Christian fuhr mit leiser, aber ungemein klarer und eindringlicher Stimme fort: „Es ist darum ausgeschlossen, weil er eben die entscheidenden Eigenschaften dafür nicht besitzt. Ich habe getrachtet, mich so tief in ihn zu versetzen, als es möglich war. Es ist mir gelungen, alle andern Gedanken und Vorstellungen auszuschalten, um mir ein Bild seines Charakters zu machen, sowie auch von der Rolle, die er bei der Tat gespielt haben müßte. Und wenn ich ihn mir in der scheußlichsten Entfesselung denke, in der scheußlichsten tollwütigsten Gier, so sage ich mir: im letzten Augenblick wäre er Ruth gegenüber unterlegen. Wenn er den Arm aufgehoben und Ruth ihn angeschaut hätte, wäre er, so wie er ist und ich ihn beurteile, schwach geworden. Er hätte sich auf die Knie geworfen und vor ihr gewinselt; er hätte eher sich selbst umgebracht als ihr ein Leid zugefügt. Und hätte sie ihm einmal einen Funken von Besonnenheit, einen Funken von Empfindung eingehaucht, so hätte sie ihn auch ganz für sich gewonnen. Sie werden einwenden: das sind Hypothesen und Vermutungen; aber das ist durchaus nicht der Fall, wenn

man weiß, wer Ruth war. Haben Sie sie gekannt? Sind Sie ihr nie begegnet?"

Diese unbefangene, harmlose Frage rief eine geisterhafte Fahlheit in Niels Heinrichs Gesicht hervor. Er murmelte etwas und zuckte die Achseln.

„Sie werden ferner einwenden: derselbe Zwang, unter dem er seine Geständnisse ablegt, hätte ihn ja auch zum Mord treiben können. Was tut nicht alles ein Mensch in der Verfinsterung und Manie; ein so niedriger, brutaler, haltloser Mensch. Aber seine Geständnisse haben nach meiner Ansicht gar keinen Wert. Sie sind ihm eingegeben und befohlen, das merkt man ja. Er verwickelt sich in Widersprüche, hat heute vergessen, was er gestern behauptet, und Folgerichtigkeit liegt nur in der Art, wie er immer wieder sich selbst beschuldigt. Nicht nur Folgerichtigkeit liegt darin, sondern auch etwas andres, nämlich Verzweiflung und Entsetzen, und das äußert sich nicht so, wie es sich bei einem Schuldigen und von seinem Gewissen Gefolterten äußern müßte, sondern so wie bei einem Kind, das eine Nacht lang in einem finstern Raum hat verbringen müssen, wo es von einem unheimlichen und grausigen Gespensterspuk bis in den innersten Grund der Seele verstört worden ist. Sein Gewissen hätte doch eben durch das Geständnis erleichtert werden müssen; es zeigt sich aber das Gegenteil. Wie ist das zu erklären? Und dann: er soll Ruth an einen verborgenen Ort gelockt haben. Natürlich, es muß ja ein verborgener Ort gewesen sein, wenn es nicht im Wald oder auf freiem Felde war. Aber trotz der sorgfältigsten Nachforschungen hat man diesen Ort noch nicht zu ermitteln vermocht, und in keinem Verhör hat Heinzen dazu überredet werden können, ihn anzugeben. Es wird ihm ununterbrochen mit Fragen zugesetzt; über diesen Punkt schweigt er beharrlich oder antwortet ungereimtes Zeug. Man hat zweierlei Erklärungen dafür. Die eine ist, daß er einen Komplizen schonen will, dessen Spur man sofort finden würde, wenn der Schau-

platz des Verbrechens bekannt wäre; die andre, daß eine jener Gedächtnisstörungen, sogar völliges Aufhören der Erinnerung eingetreten ist, wie man es bei geistig Anormalen bisweilen wahrnimmt. Ich glaube weder an das eine, noch an das andre. Er weiß den Ort gar nicht; das ist meine Ansicht. Er war bei der Verübung des Mordes vielleicht gar nicht zugegen. Es ist möglich, daß er schwer betrunken war oder aus einem trunkenen Zustand eben zu sich kam, als er die Leiche neben sich erblickte. Es ist möglich, daß er durch den Anblick der Leiche zu der fürchterlichen Täuschung kam oder durch irgendwelche Kniffe dazu gebracht wurde, sich selbst für den Mörder zu halten ..."

Niels Heinrich trat einen Schritt vor. Seine Kinnlade schlotterte. Ihm war auf einmal wie in einem Platzregen glühender Steine. Ein finster grausendes Erstaunen malte sich in seinen Zügen. Er hatte schweigen gewollt; er hatte höhnen gewollt; er hatte gehen gewollt; er hatte nichts und doch alles begriffen; er wollte kalt sein und ahnungslos scheinen, denn da rückte die Gefahr heran, die endliche Gefahr, die Rache, das Schwert, der Strick, das Beil. Da rückten sie heran; dennoch war er nicht imstande, sich zu bemeistern; es war stärker als alles. „Mensch," kam es orgelnd aus der schluckenden Kehle, „Mensch ..." Dann, in der dämonischen Angst, daß er durch sein Benehmen die Gefahr nur vergrößert: das könne man ja nicht aushalten, das greife einem an die Nerven; was habe man denn zu schaffen damit? Und wieder Verstummen vor dem ein wenig blinzelnden Blick Christians, gespanntes Hinstarren und Lauern; jetzt durfte man ihn nicht mehr außer acht lassen, jetzt wurde die Geschichte sengerig, jetzt hieß es, sich seiner Haut wehren. Was würde es denn noch quasseln, das verdammte Maul?

Christian ging zum Fenster und kehrte zurück; umkreiste den Tisch und kehrte zurück; er hatte die Regung Niels Heinrichs wahrgenommen; er hatte davon den Eindruck gehabt,

wie wenn ein Reifen platzt und Schleimiges aus den Dauben quillt, doch wurde dies erst später greifbar; er hatte nur das sonderbare Gefühl, eine Bestätigung erfahren zu haben, und wollte Gedankengänge und innerlich Geschautes, dem er selbst noch zaghaft gegenüberstand, weiterentwickeln. Er sagte: „Um Ruth an den Ort zu locken, wo sie getötet worden ist, dazu bedurfte es einer gewissen Verschlagenheit. Es mußten umsichtige Vorbereitungen und Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, die sich auch bewährt haben, wie der Erfolg zeigt. Aber nach der Aussage aller Zeugen, die ihn kennen, fehlt Heinzen hiezu jegliche Eignung. Er wird als so blöde geschildert, daß er sich nicht einmal einen Namen oder eine Zahl merken konnte. Und den Mord verübte er dann mit der ganzen brutalen, mitleidlosen Gewalt eines vertierten Wollüstlings, wird angenommen. Die kriminalistischen Sachverständigen behaupten, diese Mischung von Tücke und Brutalität sei das Charakteristische solcher Individuen und Verbrechen. Das mag schon sein. Aber es ist nichts damit erwiesen. So einfach war es hier nicht. Ruth ist einen andern Weg gegangen als den zu Joachim Heinzen."

„Einen andern? Und welchen denn? Ei, ei!" quakte Niels Heinrich. „Kieck mal an, da kriste de Motten. Da muß doch gleich ne olle Wand wackeln." Er griff nach seinem Hut, den er zu Beginn des Gesprächs an den Schrankaufsatz gehängt hatte, schob ihn verwegen aufs Ohr und schickte sich an zu gehen. Christian wußte aber, daß er nicht gehen würde, und er folgte Niels Heinrich mit einem Blick, der leidenschaftlich fragte. Sein Gemüt war schrecklich bewegt.

Niels Heinrich ging wirklich nur bis zur Tür. Dort drehte er sich um, mit einer verkniffenen, spähenden Miene, langte scheinbar gleichgültig in seine Tasche und zog einen kleinen Revolver hervor. Mit der einen Hand hielt er ihn, mit den Fingern der andern spielte er am Hahn und an der Sicherung: scheinbar gleichgültig und wie um sich zu zerstreuen.

Christian beachtete das perfide Spiel mit der Waffe nicht; er sah es kaum. Er stand in der Mitte des Zimmers, und in der unhemmbaren Erregung, von der er gepackt war, preßte er die Rechte auf die Augen. Er sagte: „Ich habe es vielleicht nur geträumt, daß sie sich freiwillig entschlossen hat, zu sterben. Mord, ja, es war Mord, aber sie hat ihre Einwilligung dazu gegeben. Diese letzten Stunden von ihr! Sie müssen unerhört gewesen sein, das Letzte der Welt; kein Gefühl kommt dahin. Schritt für Schritt; und dann hat sie selbst um das Ende gebeten. Ich habe es vielleicht nur geträumt, aber es ist, als hätte ichs gesehen ...“

Er brach ab, denn ein scharfer, peitschenartiger Knall erschallte. Ein Schuß war losgegangen. Einer der Stühle am Tisch erzitterte. Die Kugel war in das Stuhlbein gefahren; aber sie hatte auchs Niels Heinrichs Handrücken gestreift, und aus der Wunde, die einem Schnitt glich, strömte Blut. Er fluchte erbost und schüttelte sich.

„Sie haben sich verletzt!“ rief Christian teilnehmend und trat auf ihn zu. Doch lauschten beide noch; wie Verschworene lauschten sie gegen die Tür. Die Dazwischenkunft eines Dritten schien jedem von ihnen unerwünscht. Obgleich die Detonation gering gewesen, war sie in den Nachbarwohnungen gehört worden; Türen wurden aufgerissen; man vernahm fragende, schimpfende, ängstliche Stimmen, und nach einigen Minuten wurde es wieder still. Die Leute waren an allerlei Alarm gewöhnt und beruhigten sich schnell.

Niels Heinrich wickelte sein nicht ganz sauberes Sacktuch um die blutende Hand; indessen war Christian ins Nebenzimmer geeilt und brachte Wasser im Krug und ein reines Tuch. Er wusch die Wunde und verband sie kunstgerecht. Dabei verfuhr er mit solcher Zartheit und Sorgfalt, daß ihn Niels Heinrich mit angestrengt gerunzelter Stirn und einer düsteren Scheu betrachtete. Dergleichen war ihm, bei einem Mann wenigstens, noch niemals untergekommen. Er ließ es sich

gefallen: verächtlich, der Verachtung nicht recht sicher; er konnte nicht umhin, es sich gefallen zu lassen.

„Es hätte schlimmer ausgehen können," murmelte Christian, als er fertig war.

Niels Heinrich antwortete nicht, und nun entstand ein ziemlich langes, merkwürdiges Schweigen.

„Nanu, was solls denn also?" stieß Niels Heinrich barsch hervor, denn er spürte die schreckliche Bedeutung dieses Schweigens.

Christian stützte die Hände auf die Stuhllehne und schaute Niels Heinrich an. Er war bleich und kämpfte um das Wort. „Wichtig wäre es, festzustellen, wo sich Michael während der ganzen Zeit versteckt gehalten hat, in der er verschwunden war," begann er; und er sprach anders als vorher, hintastender, forschender, bebender, ungewisser, so als richte er während des Redens beständig Fragen an sich selbst; „es wäre äußerst wichtig. Michael ist Ruths Bruder; Sie werden gehört haben, daß er sechs Tage lang absolut unauffindbar war. Sooft ihn der Kommissär oder der Untersuchungsrichter darüber vernehmen will, bekommt er einen hysterischen Anfall. Man hat sich entschlossen, einstweilen zu verzichten, und überwacht ihn streng. Aber er rührt sich nicht aus der Stube und gibt keinen Laut von sich. Die Gerichtsärzte schütteln den Kopf; niemand weiß Rat. Es hängt alles davon ab, daß man ihn endlich zum Sprechen veranlaßt; es würde sicherlich Licht in das Geheimnis bringen; aber, wie gesagt, es wäre schon viel gewonnen, wenn man erfahren könnte, wo er sich versteckt gehalten hat."

Niels Heinrich starrte finster bestürzt. Der Mensch wurde ihm immer fürchterlicher. In seinen Augen zuckte Fluchterwägung. „Wie soll ick denn dat wissen?" knurrte er; „det is mir überhaupt ejal. Wie soll ick denn dat wissen? Ick sagte Ihnen ja schon, wat jeht mir denn das an?" Er griff wieder zur Mundart, als schütze ihn die.

„Ich dachte nur, daß man Ihnen vielleicht Gerüchte zugetragen hat, daß vielleicht Leute in der Gegend der Heinzenschen Wohnung etwas bemerkt oder gehört haben. Entsinnen Sie sich nicht?"

Die Frage war so ernst und mahnend, beinahe flehend, daß Niels Heinrich, statt dem Antrieb zum Zorn nachzugeben, aufhorchte, auf die Stimme horchte und das Aussehen eines mit Stricken Gefesselten hatte. Und da entsann er sich wirklich einer Kunde von solcher Art, die zu ihm gedrungen war. Es gab in seinem Bekanntenkreis eine Dirne namens Molly Gutkind; man hieß sie, wegen ihres fetten Leibes und der weißen Haut, die kleine Made. Sie war noch sehr jung, kaum siebzehn. Vor ein paar Tagen hatte man ihm erzählt, die kleine Made habe ziemlich lange Zeit einen Jungen bei sich beherbergt, habe ihn angelegentlich vor jedermann verborgen und sei überhaupt seitdem wie ausgewechselt; vorher munter und sorglos, sei sie nun melancholisch und gehe nicht mehr auf die Straße.

Man hatte ihm dies mitgeteilt, wie man ihn von allen Vorfällen in der Dirnen- und Zuhälterwelt unterrichtet; er hatte der Sache keine Beachtung geschenkt und sie aus dem Sinn verloren. Nun tauchte sie auf und paßte her; er witterte es, daß sie herpaßte, aber das Gefühl seiner Wehrlosigkeit gegen den Menschen wuchs dadurch, und außerdem war ihm, als schaue der Mensch in ihn hinein, als entreiße er ihm nicht nur Verschwiegenes und Verhehltes, sondern auch Vergessenes. Der Geschichte mußte nachgegangen werden; sie mußte in aller Heimlichkeit ergründet und geprüft werden. Um etwas zu sagen und sich loszureißen, murmelte er widerwillig, er wolle zusehen, was sich machen lasse, aber auf ihn rechnen solle der Herr mitnichten, zum Spionieren sei er nicht der richtige Mann. Er ging zur Tür, schief, schleifend, mit unentschlossenem, welkem Ausdruck; er rieb die Finger aneinander, die feucht geworden waren, zündete eine Zigarette an, fröstelte in der

Kälte, die ihm vom Flur entgegenschlug und stülpte den Kragen seines gelben Überziehers hoch.

Christian geleitete ihn artig bis zur Schwelle. Er sagte leise: „Ich hoffe, Sie bald zu sehen. Ich erwarte Sie."

Auf dem Treppenabsatz im zweiten Stock blieb Niels Heinrich stehen und meckerte sinnlos in die Luft hinein.

13

Fürst Wiguniewski schrieb an Cornelius Ermelang nach Vaucluse in Südfrankreich:

Sie scheinen in Ihrer petrarkischen Einsamkeit die Welt verloren zu haben, da Sie sich so angelegentlich nach unserer Diva erkundigen. Ich dachte Sie noch in Paris; ich dachte, Sie hätten Eva Sorel dort gesehen, denn sie ist erst vor wenigen Tagen zurückgekehrt; zurückgekehrt wie ein mit Ruhm und Beute beladener Sieger nach einem Feldzug von drei Wochen; haben Sie nicht wenigstens aus Zeitungen erfahren, in welches Hochfieber des Enthusiasmus sie die internationale Gesellschaft neuerdings versetzt hat?

Ihre Nachfrage klingt besorgt, und der Grund ist mir verständlich, obgleich Sie sich nicht darüber äußern. Wie kurz auch das Beisammensein während Ihres Petersburger Aufenthalts mit ihr war, so müssen Sie doch mit Ihrem für das Innere der Menschen geschärften Blick die Verwandlung wahrgenommen haben, die mit ihr vorgegangen ist. Ich schwanke, ob ich sagen darf, es sei eine beunruhigende Verwandlung, da sie ja gewiß dem Gesetz ihres Wesens unterliegt. Schmerzlich ist das Schauspiel nur für uns, die wir den Anfang und den Aufstieg kennen, für zehn bis zwölf Menschen in Europa, denn was uns als das schönste Erlebnis unsrer Jugend ergriffen hat, war die Süßigkeit, der Glanz, das sternhaft Unbeschwerte an ihr. Sie war zeitlos;

sie war in jedem Augenblick das Geschenk des Augenblicks, doch Ihnen muß ich nicht schildern, was und wie sie war; Sie wissen es. Es fragt sich, ob es erlaubt ist, zu tadeln oder zu klagen, wenn eine Entwicklung nicht unsrer Erwartung entspricht; das Wirkliche und Gewordene enthält wahrscheinlich den triftigeren und weiseren Sinn, wie sehr wir auch widerstreben. Man will immer zu viel und sieht und begreift infolgedessen zu wenig. Man sollte mehr Demut haben.

Es ist eine Tatsache, daß sie die öffentliche Meinung in unserm Land beschäftigt und aufwühlt wie kaum ein andrer Mensch. Man ist beständig darüber unterrichtet, wer in ihrer Gunst steht und wer in Ungnade gefallen ist; der Luxus, mit dem sie sich umgibt, setzt die verrücktesten Fabeln in Kurs und übersteigt alles, was wir in dieser Beziehung erlebt haben. Ihre monatlichen Einkünfte beziffern sich auf Hunderttausende, ihr Vermögen wird heute schon auf zwanzig bis dreißig Millionen Rubel geschätzt. Zweimal wöchentlich kommt für sie ein Eisenbahnwaggon mit Blumen aus der Riviera und zweimal einer aus der Krim. Über das Schloß, das sie am Meer bei Yalta bauen läßt, werden Einzelheiten bekannt, die an Tausendundeine Nacht gemahnen; in vier Wochen soll es schon fertig sein; großartige Festlichkeiten sind für den Einzug geplant; zu den Geladenen zähle auch ich. Man spricht von nichts anderm als von diesem Schloß; die Parkanlagen sollen einen Flächenraum von fünf Quadratmeilen bedecken; nur durch verschwenderischen Aufwand von Kosten und Arbeitskräften konnte das Ganze in der kurzen Zeit eines Jahres hergestellt werden. Den Mittelbau, heißt es, krönt ein Zinnenturm, von dessen Plattform man einen grandiosen Blick über das Meer genießt und der nach dem Muster des Turms der Signoria zu Florenz errichtet ist. Eine goldene Wendeltreppe mit kostbar emailliertem Geländer führt im Innern empor, und jedes Fenster gibt einen sorgfältig gewählten Ausschnitt südlicher Landschaft. Als Wand-

schmuck für einen der Säle wünschte sie sich die noch vorhandenen, von den Engländern noch nicht weggeschafften Malereien von El Hira, der berühmten Ruine in der arabischen Wüste. Ihr diese zu verschaffen, bedurfte es weitläufiger diplomatischer und geschäftlicher Verhandlungen; dann mußte, mit vielen Schwierigkeiten und vielem Geld, eine Expedition ausgerüstet werden, die drei Monate unterwegs war und erst vor kurzem zurückgekehrt ist. Die Reise war so abenteuerlich als gefährlich, und sieben Menschen haben dabei ihr Leben eingebüßt. Als man es Eva mitteilte, schien sie zu erschrecken und die Kühnheit ihres Verlangens zu bedauern; dann sah sie das Bildwerk und war so hingerissen, daß ihr Lächeln fast Befriedigung über die Opfer an Blut ausdrückte. Es liegt hierin keine Übertreibung; so ist jetzt ihr Wesen; diese wunderbarsten aller Hände rühren an die Welt wie an ein Sklavengut, das ihnen und nur ihnen verheißen und verbrieft ist. Ich sah sie selbst eines Tages hingekauert vor den Malereien einer fernen, fremden Zeit; mich erschütterte der Ausdruck, mit welchem sie die Bewegungen der archaischen Figuren betrachtete; es war ein Ausdruck der Abkehr und Grausamkeit.

Ich bin unwillkürlich auf das antike Gemälde und seine Herbeischaffung geraten und bemerke nun, daß ich keinen kürzeren Weg hätte wählen können, um zum Kern dessen zu gelangen, was ich Ihnen erzählen möchte, denn die Vorgänge, die sich in den letzten Tagen abgespielt haben, gehen davon aus. Natürlich konnten nur wenige Menschen den Schleier lüften, hinter dem sie heute noch verborgen sind und vermutlich stets bleiben werden; wer nicht, wie ich, durch eine Reihe günstiger Umstände Einblick gewonnen hat, tappt im Dunkel. Ich muß Sie auch um strengste Verschwiegenheit bitten; ich hinterlege dieses Schreiben, dessen Beförderung Vorsicht erheischte und das der Botschaftskurier mit über die Grenze nimmt, als Urkunde bei Ihnen. Mit seiner Hilfe

wird man später einmal die Genesis gewisser Ereignisse bis zu den unscheinbaren Wurzelfasern verfolgen können.

Kaum waren die Malereien von El Hira hierhergelangt, so wurden von französischer Seite Reklamationen wegen Besitzstörung erhoben. Die beweisbaren Anrechte einer Pariser Privatgesellschaft sollten bei den Abmachungen mit den Engländern außer acht gelassen worden sein, und die dortige Regierung überschüttete unser Ministerium mit Noten und Beschwerden. Man beschuldigte sogar den Leiter der Expedition, Andrei Gawrilowitsch Jaminsky, einen kühnen und geistreichen Gelehrten, des offenen Raubes. Die Sache war unangenehm, die Bestürzung groß, der Lärm täuschte unsre Füchse; sie fürchteten, eine Dummheit gemacht zu haben, und spazierten arglos in die Falle. Da die Angelegenheit lächerlicherweise den Himmel der Politik zu trüben schien, war es vor allem wichtig, sie der Kenntnis des Großfürsten Cyrill zu entziehen, der die auswärtigen Geschäfte in der Hand hält und wie eine Spinne im Netz jedes Zittern der Fäden belauert. Dahin zielte die Berechnung; das Spiel hinter den Kulissen verstärkte den Druck und die Eile; die Angst vor dem Zorn des Gewalthabers trieb ergötzliche Blüten in den verantwortlichen Ämtern; der Minister verfügte sich zu Eva Sorel; ihre stolze Erklärung, daß sie alles auf sich nehmen wolle, sich getraue, die üblen Folgen von den Beteiligten abzuwenden, stieß auf Zweifel und Unglauben, und man erinnerte an Vorgänge ähnlicher Art, bei denen später die tückische Ahndung doch nicht ausgeblieben sei. Man bedrängte sie ernstlich, die Wandgemälde wieder auszuliefern; sie trotzte, stritt um ihr Recht, wurde hartnäckig, und als man nun die Torheit beging, Andrei Jaminsky verhaften zu lassen, für den sie lebhaftes Interesse gefaßt hatte, drohte sie, den Großfürsten zu benachrichtigen, der in Zarskoje Selo weilte, und setzte damit die Gemüter in neuen Schrecken. Jetzt war für die Anstifter der schickliche Zeitpunkt gekommen. Plötz-

lich trat Ruhe ein; der Sturm war beschwichtigt. Was war aber sein verborgener Anlaß gewesen? Eingeweihte raunen von einem unheimlichen Handel. Mich dünkt, ihr Wissen reicht nicht weiter als das meine. Ich sitze nah genug am Webstuhl und kann das Schiffchen in seinem Hin- und Herlauf studieren. Es webt schlimme Gewebe, das darf ich wohl behaupten. Wann hätten nicht die Zauberkünste einer Kurtisane dazu gedient, Völker zur Schlachtbank zu treiben? Sie meinen, das zwanzigste Jahrhundert sei zu fortgeschritten für Kabalen im Stil der Mazarin und Kaunitz? Ich bin dessen nicht so sicher. Sie meinen, die großen Erschütterungen und Umwälzungen nützten die Entschlüsse und Willensakte kleiner Menschen nur zum Schein, und Schuld und Anklage werde wesenlos, wenn man den Gang des Schicksals begriffen habe? Aber wir begreifen ihn ja nicht; wir sind Menschen, wir müssen richten, wie wir leiden müssen, und weil wir leiden müssen. Der unheimliche Handel drehte sich um den Bau von Festungen an unsrer polnischen und wolhynischen Grenze. Aus unbekannten Gründen hatte sich der Großfürst bis jetzt dagegen gesträubt; seit einigen Tagen geht die Rede von einer Staatsanleihe; seinen starren Sinn dem Projekt geneigt zu machen, konnte bloß einem einzigen Menschen gelingen. Wozu noch Worte? Man schaudert bei den Gedanken eines Zusammenhangs zwischen fünftausend Jahre altem Wandschmuck und den Fangstricken moderner Kabinettsränke; zwischen der bedungenen Hingabe eines unvergleichlichen Leibes, Zierde der Schöpfung, und der Aufrichtung von Festungsmauern und Kasematten. Die Komödie ist herzzerreißend.

Ich bin noch nicht am Ende. Es knüpft sich an diese Begebenheiten der Tod von Andrei Gawrilowitsch Jaminsky. Ich deutete schon an, daß Eva merkbare Sympathie für ihn an den Tag legte. Der Mut und die Energie, die er beim Zug in die Wüste bewiesen hatte, sein Geist, nicht zuletzt seine

äußeren Vorzüge bestachen sie; sie war fasziniert und zeichnete ihn auf alle Weise aus. Da es eine Schranke für sie nicht gibt und ihr Tun immer zu den letzten Schritten führt, hatte sie auch hier keine Bedenken; Jaminsky wurde ein Glück zuteil, von dem er vielleicht nicht einmal zu träumen gewagt hatte, und das ihm das Gleichgewicht geraubt zu haben scheint. Es füllte ihn zum Überfließen, es machte ihn verrückt; in einem Freundeskreis, beim Wein natürlich, kam er ins Schwatzen und prahlte mit seiner Eroberung. Zu spät erkannte er seine Verirrung; was in jedem andern Fall eine verächtliche Charakterschwäche gewesen wäre, in diesem war es ein Verbrechen; zu spät beschwor er die Ohrenzeugen, zu vergessen, zu schweigen, ihn als Lügner und Bramarbas zu betrachten; es fruchtete nicht, daß er sie einzeln aufsuchte und einzeln beredete; der Stein war im Rollen; wo das diskrete und geargwöhnte Verhältnis höchstens die stumme oder geflüsterte Neugier gereizt hatte, wurde das Verkündete allgemeiner Gesprächsstoff; die Sühne ließ nicht auf sich warten. Ihr Vollstrecker war Fjodor Szilaghin.

Nicht leicht ist es, die Rolle zu beurteilen, die Fjodor Szilaghin gegenwärtig im Leben Evas spielt. Bald scheint er Wächter zu sein, bald Verlocker; man weiß nicht, will er ihr gefallen und sie gewinnen, oder ist er nur der Söldling und Argus seines finstern Herrn und Freundes. Ich glaube, daß selbst Eva darüber im Unsichern ist; sein enigmatisches Wesen, das meisterlich Versteckte, undurchdringlich Treulose, wirkt auf mich wie ein sichtbares Symbol von Evas Verdunkelung und Unrast. Daß er im Einverständnis mit ihr gehandelt hat, als er es unternahm, Jaminsky zu bestrafen, leidet keinen Zweifel; aber ob es ein gemeinsam verabredeter Plan war, eine Forderung von ihrer oder von seiner Seite, ob sie in der Enttäuschung nachgiebig gegen ihn oder im Zorn rachsüchtig für sich war, ob er für ihre Ehre oder für die Ehre seines Herrn eintrat, das alles getraue ich mich nicht zu entscheiden.

Genug, es geschah. Die Tat schwebt in einem Halblicht und wird mit ziemlich abstoßenden Einzelheiten geschildert. Jaminsky speiste am Mittwochabend der vergangenen Woche in Gesellschaft mehrerer Freunde in einem Nebenzimmer bei Cubat auf der großen Morskaja. Kurz vor zwölf Uhr wurde die Tür aufgerissen, und vier junge Leute, bis über die Nase in ihre Pelze gehüllt, drangen ein. Drei von ihnen umstellten Jaminsky, einer drehte die Lichter ab, gleich darauf krachte ein Schuß, und ehe sich Jaminskys Freunde von ihrer Bestürzung erholt hatten, waren die vier wieder verschwunden. Jaminsky lag blutüberströmt auf dem Boden. Szilaghin war mit Bestimmtheit unter den vier Männern erkannt worden.

Das Verwegenste aber ereignete sich erst später. In dem Tumult, der unter den Gästen des Restaurants entstanden war, hatte man den Erschossenen vergessen. Man schrie nach der Polizei, lief, drängte, fragte, indessen fuhr eine Mietsdroschke am Eingang vor, zwei Männer entstiegen ihr, schoben sich durch die Menge in das Zimmer, wo der Tote lag, hoben ihn auf und trugen ihn an den stumm gaffenden Menschen vorüber in den Wagen. Niemand hinderte sie; sie verschwanden mit dem Leichnam im Wagen, dieser jagte den Newskij hinab bis zur Palastbrücke, dort hielt er, die beiden schleppten die Leiche ans Ufer und warfen sie in die Newa, mitten in die treibenden Eisschollen.

An demselben Abend befand ich mich mit du Caille, Lord Elmster und einigen hiesigen Künstlern bei Eva. Sie war berückend und von einer Heiterkeit, bei der man das Gefühl hatte, man dürfe keinen Atemzug davon verpassen. Ich entsinne mich nicht mehr, wie das Gespräch auf Himmelserscheinungen und Sonnensysteme kam; eine Weile wurde in der üblichen leichten Art die Möglichkeit erwogen, ob auch andre Planeten von Menschen oder menschenähnlichen Wesen bewohnt seien; da sagte Eva: „Ich habe gelesen, und die

Fachkundigen haben es mir bestätigt, daß der Saturn zehn Monde besitzt, zehn Monde und einen feurig glühenden Ring, der in Purpur und Violett den ungeheuren Körper des Sterns umgibt. Der Planet selbst, heißt es, sei noch eine unabgekühlte Lava; aber auf den zehn Monden könnte Leben sein, könnten Geschöpfe wie wir existieren. Denkt euch eine Nacht dort; denkt euch die düstere Glut des Muttergestirns; der purpurne Regenbogen, der ewig am Firmament steht und es fast bedeckt; die zehn Monde umeinander, übereinander spielend, so nah vielleicht, daß die Geschöpfe sich verständigen können, von Welt zu Welt sich fühlen: was für Möglichkeiten, was für eine Vision von Glück und Schönheit!" So oder ähnlich sprach sie. Einer von uns erwiderte, man könne sich ebensogut vorstellen, daß Mond gegen Mond im Kampfe läge; trotz aller Wunder des Himmels, so wie hier Land gegen Land; die Erfahrung gebe zu befürchten, daß nirgends im Universum die beweglich Geschaffenen durch Himmelswunder an Raub und Gewalttat verhindert würden. Sie aber sagte: „Zerstört mir meinen Glauben nicht; laßt mir das Paradies vom Saturn."

Und sie wußte, sie mußte es wissen, daß eben in dieser Stunde Jaminsky, den sie geliebt hatte, einen häßlichen und meuchlerischen Tod starb.

Es ist schwer, Demut zu haben.

14

Christian teilte seine Mahlzeiten mit Michael. Er war brüderlich um ihn bemüht. Am Abend bereitete er ihm das Lager selbst. Er wußte es einzurichten, daß sich der Knabe an das Beisammensein mit ihm gewöhnte. Seine Gabe, sich unbemerklich zu machen, kam ihm zustatten; Michael war in seiner Gegenwart ohne die Verkrampfung, die sogar Jo-

hannas liebevolle Rücksicht nicht hatte lösen können. Er folgte Christian bisweilen mit den Augen. „Warum siehst du mich an?“ fragte Christian dann. Aber der Knabe schwieg.

„Ich möchte wissen, was du denkst,“ sagte Christian.

Der Knabe schwieg. Wieder und wieder folgte er Christian mit den Augen und schien voll zwiespältigem Gefühl.

Eines Abends sagte er die ersten Worte. „Was wird mit mir geschehen?“ flüsterte er kaum hörbar.

„Du solltest ein wenig Vertrauen zu mir haben,“ antwortete Christian freundlich.

Michael starrte lange vor sich hin. „Ich habe Angst,“ kam es endlich von seinen Lippen.

„Wovor hast du Angst?“

„Vor allem. Ich habe Angst vor allem, was es gibt. Vor den Menschen, vor den Tieren, vor der Finsternis, vor dem Licht, vor mir selber.“

„Seit wann ist das so?“

„Sie meinen, es ist erst seit... Nein. Es ist immer so gewesen. Die Angst steckt in meinem Leib wie die Lunge und das Hirn. Als ich noch ein Kind war, lag ich nachts im Bett und zitterte vor Angst. Konnte nicht schlafen vor Angst. Ich hatte Angst, weil es still war. Ich hatte Angst, weil ich Geräusch hörte. Ich hatte Angst vor dem Haus, vor der Wand, vor dem Fenster. Ich hatte Angst vor dem Traum, der noch gar nicht da war. Ich dachte: jetzt wird ein Schrei sein; oder: jetzt wird ein Feuer sein. War der Vater über Land, so dachte ich: er kommt nie wieder; viele kommen nicht wieder, warum sollte gerade er wiederkommen. War er zu Hause, so dachte ich: er hat etwas Schreckliches erlebt, niemand darf es wissen. Am ärgsten war es, wenn Ruth fort war. Nie hab ich einen Menschen so gehaßt wie Ruth in jener Zeit; nur weil sie so viel fort war. Das war die Angst.“

„Und da gingst du herum mit deiner Angst und sprachst nicht davon?“

„Zu wem hätte ich sprechen sollen? Es schien mir dumm, das Ganze. Jeder hätte mich ausgelacht."

„Aber als du älter wurdest, muß doch die Angst verschwunden sein?"

„Im Gegenteil." Michael schüttelte den Kopf. Er sah unschlüssig aus. Er schwankte, ob er sich weiter mitteilen solle. „Im Gegenteil," wiederholte er. „Die Angst wird groß mit einem. Die Gedanken haben keine Macht über sie. Hat man einmal die Angst, so trifft alles ein, wovor man sich ängstigt. Man müßte weniger wissen. Je weniger man weiß, je weniger hat man Angst."

„Das versteh ich nicht," sagte Christian, den die Worte des Knaben ergriffen; „das heißt, die kindliche Angst, die versteh ich; aber sie dauert doch nur, solang man ein Kind ist."

Michael schüttelte abermals den Kopf.

„So erklär es mir," fuhr Christian fort. „Wahrscheinlich erblickst du überall Gefahren, fürchtest dich vor Krankheiten oder Unglücksfällen oder vor Begegnungen mit irgendwelchen Leuten."

„Nein," antwortete Michael hastig und mit gerunzelter Stirn; „so einfach ist es nicht. Es kommt mal vor, aber es kann einem nicht viel anhaben. Es ist nicht das Wirkliche. Das Wirkliche ist wie ein tiefer Brunnen. Ein tiefes, schwarzes, endloses Loch. Das Wirkliche ist... warten Sie mal: ich lange nach dem Schachbrett da: auf einmal ist es gar kein Schachbrett. Es ist was Fremdes. Ich hab gewußt, was es ist, kann mich aber nicht mehr darauf besinnen. Der Name Schachbrett läßt mich nicht dahinterkommen, was es ist. Der Name macht, daß ich mich eine Zeitlang zufrieden gebe. Verstehen Sie?"

„Durchaus nicht. Es ist mir völlig unverständlich."

„Na ja," gab Michael mürrisch zu, „es ist ja auch ein Blödsinn."

„Könntest du nicht ein andres Beispiel wählen?"

„Ein andres ... Warten Sie mal. Ich finde so schwer die richtigen Ausdrücke. Warten Sie ... Vor ein paar Wochen war Vater nach Fürstenwalde gefahren. Am Abend fuhr er, am Morgen wollte er zurück sein. Ich war allein zu Haus. Ruth war bei einer Bekannten, ich glaube in Schmargendorf. Sie hatte gesagt, es würde spät werden. Je später es aber wurde, je unruhiger wurde ich. Nicht weil ich fürchtete, es könnte Ruth etwas zustoßen; daran dachte ich gar nicht, sondern das leere Zimmer und der Abend und die Zeit, die verging, das war es. Die Zeit rinnt herunter, entsetzlich regelmäßig, entsetzlich unaufhaltsam, rinnt herunter wie Wasser, in dem ich ertrinken muß. Wäre Ruth gekommen, so hätte die Zeit einen Aufenthalt gemacht, sie hätte von vorn anfangen müssen; aber Ruth kam nicht. An der Wand im Zimmer hing eine Uhr; Sie werden sie ja oft gesehen haben; eine runde Uhr mit blauem Zifferblatt und einem Messingperpendikel. Das tickte und tickte; jedes Ticken war ein Hammerschlag. Endlich ging ich hin und brachte den Perpendikel zum Stehen, und als das Ticken aufhörte, da hörte die Angst auf, und ich konnte einschlafen. Die Zeit war nicht mehr, die Angst war nicht mehr."

„Eigentümlich," murmelte Christian erstaunt.

„Früher, als uns die Frömmigkeit gelehrt wurde, war es besser, da konnte man beten. Freilich, das Gebet war auch nur die pure Angst, aber es erleichterte einen doch."

„Es wundert mich, daß du dich nie deiner Schwester anvertraut hast," sagte Christian.

Michael zuckte zusammen. Dann antwortete er scheu, mit so leiser Stimme, daß Christian näher rücken mußte, um hören zu können: „Meiner Schwester, nein, das war unmöglich. Ruth hatte ohnedies viel auf ihren Schultern, zu viel, wenn mans recht bedenkt, aber auch sonst war es unmöglich. Bei Juden sind Bruder und Schwester nicht so intim wie bei euch Christen. Ich meine bei Juden, die nicht

unter Christen leben. Wir sind ja vom Land und waren als Juden weiter weg von andern Menschen wie hier. Der Bruder kann sich nicht der Schwester anvertrauen. Die Schwester ist immer eine Frau, von Anfang an; schon als kleines Mädchen ist sie eine Frau. Daher rührt ja das ganze Unglück ..."

„Wieso? Welches Unglück?" fragte Christian flüsternd.

„Es ist furchtbar schwer zu sagen," fuhr Michael verloren fort; „ich glaube, ich kann es nicht sagen. Es klingt vielleicht gemein. Und es geht immer weiter; eins zieht das andre nach sich. Bruder und Schwester, das spricht sich so harmlos. Aber jedes hat einen Leib und jedes eine Seele. Die Seele ist das Reine, der Leib ist das Unreine. Schwester, das ist wie ein Heiligtum. Aber sie ist doch auch das Weib, das man sieht. Tag und Nacht kann man darüber grübeln: Weib ... Weib. Und Weib heißt Angst. Weib heißt Leib, und Leib heißt Angst. Ohne Leib könnte man die Welt begreifen, ohne Weib könnte man Gott verstehen. Und solange man Gott nicht versteht, solange plagt einen die Angst. Immer die Nähe von dem andern Leib, über den man nachdenken muß! Wo wir zuletzt wohnten, schliefen wir alle in der gleichen Stube. Ich kroch jeden Abend mit dem Kopf unter die Bettdecke. Die Gedanken durften nicht hin. Mißverstehen Sie mich nicht, es war nichts Häßliches, sie wollten nicht in häßlicher Weise hin, es war nur die namenlose, allgemeine Angst ... ja, wie könnt ichs nur erklären? Die Angst vor ... nein, ich kanns nicht erklären. Ruth, so zart, so fein. Alles an ihr stand im Widerspruch zu der Vorstellung von einem Weib. Und doch zitterte ich vor Abscheu, weil sie es eben war. Der Mensch, wie er geschaffen ist, und wie er sich zeigt, das ist zweierlei. Ich will Ihnen erzählen, was für einen Traum ich hatte; nicht einmal, sondern zwanzigmal, immer den nämlichen Traum. Ich träume, ein Feuer ist ausgebrochen; ich und Ruth, wir müssen nackend über die Stiege und aus dem Haus fliehen. Ruth muß mich mit aller Gewalt fortschleppen,

weil ich sonst umkehren und ins Feuer rennen würde. So schrecklich ist die Scham. Ich denke: Ruth, das bist du nicht, das kannst und darfst du nicht sein. Dabei seh ich es gar nicht, ich weiß nur und spür nur, daß sie nackt ist. Und sie, ganz natürlich bleibt sie, lächelt sogar. Herrgott, denke ich, kann man lächeln? Und schäme mich um den Verstand. Und bei Tage dann wagt ich nicht, sie anzuschauen; jeder gute Blick von ihr erinnerte mich an die Sünde. Aber warum erzähl ich das alles! Warum! Ich komm mir so schmutzig vor, so unbeschreiblich schmutzig ..."

„Nein, Michael, erzähle nur," antwortete Christian ruhig und sanft; „fürchte dich nicht, sag mir alles, ich kann auch alles begreifen, ich bemühe mich jedenfalls, es zu begreifen."

Forschend sah Michael zu Christian auf. Seine frühreifen Züge waren zerquält. „Ich suchte eine, zu der ich hin durfte," begann er nach einer Pause. „Es schien mir, ich müßt es austilgen, daß ich Ruth in meinem Geist beschmutzte. Ich war schuldig vor ihr und mußte frei werden von der Schuld."

„Da warst du in einem verhängnisvollen Wahn befangen," warf Christian ein; „du warst ja nicht schuldig; du hast dir eine Schuld konstruiert. Inwiefern warst du schuldig?" Er wartete, aber Michael schwieg. „Schuldig," wiederholte Christian, als wäge er das Wort zweifelnd in seiner Hand, „schuldig ..." Sein Gesicht drückte Zweifel aus.

„Schuldig oder nicht, es war, wie es war," beharrte der Knabe. „Fühl ich Schuld, wer löst mich los? Das kann man nur für sich selber tun."

„Es ist ein Wahn," sagte Christian, „glaube mir."

„Aber alle hießen Ruth," fuhr Michael mit einem bangen Ton fort; „alle hießen Ruth; die Verworfensten, die Schlechtesten. Ich hatte so viel Achtung vor ihnen. Und zugleich ekelte mir doch. Das Unreine wurde immer mächtiger in meinen Gedanken; während ich suchte und suchte, wurde mir

das Leben leid. Ich verfluchte mein Blut. Was ich anfaßte, ward schleimig und unrein."

„Ihr hättest du dich eröffnen müssen, ihr selbst, gerade Ruth, die war die Beste dazu," sagte Christian.

„Es ging nicht," beteuerte Michael, „ich konnt es nicht; lieber, ich weiß nicht was ... ich konnt es nicht."

Er versank in Brüten, dann berichtete er in überstürzter Rede: „Am Sonnabend vor jenem Sonntag, an dem Ruth zum letztenmal im Hause war, schickte mich Vater zum Kohlenhändler. Ich sollte eine Rechnung zahlen. Niemand war im Laden. Ich ging in die Stube hinterm Laden. Da lag der Kohlenhändler mit einem Frauenzimmer im Bett. Sie bemerkten mich nicht. Ich lief davon; wie ich herauskam, weiß ich nimmer. Bis zum Abend rannt ich sinnlos auf der Straße herum. So groß war die Angst noch nie gewesen. Am andern Nachmittag, eben an dem Sonntag, zwischen vier und fünf, ging ich auf der Lichenerstraße; es fiel ein Platzregen um die Zeit, da nahm mich ein Mädchen unter seinen Schirm. Das war Molly Gutkind. Was für eine Sorte Mädchen es war, sah ich gleich. Sie sagte, ich solle zu ihr kommen. Ich gab keine Antwort, und sie ging an meiner Seite weiter. Sie sagte, wenn ich jetzt nicht wollte, werde sie am Abend auf mich warten; sie wohne Prenzlauer Allee, gegenüber dem Gasbehälter beim Güterbahnhof, unten sei eine Kneipe, Adelens Aufenthalt. Sie nahm meine Hand und schmeichelte: Komm doch, Jungchen, du siehst so vergrämt aus, du gefällst mir mit deinen schwarzen Augen, bist sicher noch ein ganz unschuldiges Tierchen. Wie ich heimkam, las ich, was Ruth auf die Schiefertafel geschrieben hatte. Prenzlauer Allee, das war mir seltsam. Es hätte ja ebensogut eine andre Gegend sein können. Es war mir seltsam. Öde war mir zumut; ich setzte mich auf die Stiege; ich ging ins Zimmer und fand Vaters Brief; ich las ihn, als hätt ich schon vorher gewußt, was er getan hatte; ich kam mir recht allein vor;

dann ging ich hinunter und ging und ging, bis ich in der Prenzlauer Allee vor dem Haus von Adelens Aufenthalt stand."

„Nun, und selbstverständlich gingst du hinauf zu dem Mädchen?" fragte Christian mit einem sonderbar heiteren Ausdruck, hinter welchem sich seine Spannung verbarg.

Michael nickte. Er sagte, er habe lange gezaudert. In Adelens Aufenthalt habe einer Mundharmonika gespielt. Es sei ein außerordentlich schmutziges Haus, abgerückt von der Straße, ein altes Haus mit feuchten Flecken an der Mauer und einem Lattenzaun davor und Schutt- und Ziegelhaufen. Ein Hund sei vor dem Tor gestanden. „Ich traute mich nicht an dem Hund vorbei," sagte Michael und faltete mechanisch die Hände; „er war so groß und stierte mich tückisch an. Aber Molly Gutkind hatte mich vom Fenster aus gesehen; das Haus hat nur ein einziges Stockwerk. Sie winkte mir, der Hund trabte auf die Straße heraus; ich ging ins Haus, Molly wartete auf der Treppe und zog mich lachend ins Zimmer. Sie trug zu essen auf, Schinkenstullen und Baumkuchen, und sagte, heute wolle sie mich bewirten, das nächste Mal müsse ich sie bewirten. Sie sagte, ich sei doch ein Jude; das möge sie gern, Juden möge sie überhaupt gern; wenn ich ein bißchen nett zu ihr sei, würde ich es nicht zu bereuen haben. Es war so merkwürdig alles; wer war ich denn für sie? Was konnt ich ihr denn sein? Mittlerweile war es dunkel geworden, und sie zündete die Lampe an. Ich sagte, ich wolle jetzt wieder gehen, aber sie litt es nicht, die Nacht über müsse ich bleiben, sagte sie. Und dann . . .!" Er schauderte und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Mein lieber Junge," sagte Christian leise.

Das zärtliche Wort machte den Knaben noch mehr schaudern. Ziemlich lange Zeit schwieg er. Als er wieder zu sprechen anfing, klang seine Stimme verändert. Er sagte dumpf: „Dreimal bat ich sie, die Lampe auszulöschen, endlich tat

sie es. Wir lagen nebeneinander, Stunde um Stunde verging, und es geschah etwas mit dem Mädchen, worauf ich nicht gefaßt war. Sie sagte, sie wolle sich nicht vergehen an mir, sie sehe ein, daß sie eine schlechte Person sei, ich möchte ihr verzeihen, und was ich nicht selber wolle, das wolle sie auch nicht. Und als sie das sagte, weinte sie, und dann sagte sie, sie sehne sich furchtbar nach Hause, und ihr graue vor ihrem Leben. Ich war wie vor den Mund geschlagen, das arme Ding dauerte mich, und ich zitterte am ganzen Körper, meine Zähne klapperten, ich ließ sie reden und klagen, und als ich merkte, daß sie eingeschlafen war, dachte ich tief und streng über mich nach. Es war finster und still. Außer dem Atem des Mädchens hörte ich nichts. In der Kneipe unten waren keine Gäste mehr. Es war unheimlich still. Und mit jedem Augenblick Stille wuchs die alte Angst. Jeden Augenblick war mir, die gräßliche Stille müßte ein Ende haben; ich paßte die Sekunden ab. Und da, auf einmal, war ein Schrei. Auf einmal war ein Schrei. Wie soll ichs schildern? Irgendwo unten, tief unten, unterm Boden, hinter den Mauern, war ein Schrei. Er war nicht besonders laut oder schrill, aber so, daß das Herz nicht mehr schlug. Wie ein Strahl, verstehen Sie, wie ein heißer, dünner Strahl, mit was anderm kann ichs nicht vergleichen. Ich dachte: Ruth. Mein einziger Gedanke war: Ruth. Begreifen Sie das? Es war, als hätte mir jemand ein kaltes Messer in den Rücken gestoßen. O Gott, wie furchtbar es war!"

„Und was hast du getan?" fragte Christian, weiß wie die Wand.

Er sei gelegen und gelegen, habe gelauscht und gelauscht, brachte Michael stockend hervor.

„Ist es möglich? Du bist nicht aufgesprungen und hinaus, hinunter? — Mensch! Ist es möglich?"

Wie hätte er glauben sollen, daß es Ruth wirklich sein könne? Der Gedanke sei ihm doch nur wie eine Angstflamme

ins Hirn geschossen. Er starrte mit weiten Augen in die Luft und schluchzte plötzlich. „Und nun hören Sie,“ sagte er und langte nach Christians Hand, „hören Sie.“

Er erzählte mit verhangenem, verweintem, überblassem Gesicht dies: Er habe den Schrei nicht vergessen können. Er wisse nicht, wieviel Zeit verstrichen war, als er sich von der Seite des Mädchens erhoben. Er habe auf Zehenspitzen das Zimmer verlassen. Finsternis, zum Schneiden dick. Draußen habe er nichts gesehen, nichts gehört. Er sei am Stiegengeländer gestanden, mindestens eine Viertelstunde lang. Da habe er Schritte gehört, Schritte und ein Keuchen, als schleppe jemand eine schwere Last. Er habe sich nicht gerührt. Dann sei ein Licht aufgeblitzt, der Schein einer Blendlaterne. Er habe einen Menschen erblickt, nicht das Gesicht, nur von hinten. Der Mensch habe auf seinem Rücken einen großen Ballen getragen und außerdem ein Bündel in der Hand. In bloßen Füßen sei der Mensch gewesen, aber an den Füßen habe Rotes geklebt, Blut. Der Mensch sei vors Haus gegangen, habe den Ballen dort hingestellt und sei zurückgekommen, aber die Laterne sei geschlossen gewesen. Dann sei der Mensch wieder in den Keller hinunter und kurz darauf mit einem zweiten Menschen wieder heraufgekommen. Den habe er vor sich hergeschoben wie man ein Faß schiebt, man habe es aus dem Geräusch entnehmen können; gesehen habe man nichts; die Laterne sei auch diesmal abgeblendet gewesen. Der zweite habe Laute von sich gegeben, als habe er einen Knebel im Mund gehabt. Dann seien alle beide fortgegangen, das Haustor hätten sie zugesperrt und es sei still gewesen. „Bis dahin stand ich oben,“ sagte Michael und schöpfte Atem.

Christian schwieg. Er schien versteinert.

„Es war ruhig und ich ging hinunter,“ berichtete Michael weiter; „es zog mich. Schritt um Schritt tastete ich mich zur Kellerstiege. Dort blieb ich wieder lange stehen. Es wurde schon Tag. Ich sah es an dem schmalen Fenster über der

Haustür. Ich stand vor der Kellertreppe. Steinerne Stufen senkten sich. Ich sah erst eine Stufe, dann zwei, dann drei, dann vier; je heller es wurde, je mehr Stufen sah ich. Auf der fünften oder sechsten Stufe blieb das Dunkel kleben."

Das Sprechen machte ihm jetzt sichtlich Mühe. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er lehnte sich zurück und schwankte. Christian mußte ihn stützen. Er stand auf und beugte sich über den Knaben. In seiner Haltung und Bewegung lag etwas ungemein Gewinnendes. Alles kam darauf an, das Letzte, Furchtbarste zu erfahren. Sein ganzes Wesen wurde Wille, und unter der stummen Gewalt wurde der Knabe folgsam. Was er nun bekannte, klang zunächst verwirrt und unbestimmt wie die Erzählung einer Geistererscheinung oder eines Fieberbildes. Man konnte den Worten kaum entnehmen, was Wirklichkeit war, was Zwangs- und Angstvorstellung. Ein Einzelnes stach grauenhaft wahr hervor: der Fund des blutigen Taschentuchs. Dreimal fragte Christian, ob er es im Keller oder auf der Stiege gefunden habe, jedesmal lautete die Antwort verschieden. Der Knabe bebte wie ein Seil im Wind, als ihn Christian bat, genau zu sein, genau nachzudenken. Er wisse es nicht mehr. Oder doch, er sei unten gewesen. Er beschrieb einen Verschlag, ein Holzgitter, eine vergitterte Luke, durch die gelbfahles Morgenlicht drang. Er sei aber seiner Sinne nicht mächtig gewesen, könne sich nicht erinnern, ob er den Raum betreten. Dabei schluchzte er laut auf. Christian stand neben seinem Stuhl, hatte ihm beide Hände auf die Schultern gelegt; der Knabe zuckte wie unter einem elektrischen Strom. „Ich beschwöre dich," sagte Christian, „ich beschwöre dich, Michael," und er fühlte seine Kraft schwinden. Da flüsterte Michael, er habe Ruths Namenszeichen auf dem blutdurchtränkten Taschentuch gleich erkannt, und von dem Moment an sei ihm das Gehirn zerhackt gewesen. Christian möge doch aufhören, ihn zu plagen; er könne nicht mehr, er wolle lieber tot hinschlagen. Aber Christian um-

klammerte seine Handgelenke. Nun hauchte Michael bloß noch: das Haus habe ihm verraten, daß an Ruth Entsetzliches geschehen sei, die Luft habe es ihm zugebrüllt; die Mauern hätten sich über ihn gewälzt; er habe es gesehen, alles gesehen, habe gewimmert und gestöhnt und mit den Nägeln seinen Hals zerkratzt; „da, da, da ..." stieß er hervor und deutete auf seinen Hals, an dem in der Tat noch vernarbte Kratzwunden bemerkbar waren; er sei zur Haustür gerannt und habe an der Klinke gerüttelt und sei wieder zurückgerannt und habe die Kellerstufen gezählt, nur so, nur aus Verzweiflung, dann sei er hinauf, die Treppe hinauf, und plötzlich habe er an einer Tür einen Mann erblickt; im Dämmerlicht einen dicken Mann mit einer weißen Schürze und weißen Mütze, wie die Bäcker gekleidet sind, und einem Tuch um den Hals, von dem zwei weiße Zipfel weggestarrt; der sei an einer Türschwelle gestanden, weiß, fett, schläfrig, man hätte ihn für einen Schatten halten können, für ein Gespenst, doch habe er mit leiser, schläfriger, verdrießlicher Stimme gesprochen: „Nu haben se se umjebrungen, Menschenskind;" und danach sei er verschwunden, einfach wie weggeblasen. Und er, Michael, sei in Molly Gutkinds Stube gestürzt; sie sei gleich aufgewacht, habe ihn aufs Bett gelegt, und er hätte mit aller Inbrunst seiner Seele in sie gedrängt, sie möge schweigen, ihn verbergen, auch wenn er krank würde, keinem etwas sagen, ihn bei sich behalten und schweigen. Weshalb er es gefordert, weshalb es ihm so wichtig erschienen sei, daß sie schweige, das verstehe er selber nicht, aber so sei es noch zur Stunde, und er wolle Christian zeitlebens ein grenzenlos ergebener Mensch bleiben, wenn er Schweigen über das bewahre, was er ihm jetzt gebeichtet.

„Werden Sie es tun?" fragte er feierlich, mit dunkel glühenden und gepeinigten Augen.

„Ich werde schweigen," erwiderte Christian.

„Dann kann ich vielleicht noch weiterleben," sagte der Knabe.

Christian schaute ihn an, und ihre Blicke begegneten sich in einem wunderlichen Einverständnis.

„Wie lange warst du nachher noch bei dem Mädchen?“ erkundigte sich Christian.

„Ich weiß es nicht. Sie sagte eines Morgens, nun könne sie es nicht mehr machen, und ich müsse gehen. Ich war aber die ganze Zeit vorher nicht bei klarem Bewußtsein. Ich habe vielleicht phantasiert. Das Mädchen hatte sich viel Mühe mit mir gegeben; es ist ihr zu Herzen gegangen; stundenlang saß sie am Bett und hielt meine Hand. Ich habe mich dann in den Vororten und im Wald herumgetrieben; wo, das kann ich nicht sagen. Schließl'ch bin ich hierhergekommen. Ich weiß nicht, warum ich zu Ihnen ging. Als hätte mich Ruth zu Ihnen geschickt. Sie waren der einzige Mensch, der auf der Welt für mich da war. Was tu ich aber? Was wird jetzt sein?“

Christian überlegte einige Sekunden, bevor er mit einem seltsamen Lächeln antwortete: „Wir müssen auf ihn warten.“

„Auf wen? Auf wen warten?“

„Auf ihn.“

Abermals begegneten sich ihre Blicke.

Es war spät in der Nacht, aber sie dachten nicht an Schlaf.

15

Außer dem Zimmer, das ihm die Witwe eingeräumt, hatte Niels Heinrich ein Logis in der Rheinsberger Straße, vier Treppen hoch, bei einem Zinngießer. Am Tage nach dem Gespräch mit Christian zog er von dort weg. Es geschah, weil zu viele um das Quartier wußten. Er konnte auch nicht mehr darin schlafen. Höchstens eine halbe Stunde schlief er, dann lag er wach. Er rauchte Zigaretten und warf sich von einer Seite auf die andre. Von Zeit zu Zeit ließ er ein

dürres Gelächter hören, wenn die Erinnerung an eines der Worte, die jener Mensch zu ihm gesagt, besonders lebhaft wurde.

Der Mensch, wer war er eigentlich? Da konnte man sich das Hirn zu Brei zerdenken. So ein Mensch.

Neugier wurde zur Brunst in Niels Heinrich.

Er zog in die Demminer Straße zum Krämer Kahle. Das Zimmer befand sich im Halbstock über dem Laden. Das große Firmenschild „Eier, Butter, Käse" verdeckte beinahe die niedrigen Fenster. Infolgedessen war wenig Licht in dem Loch; dafür waren Fußboden und Wände so dünn, daß man das Klingeln der Ladenglocke, die Gespräche der Kunden und alle Geräusche von ringsherum hörte. Da lag er wieder und rauchte Zigaretten und dachte an den Menschen.

Der Mensch und er hatten nicht mitsammen Platz auf der Welt. Das war das Resultat der Überlegungen.

Krämer Kahle forderte Vorausbezahlung der Miete. Dieses gehe gegen die Ehre, sagte Niels Heinrich, er habe stets Ultimo bezahlt. Krämer Kahle antwortete, das möge schon sein, aber bei ihm sei mal der Usus so. Frau Kahle, eine Person, mager wie ein Nagel, mit einer Turmfrisur, fing gleich an, ordinär zu kreischen. Niels Heinrich begnügte sich mit ein paar trockenen Injurien und versprach, am Dritten zu zahlen.

Er versuchte es mit der Arbeit. Aber Hammer und Bohrer widerstanden ihm; die Räder und Treibriemen wirbelten durch den Leib durch, die vorgeschriebenen Stunden schnürten die Luft ab. Nach der Vesper wurde ein Schaden an einer der Maschinen entdeckt. Eine Schraube war locker, nur die Wachsamkeit des Maschinisten hatte schweres Unglück verhütet; daß da ein Schurkenstreich vorliege, behauptete er vor dem Werkführer wie vor dem Ingenieur. Die Untersuchung blieb erfolglos.

Für die Arbeit sei er hin, ein für allemal, sagte sich Niels Heinrich. Aber da er Geld brauchte, ging er zur Witwe. Sie

hatte angeblich sechzehn Mark im Vermögen und bot ihm sechs. Es reichte nicht. „Junge, wie siehste aus!" rief die Witwe erschrocken. Er verwies ihr das Getue und sagte, mit den zwei Talern werde sie ihn hoffentlich nicht abspeisen wollen. Sie jammerte; die Geschäfte seien erbärmlich flau, den Menschen die Zukunft zu verkündigen, lohne nicht mehr; man stehe unter einem Unstern, vielleicht habe man keine gesegnete Hand mehr. Niels Heinrich entgegnete finster, er werde nach den Kolonien machen, nächste Woche werde er sich einschiffen, dann sei sie ihn los. Die Witwe war gerührt und brachte noch drei kleine Goldstücke zum Vorschein.

Eines war für Kahle.

Er ging in Griebenows Destille, dann in das Tanzlokal „Zum dollen Hengst", dann in das Kraftmagazin, eine übelberüchtigte Kellerwirtschaft.

Er war nicht mehr derselbe. Alle sagten es. Und er stierte sie böse an. Nichts hatte mehr Geschmack. Nichts paßte zum andern, das obere nicht zum untern, die Pfanne nicht zum Stiel. Es juckte ihn in den Fingern, die Lampen von den Haken zu reißen; wenn zwei die Köpfe zusammensteckten und wisperten, packte ihn ein Rasen; er hätte einen Stuhl aufheben und ihnen die Schädel einschlagen mögen. Ein Frauenzimmer begrüßte ihn mit Zärtlichkeiten; er griff ihr so grausam roh an die Kehle, daß sie entsetzt aufschrie. Ihr Kerl stellte ihn zur Rede, zog das Messer; die Augen beider schleimten vor Haß; der Wirt und einige, die Anlaß hatten, Lärm zu fürchten, stifteten einen Notfrieden. Die Miene des Burschen drohte noch; Niels Heinrich meckerte. Was konnte der ihm anhaben? Was konnten die übrigen ihm anhaben? Schweinebande. Die ganze Menschheit überhaupt — Schweinebande. Was wars denn? Was kümmerte einen denn?

Drei Wörtchen aber, um die war nicht herumzukommen. „Ich erwarte Sie." Ins Gesabber und Geschlapper dieses Hundevolks hinein: „Ich erwarte Sie." Und wie er vor

einem dagestanden war, der Mensch! Niels Heinrich saugte die Lippen in die Zähne. Ekel war ihm, sein eigen Fleisch zu schlürfen.

„Ich erwarte Sie.“ Klippeklar, mein Junge, komme jleich; warte du nur, biste schwarz wirst.

„Ich erwarte Sie.“ Ruhe! Ob man wohl Ruhe kriegte! Hältste den Rand nicht, so laß ick dir im steiwen Arm verhungern.

„Ich erwarte Sie.“ Nur Geduld, ick treff dir schon noch mal, aber janz wo anders.

„Ich erwarte Sie.“

Neue Zeugen hatten sich gemeldet. In der Wisbyer und Stolpischen Straße hatten Leute die Ruth Hofmann zuletzt in Begleitung eines Mädchens und eines riesigen Fleischerhundes gesehen. In der Prenzlauer Allee waren alle bedenklichen Häuser abgesucht worden. Spelunken gab es dort die Menge, aber das Haus zu „Adelens Aufenthalt“ lenkte vornehmlich die Aufmerksamkeit auf sich. Es befand sich daselbst ein Hund wie der beschriebene; ein Hund ohne Eigentümer allerdings. Einige sagten, er hätte einem Neger gehört, der im Zirkus bedienstet gewesen, andre, er sei aus dem Schlachtviehhof zugelaufen.

Im Keller entdeckte man Spuren des Mordes. Ein wurmstichiges Brett, das in einem Verschlag gefunden wurde, war über und über schwarz von Blut; wahrscheinlich wär es bei Verübung der Tat auf zwei Holzböcken gelegen, die noch im Keller standen. Als der herrenlose Hund in den Keller geführt wurde, heulte er. Fünfzehn bis zwanzig Personen, der Wirt und eine Schenkmamsell, die Stammgäste der Kneipe und die Bewohner des Hauses wurden in strenges Verhör genommen. Unter den letzteren machte sich die Dirne Molly Gutkind durch ihre verworrenen Angaben und ihr verstörtes Wesen in hohem Grade verdächtig. Am selben Tage noch wurde sie in Untersuchungshaft gesetzt.

Den Abend vorher war Niels Heinrich bei ihr gewesen. Seine heimlichen Erkundigungen hatten die Gerüchte bestätigt, die früher zu ihm gedrungen waren, und sie als diejenige bezeichnet, die einen fremden Knaben bei sich beherbergt hatte. Er hatte beschlossen, ihr die Daumenschrauben anzulegen. Darauf verstand er sich.

Er gewann den Eindruck, daß sie wohl ihm selbst nicht gefährlich werden konnte, daß sie aber doch von den Vorgängen eine allgemeine Kenntnis erlangt hatte. Wenn er sich ins Gedächtnis rief, was Wahnschaffe über den Bruder der Jüdin erzählt hatte, war der Zusammenhang klar. Hätte er nur den Jungen in die Klauen gekriegt, er hätte schon dafür gesorgt, daß ihm die verdammte Zunge noch eine Weile lahmte. Blödsinniger Zauber, der ihn gerade zu der kleinen Made hier ins Haus geführt. Nun mußte er das Weibsstück irgendwie unschädlich machen. Obgleich kein vernünftiges Wort aus ihr herauszubringen war und sie wie ein Sägespan zitterte, wenn er sie nur anschaute, verriet sie doch ihre Wissenschaft, die aus den Delirien des Knaben stammte und die die Ereignisse später ergänzt hatten. Sie weinte sich die Augen aus, gestand, daß sie seitdem nicht mehr aus dem Hause gegangen sei und die schrecklichste Angst davor habe, einen Menschen zu sehen. Niels Heinrich äußerte kalt, wenn ihr das Leben lieb sei und sie den Jungen nicht ins Elend stürzen wolle, möge sie sich andern gegenüber nicht so schafsdämlich lassen wie gegen ihn; er kenne einen, falls der Wind bekomme von ihrem Gequaßle, werde er ihr stantepede den Hals umdrehen. Sie solle sich auf die Eisenbahn setzen und verduften, und das schleunig; wo sie denn zu Hause sei? Pasewalk oder Itzehoe? Sie solle verduften, schleunig, schleunig, oder er werde ihr Beine machen. Sie erwiderte schluchzend, sie könne nicht heim, der Vater habe gedroht, sie zu erschlagen, die Mutter habe sie verflucht. Er sagte, wenn er morgen wiederkomme und sie noch hier finde, werde er ihr die Flötentöne beibringen.

Am andern Tag wurde sie verhaftet; am zweiten erhielt Niels Heinrich die Nachricht, daß sie sich nachts in der Zelle, unbemerkt von den Mithäftlingen, am Fenstergitter erhängt habe, die kleine Made.

Er nickte anerkennend.

Aber die Sicherung nach dieser Seite bedeutete wenig. Das Netz wurde eng. Überall war Geraune. Blicke krochen hinter einem. Oft fuhr er wild herum, als wolle er einen Aufpasser abfangen. Geld war immer schwerer zu beschaffen. Der Verkauf von Karens Habseligkeiten brachte kaum fünfzig Taler. Und dann, was früher Spaß bereitet hatte, davor ekelte einem jetzt. Es war nicht schlechtes Gewissen. Schlechtes Gewissen, das war eine unbekannte Vokabel für ihn. Es war Verachtung des Lebens. Kaum mochte er aufstehen am Morgen. Der Tag war wie zerflossener, stinkender Käse. Jezuweilen kam der Fluchtgedanke. Man war schlau genug, man konnte die Späher und Spitzel übertölpeln, ohne daß man sich anstrengte; man würde schon einen Ort finden, wo man außer ihrem Bereich war, man hatte sich das ausgerechnet: erst mal zu Fuß, dann mit der Bahn, dann auf ein Schiff, wenn nicht anders, so als blinder Passagier im Kohlenraum, manchem war das geglückt. Aber wozu? Vor allem mußte reiner Tisch werden zwischen ihm und dem Menschen. Den Menschen mußte er erst aushorchen und klein kriegen. Den Menschen konnte er nicht im Rücken lassen. Der Mensch erwartete ihn; gut, er würde kommen.

War es bloß Vorwand für etwas, das stärker war als Haß und finstere Neugier, so war es doch der gebieterischste und treibendste. Mehrmals trat er den Weg an. Zu Beginn war er noch ruhig und entschlossen; kam die Straße, kam das Haus in Sicht, so kehrte er um. Die anfängliche Beruhigung verwandelte sich in erstickenden Zorn. Schließlich wuchs die Spannung ins Unerträgliche. Es war ein Freitag. Er verschob es noch um einen Tag. Am Samstag verschob er es

bis zum Abend. Dann ging er hin. Strich erst noch eine Weile ums Haus, blieb am Tor stehen, blieb im Hofe stehen, sah Licht in der Wohnung, ging hinein.

16

Lätizia bezog mit der Gräfin und dem ganzen Troß in der Fürst-Bismarck-Straße, nahe dem Reichstagsgebäude, eine prunkvoll möblierte Wohnung. Crammon mietete sich im Hotel de Rome ein. Er liebte nicht die modernen Berliner Hotels mit ihrem betrügerischen Luxusfirnis. Er liebte überhaupt nicht die Stadt, und der Aufenthalt bereitete ihm täglich neues Unbehagen. Spazierte er über die Linden oder durch den Tiergarten, so bot er ein Bild der Freudlosigkeit; der Kragen seines Pelzmantels war in die Höhe gestellt und ließ vom Gesicht nur die mißmutig blickenden Augen und die kleine, nicht eben edel geformte Nase frei.

Auf solchen einsamen Gängen wurde er mehr und mehr zum Hypochonder.

„Kind, du ruinierst mich," sagte er zu Lätizia, als sie, an einem Sonntag, das Vergnügungsprogramm für die Woche entwarf.

Lätizia sah ihn erstaunt an. „Aber Tantchen bekommt ja zwanzigtausend Mark vom Majoratsherrn," rief sie aus, „du hast es ja selbst gehört."

„Gehört, aber nicht gesehen," erwiderte Crammon. „Geld muß man sehen, dann kann man dran glauben."

„Pfui, was für ein nüchterner Mensch du bist," sagte Lätizia, „lügt Tantchen vielleicht?"

„Nicht gerade, daß sie lügt, aber sie hat ein zu schwärmerisches Verhältnis zu den Ziffern. Wie wenn eine Null mehr oder weniger nichts bedeutete als eine Erbse im Erbsensack. Eine Null ist etwas Riesiges, meine Liebe, etwas Dä-

monisches. Die Null ist der große Bauch der Welt; die Null ist mächtiger als das Hirn des Aristoteles und die Armeen des Deutschen Reiches. Ehrfurcht vor der Null, ich bitte."

„Wie weise, wie weise," sagte Lätizia bekümmert. „Übrigens ist Tantchen krank," fuhr sie lebhaft fort; „sie leidet an Herzbeschwerden. Der Arzt war da und hat ihr ein Rezept verschrieben, ein neues Medikament, mit dem er Versuche macht, eine Mischung aus Brom und Kalk."

„Warum Brom und Kalk?" erkundigte sich Crammon verdrossen.

„Nun ja, Brom beruhigt und Kalk regt an," plauderte Lätizia drauflos, stockte und brach in reizendes Lachen aus. Crammon, wie ein Schullehrer, der Würde zu bewahren hat, entschloß sich erst nach einiger Zeit, mitzulachen. Er warf sich in einen der tiefen Klubsessel, zog ein Tischchen heran, auf welchem Obst in einer Schale und goldene Messerchen lagen und begann einen Apfel zu schälen. Lätizia, ihm gegenübersitzend, ein geschlossenes Buch in der Hand, schaute ihm mit einer feinen und listigen Aufmerksamkeit zu. Ihr gefielen die graziösen Bewegungen Crammons. Der Kontrast von Plumpheit und Anmut bei ihm ergötzte sie stets.

„Ich höre, daß du mit dem Grafen Egon Rochlitz kokettierst," sagte Crammon, während er mit einem ihn ganz durchdringenden Genuß den Apfel verspeiste; „ich möchte dir von dem Manne abraten. Der Mann ist ein berüchtigter Schürzenjäger. Er ist in diesem Punkt undifferenziert wie ein Feldwebel. Wenns nur Hüften und Busen hat, das übrige ist ihm egal. Der Mann steckt bis über den Kopf in Schulden; die einzige Hoffnung seiner Gläubiger ist, daß er reich heiratet. Der Mann ist außerdem Witwer und hat drei kleine Mädchen, die ihn Vater nennen. Somit weißt du, wie du mit dem Mann dran bist."

„Sehr schön," antwortete Lätizia, „gut, daß du mir das

alles mitteilst. Aber wenn ich den Mann leiden mag, warum sollten mich da deine moralischen Bedenken hindern, ihn weiterhin sympathisch zu finden? Schürzenjäger sind viele; Schulden haben alle, drei kleine Mädchen aber haben die wenigsten, und das ist entzückend. Er ist klug, gebildet und distinguiert, und seine Stimme klingt angenehm. Wenn ein Mann eine angenehme Stimme hat, dann ist es schon kein ganz schlechter Mann. Will ich ihn denn heiraten? Bist du bereits ein so verrosteter böser alter Stiefvater, daß du glaubst, man müßte jeden heiraten, der ... na, der eine angenehme Stimme hat? Oder hast du Angst, du Geizhals, daß ich dich um eine Mitgift prellen will? Sicher bist du deswegen in so niederträchtiger Laune. Gesteh, Bernhard, sag es offen; beichte!" Sie stand vor ihm, lächelnd, im Scherz gebietend, berührte mit dem Zeigefinger seine Stirn, und die andre Hand hatte sie halb drohend, halb feierlich erhoben.

Crammon sagte: „Kind, du läßt es wieder einmal am schuldigen Respekt fehlen. Beachte doch meinen gelichteten Scheitel. Bedenke doch die Jahre, die Erfahrungen. Sei klein! Sei verzagt! Höhne deinen würdigen Hervorbringer nicht. Meine Laune? Na ja, sie ist die beste nicht. Ich hatte einst eine bessere. Du scheinst nicht zu wissen, daß in dieser Stadt, ganz unten wo, ganz draußen, in ihren Sümpfen und Elendswinkeln der Mensch lebt, der mir vor allen teuer war, Christian; Christian Wahnschaffe. Nach ihm hast du ja auch mal deine Angel ausgeworfen, in grauer Vorzeit, erinnerst du dich? Wie lang ist das her! Das wäre ein Fang gewesen. Esel, der ich war, daß ich mich der niedlichen kleinen Intrige widersetzt habe. Vielleicht wäre alles anders gekommen. Aber es hat keinen Zweck, zu murren. Zwischen ihm und mir ist es aus. Dorthin führt für mich kein Weg. Und doch treibt es mich, doch zwickts mich heimlich, und indem ich hier sitze und mirs wohl sein lasse, ist mir zumut, als beginge ich eine Schurkerei."

Lätizia hatte mit großen Augen gelauscht. Es war seit den Tagen von Wahnschaffeburg das erstemal, daß von Christian mit ihr gesprochen wurde. Sein Bild erhob sich. Sie spürte in ihrer Brust ein mattes, banges Flügelschlagen. Da war eine Süßigkeit, und da war ein Schmerz. Man mußte vergessen können, wie sie vergaß, um so im Augenblick, beim heraufquellenden Glockenklang einer Herzensstunde, des tiefsten Gefühls wieder innezuwerden.

Sie fragte. Erst ließ sich der widerwillige Erzähler Satz um Satz abringen, dann, von ihrer Ungeduld getrieben, kam er in freien Fluß. Das fassungslose Erstaunen Lätizias schmeichelte ihm; er trug starke Farben auf. Ihr zartes Gesicht widerspiegelte die Erregungen der Seele im Nu. Alles wurde Vorstellung und Gegenwart in ihrer schwingenden Phantasie, Erschütterung in ihrem Gemüt. Sie brauchte keine Deutungen, sie hatte sie in sich. Voller Ahnung schaute sie ins unbekannte Dunkel nieder und voller Begriff zugleich. Ja, es war ihr so vertraut, im Sinne eines Gedichts vertraut, als hätte sie mit Christian gelebt in all der Zeit, und sie wußte mehr als Crammon zu berichten hatte, unendlich viel mehr, sie umfing das Ganze, Idee und Figur, Schicksal und Leiden. Sie erglühte; sie sagte: „Ich will zu ihm," erschrak bei der Vorstellung einer Begegnung, entwarf im Geiste einen hinreißenden Brief und fand Crammons Lässigkeit ärgerlich, seine weinerlichen Klagen sinnlos.

„Ich habe es immer gespürt," sagte sie mit leuchtenden Augen, „daß eine verborgene Kraft in ihm ist. Wenn ich meine gelüstigen Gedanken hatte, und er sah mich an, dann schämte ich mich. Er konnte die Gedanken lesen, aber er hat es selbst nicht gewußt."

„Du hast schon einmal klüger geredet, als du jetzt redest," spottete Crammon. Aber sie rührte ihn in ihrem Enthusiasmus, und eine Eifersucht auf alle Männer, die die Hände nach ihr streckten, schoß in ihm empor.

„Ich will zu ihm gehen," sagte sie lächelnd, „und mein Herz bei ihm erleichtern."

„Damals warst du klüger, als du beim Gewitter den Ball springen ließest im schönen Saal," murmelte Crammon, in die Erinnerung verloren. „Sticht dich der Hafer, mein Töchterchen, daß du Magdalena spielen willst?"

„Ich möchte einmal vier Wochen in der Einsamkeit leben," sagte Lätizia sehnsüchtig.

„Und dann?"

„Dann würde ich vielleicht die Welt verstehen. Ach, es ist alles so sonderbar und melancholisch."

„O du liebe Jugend! Deine Worte sind blühender Kohl." Crammon seufzte und griff nach einem zweiten Apfel.

Es kam dann die Schneiderin mit einem neuen Abendkleid für Lätizia. Sie zog sich in ihr Zimmer zurück, und nach kurzer Weile erschien sie wieder, erregt von ihrer Neuheit, und Crammon sollte bewundern, da sie sich bewundernswert fühlte. Aber es lag auch ein wehmütiger Glanz über ihrem Wesen, und während sie schon die Blicke vieler auf sich gerichtet sah, denen sie bald entgegentreten würde, denn Crammons Wohlgefallen war ihr nicht genug, dachte sie schwelgend an Abkehr und Entsagung.

Sie ging auch zur Gräfin-Tante hinüber, um deren lärmende Begeisterung einzukassieren, und sie dachte an Abkehr und Entsagung.

Man brachte ihr einen Strauß Rosen, aber als sie mit jener hingegebenen Freude, die Blumen in ihr erweckten, daran roch, erblaßte sie und dachte an Christians schweres und dunkles Leben. Ich gehe zu ihm, nahm sie sich vor; aber am Abend war Ball beim Fürsten Radziwill.

Dort traf sie Wolfgang Wahnschaffe, mied ihn jedoch in instinktiver Scheu. Sie wurde sehr gefeiert. Ihre Natur und ihr Schicksal standen auf einem Gipfel und übten eine sichere Magie aus, der sie unschuldig-schlau alle Vorteile abgewann, welcher sie habhaft werden konnte.

Auf dem Nachhauseweg, im Auto, fragte sie Crammon: „Sag mal, Bernhard, wohnt nicht auch Judith in Berlin? Hast du von ihr gehört? Ist sie glücklich mit dem Schauspieler? Warum besuchen wir sie nicht?"

„Niemand verwehrt es dir, sie zu besuchen," antwortete Crammon in den dichtfallenden Schnee hinein; „sie wohnt in der Matthäikirchstraße. Ob sie glücklich ist, kann ich dir nicht sagen; es interessiert mich nicht. Da hätte man viel zu tun, wenn man sich den Kopf zerbrechen wollte, ob die Frauen, die mit unsern Freunden ins Ehebett steigen, auch ihre Rechnung dabei finden. Lorm ist nicht mehr, was er gewesen, das steht fest, nicht mehr der Unvergleichliche und Einzige. Ich nannte ihn einstmals den letzten Fürsten in dieser Welt, die langsam einer unseligen Verplebsung zusteuert. Das ist vorbei. Es geht bergab mit ihm, und deshalb weich ich ihm aus. Ein Mann, der fällt, ein Künstler, der sich verliert, es gibt nichts Traurigeres auf Erden. Daran ist diese Frau schuld. Ja ja, lache nicht, daran ist das Weib schuld."

„Wie grausam und böse du bist," sagte Lätizia und lehnte schläfrig ihre Wange an seine Schulter.

Sie beschloß, zu Judith zu gehen. Es dünkte ihr eine Vorstufe zu dem andern, schwereren Beginnen, das sie dadurch noch aufschieben konnte, und für das ihr Mut noch nicht reif war. Wenn sie es als Abenteuer sah, lockte es, aber eine Stimme rief ihr zu, daß es ein Abenteuer nicht sein durfte.

17

Jedesmal, wenn Christian Johanna Schöntag sah, war sie abgezehrter und verhärmter. Unter seinem beobachtenden Blick lächelte sie, und das Lächeln sollte täuschen. Sie glaubte sich genügend geborgen hinter ihrem Witz und den kleinen Harlekingrimassen.

Sie kam meist gegen Abend, um eine Stunde oder länger bei Michael zu sitzen. Es war ihr zur Pflicht geworden. So leichtsinnig sie sich gab, so pedantisch war sie in der Erfüllung der Aufgaben, denen sie sich unterzogen hatte. An dem Tag, wo sie merkte, der Zustand des Knaben wende sich zum Bessern und erfordere daher ihre Betreuung nicht mehr, malte sich das Gefühl, nutzlos zu sein, so lebhaft in ihren Zügen, daß Michael sie prüfend anschaute und einen Begriff ihres Wesens in sich bildete. In seinen Augen schimmerte, durch Trotz und die alte Menschenangst noch zurückgedämmt, Dankbarkeit für ihre Opfer. Sie fing an, ihn zu beschäftigen; ihre Art war so fremd und so verwandt; Vertrauen bis zum offenen Wort konnte er nicht fassen, aber wenn sie fortgehen wollte, bat er sie, noch zu bleiben; wenn das übliche Schweigen zwischen ihnen war und Johanna das Buch aufschlug, das sie mitgebracht hatte, einen französischen oder englischen Roman, und, ohne recht zu lesen, den innen gequälten Blick über die Zeilen gleiten ließ, stellte er eine Frage, nach einer Weile wieder eine und wieder eine, und so entstanden Gespräche, in denen sie einander suchten und erforschten. Johanna war überlegen oder spöttisch oder mütterlich oder abweisend, je nachdem, sie hatte Waffen und Hüllen die Menge, und er war lehrhaft oder scheu oder zufahrend hitzig. Was sie sagte, klang vieldeutig; es verwirrte ihn; brach sie darüber in ihr spitzes Lachen aus, so war er ernüchtert und verletzt.

Sie sollte erzählen, wo sie herkam, wer sie war, was sie trieb; und sie erzählte von ihrer Jugend und von ihrem Elternhaus. Für ihn, der nur die Armut kannte, war es ein Märchen. Er sagte: „Sie sind schön,“ und er fand sie wirklich schön, es war eine naive Huldigung, die sie erröten machte, fast verlieh sie ihr ein wenig Lebensfreude; nur ihre Hände, fügte er hinzu, seien nicht die Hände einer Reichen. Sie schien überrascht und antwortete mit dem Ausdruck des Selbsthasses, ihre Hände seien, was der Buckel beim Buckligen

und der Bocksfuß beim Teufel sei, ein Wahrzeichen, woraus man ihre eigentliche Beschaffenheit ersehen könne.

Michael schüttelte den Kopf. Aber er verstand nun ihre frierende Seele, die unendliche Sehnsucht darin und die unendliche Enttäuschung. Auf seine Frage nach ihrem Ziel und Tun schaute sie trüb-verwundert; gab es das, für ein Geschöpf wie sie, Ziel? Betätigung? Zu andrer Stunde dann offenbarte sie flagellantisch die vollkommene Inhaltslosigkeit ihres Lebens; alles war nur ein übler Spaß, den sich das Schicksal mit ihr erlaubte, eine Medizin, die man schlucken mußte, um geheilt zu werden. Die Heilung war dort, wo das Leben nicht mehr war.

Sie plauderte dergleichen so hin; es sollte nicht bitter sein; nicht einmal der Mühe, bitter zu sein, lohnte es, dies Nichtige, Graue, Erbärmliche. „Wenn nur wenigstens nicht so viele Menschen auf der Welt wären," seufzte sie und verzog die Stirn in ihrer komischen Weise. Doch schämte sie sich auch vor dem Knaben, ward sich bewußt, daß sie in Worten frevelte, denn ihr Gefühl war ja Qual für sie, und sie konnte nicht spüren, was es an Wärme spendete. Furchtsam maß sie das Verständnis des kaum Fünfzehnjährigen an seinem düsteren Erlebnis, von dem sie keine Kunde besaß, an seinem düsteren Geist, der ihn reifer erscheinen ließ, und sank noch mehr in ihrer eignen Achtung, als sie ihn nachdenklich und bewegt sah.

Aber gerade ihre hingeworfene, heimlich blutende Schwäche, der zerfleischende Kampf, den sie fast wie eine Wahnsinnige gegen sich selbst führte, brachte ihn zum Erwachen und entzündete den Willen zur Welt in ihm. Er sagte: „Sie hätten Ruth kennen müssen." Seltsamer Schatten Ruths trat aus Johanna hervor, Widerspiel Ruths. „Sie hätten Ruth kennen müssen," sagte er immer wieder, und ihrem Warum antwortete nur sein aufleuchtendes Auge, in dem Ruths Bild bis jetzt geschlummert zu haben schien, um nun, in eine Flamme verwandelt, ihn zu führen.

Johanna sagte zu Christian: „Ich glaube, dein Schützling braucht mich nicht mehr. Du brauchst mich erst recht nicht; also bin ich hier überflüssig und drücke mich einstweilen.“

„Ich möchte gern mit dir sprechen,“ sagte Christian; „schon längst wollte ich dich darum bitten. Willst du morgen um dieselbe Stunde kommen? Oder soll ich zu dir kommen? Mach einen Vorschlag, ich füge mich dir.“

Sie erblaßte und erwiderte, sie wolle kommen.

18

Sie kam um fünf Uhr; es war schon dunkel. Sie gingen in die Wohnung im Vorderhaus, da im Hofzimmer Michael war. Zur Überraschung Christians hatte der Knabe heute plötzlich den Wunsch nach Unterricht und einem Lehrer geäußert; auch hatte er gefragt, wie er künftig sein Leben einrichten, wohin er gehen, zu wem er gehen solle, wer ihn ernähren, wer ihn kleiden würde, er könne Christian nicht länger zur Last fallen. Seine Worte und sein Wesen waren von einer gewissen Entschlossenheit durchtränkt, die er bisher nie gezeigt. Christian hatte eine befriedigende Antwort nicht gleich zu geben vermocht; der Umschwung erregte zunächst seine Bestürzung, und während er Johanna voranschritt und in der ersten Stube Licht machte, überlegte er die schwierige Entscheidung noch.

Die Tür zur andern Stube, Karens Sterbezimmer, war versperrt. Im Ofen brannte schwaches Holzfeuer, das Isolde Schirmacher auf Christians Geheiß angeschürt. Sie kam auch jetzt, legte Scheite nach und verschwand trippelnd.

Johanna saß auf dem Sofa und blickte wartend. Sie zitterte vor dem ersten Wort, das sie hören, dem ersten, das sie sprechen würde. Den Mantel hatte sie nicht abgelegt; Hals und Kinn versanken im Pelzkragen.

„Es ist ein bißchen unheimlich hier," sagte sie endlich leise, da Christian so lange schwieg.

Christian setzte sich neben sie und nahm ihre Hand. „Du siehst leidend aus, Johanna," begann er; „woran leidest du? Würde es dich nicht erleichtern, darüber zu sprechen? Sprich mit mir darüber. Du wirst natürlich sagen, ich könnte dir nicht helfen. Und das ist wahr. Man kann niemals helfen. Aber die Dinge stocken und verfaulen doch nicht so in einem, wenn man sich einem Freund mitteilt. Findest du nicht?"

„Du kommst spät," erwiderte Johanna flüsternd, schaudernd, und zog die Schultern in die Höhe, „du kommst sehr, sehr spät."

„Zu spät?"

„Zù spät."

Christian sann eine Weile betroffen. Er umschloß die Hand Johannas fester und fragte schüchtern: „Er quält dich? Was geht vor zwischen euch beiden?"

Sie fuhr auf, starrte ihn an, knickte wieder zusammen. Sie lächelte kränklich und sagte: „Ich wäre jedem dankbar, der eine Hacke nähme und mich erschlüge. Mehr bin ich nicht wert."

„Warum, Johanna?"

„Weil ich mich weggeworfen habe, weggeschmissen, weil ich mich im Unrat wälze, wo er am dicksten und gemeinsten ist," brach es schneidend und jammernd aus ihr, und mit bebenden Lippen schaute sie in die Höhe.

„Du siehst dich falsch und siehst Menschen falsch," entgegnete Christian; „alles ist verzerrt in dir. Was du sagst, straft dich, was du verschweigst, erstickt dich. Hab doch ein wenig Mitleid mit dir selbst."

„Mit mir?" sie lachte hölzern, „mit mir? Mit so einem Abschaum? Das verlange nicht. Eine Hacke; bloß eine Hacke zum Erschlagen!" Ihre Worte verwandelten sich in ein wildes Aufschluchzen; dann schwieg sie eisig.

„Was hast du getan, Johanna, daß du so außer dir bist? Was hat man dir getan?"

„Du kommst zu spät. Hättest du früher einmal gefragt, nur gefragt. Es ist zu spät. Es war zu viel Zeit. Die Zeit hat mir den Garaus gemacht. Ich hab mein Herz vertan."

„Sag mir, wie."

„Einmal ist einer gewesen, der hat das schwere dunkle Tor ein Spältchen weit aufgemacht, da dachte man: jetzt wird es schön. Aber er schlug das Tor gleich wieder zu. Den Knall spür ich noch in allen Gliedern. Es war unvorsichtig, eine unvorsichtige Narrheit. Ich hätte nichts ahnen dürfen von der Schönheit hinterm Tor."

„Du hast recht, Johanna. Es trifft mich. Aber sage mir, was ist jetzt mit dir? Warum bist du so zerstört?"

Johanna blieb eine Weile still. Dann antwortete sie: „Kennst du die Geschichte von der Gänsemagd, die in den eisernen Ofen kriecht, um ihr Leid zu klagen? O Falada, da du hangest, o Jungfer Königin, da du gangest, wenn das deine Mutter wüßt, das Herz im Leib tät ihr zerspringen. Ich habe nicht zu schweigen gelobt und kann in keinen Ofen schlüpfen, aber jemand ansehen und mich ansehen lassen, das geht nicht. Setz dich ans Fenster und schau hinaus. Schau mich nicht an, dann will ich klagen."

Folgsam und ernst erhob sich Christian und setzte sich mit dem Rücken gegen Johanna ans Fenster.

Mit hoher, fast singender Stimme begann Johanna. „Du weißt, daß ich dem Menschen ins Garn gelaufen bin, der dein Freund war. Es war eben zu viel Zeit und nichts drinnen in der Zeit. Er hat sich aufgeführt, als ob er umkommen müßte, wenn er mich nicht hätte. Er hat mich eingeschläfert mit seinen Worten, hat mir den Willen gebrochen, den Willen, lieber Himmel, das Rudiment von Willen, und hat mich genommen wie man etwas nimmt, das herrenlos am Weg liegt. Und als er mich dann hatte, da ging das Elend an. Tag und Nacht folterte er mich mit Fragen, Tag und Nacht, immerfort, als wär ich sein gewesen schon im Mutterleib.

Kein Frieden war mehr in mir, wie blind bin ich geworden vor Scham, und eines Tages bin ich auf und davon, da bin ich hierhergegangen zu dir, da kam gerade der Knabe, und jenes Schreckliche war geschehen, und du hattest natürlich gar keine Augen für mich, und ich, ich sah erst, wie tief ich gesunken war und was ich aus meinem Leben gemacht hatte."

Sie blickte eine Weile leer vor sich hin; dann schloß sie die Augen und fuhr fort. Sie habe sich an jenem Abend so entsetzlich verlassen gefühlt, daß sie jeden Pflasterstein beneidet habe, weil er neben andern Pflastersteinen lag. Da habe sie sich auf einmal ein Kind gewünscht, mit aller Kraft, mit aller Sehnsucht, wie das zugegangen sei, könne sie nicht erklären. Aber mit aller Sehnsuchtswut ein Kind, etwas aus Fleisch und Blut zum Lieben. Und wie sie vorher in Christians Stube beim Warten auf ihn ein heimlich-neidisches Probestück veranstaltet, ob er dem Jammer des Knaben, dem Fürchterlichen, um das sie noch nicht gewußt, standhalten würde, o, ihre Brust sei ja eine wahre Pestgrube von Neid, das müsse er jetzt erfahren, nun, so habe sie auch sich selbst vor die Entscheidung gestellt und alles davon abhängig gemacht, ob sie ein Kind bekommen könne oder nicht. Und als Amadeus zu ihr gekommen, habe sie sich ihm wieder an den Hals geworfen, nur aus Berechnung, nur zum Zwecke. Käme so was öfter vor in der Welt? Sei so was schon mal passiert? Und als die Zeit um war, habe sichs gezeigt, daß auch dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen wollte, und daß sie nicht einmal zu dem gut war, was das erstbeste Weib aus dem Volk fertig bringe. Nicht einmal zu dem war sie gut. Inzwischen aber habe das Schicksal so tückisch gespielt, daß sie angefangen habe, den Mann zu lieben. Er sei ihr so ähnlich erschienen mit ihr selbst, es habe nicht anders kommen können; so voll Neid, so gemieden von Menschen, so verkrampft und verstrickt; das Gleichartige habe sie bezwungen. Freilich, ob es Liebe gewesen sei oder etwas andres, Schreckliches, was in

keinem Buch stehe und wofür es keine Bezeichnung gebe, das könne sie nicht sagen. Wenn es Liebe sei, sich anklammern ans Letzte und verstört hinhorchen aufs Ende, ausgelöscht werden und wieder angezündet werden, daß zwischen Brand und Asche kein Atemzug einem selbst gehöre, fremdes Gesicht tragen, fremdes Wort reden, sich schämen und bereuen und auftrotzen und das Bewußtsein fliehen und in Sinnenangst und Geistesangst sich hinschleppen, und nichts mehr besitzen, nicht Freund, nicht Schwester, Blume nicht und Träume nicht, wenn das Liebe sei, nun, dann sei es ihre Liebe gewesen. Aber es habe nicht lange gedauert, da habe Amadeus Überdruß und Kälte merken lassen, da sei er lahm geworden. Wie er alles an ihr aufgefressen, was sie ihm zum Verschlingen hingelegt, sei er satt gewesen und habe ihr zu verstehen gegeben, daß sie ihm im Wege sei. Da habe sie ein Schauder angefaßt und sie sei weggegangen. Und der Schauder sitze ihr noch im Herzen. Alles an ihr sei kalt und alt. Sie vergesse nicht sein rohes Gesicht in der letzten Stunde, seinen Hohn, seine Zufriedenheit. Sie könne nicht mehr lachen, nicht mehr weinen. Sie schäme sich. Sie möchte sich am liebsten hinlegen und warten, bis es aus sei. Sie sei grauenhaft müde, und es ekle ihr durch und durch.

Sie schwieg. Christian rührte sich nicht. Es verflossen lange Minuten, dann erhob sich Johanna und trat zu ihm. Ohne sich zu rühren schaute sie durchs Fenster in die Dunkelheit hinaus wie er. Dann legte sie ihm geisterartig die Hand auf die Schulter. „Wenn das meine Mutter wüßt, das Herz im Leib tät ihr zerspringen,“ flüsterte sie.

Er verstand das animalische Anschmiegen und stumme Flehen. Das Kinn auf die Faust gestützt, sagte er: „Ihr Menschen, was tut ihr!“

„Wir verzweifeln,“ antwortete sie trocken, mit eckigen Lippen.

Christian stand auf und faßte ihren Kopf zwischen beiden

Händen. „Du mußt dich hüten, Johanna, vor dir hüten,“ sprach er.

„Der Teufel hat mich geholt,“ gab sie zurück, empfand aber im gleichen Augenblick die Macht seiner Berührung. Sie wurde bleich, schwankte, sammelte sich wieder, sah ihm in die Augen, erst unsicher, dann fester, versuchte zu lächeln, lächelte weh, dann ergeben, dann, nach einem Aufatmen, mit leiser Freudigkeit.

Er ließ sie. Er wollte noch etwas sagen, fühlte aber, wie unzulänglich und dürftig Worte waren.

Sie ging mit gesenktem Kopf, aber immer noch mit dem erkämpften Lächeln von vielen Bedeutungen.

19

Es geschah, daß Christian in einer Nacht oben schlief und durch das gellende Geschrei der Stübbeschen Kinder aufgeweckt wurde. Er zog sich hastig an und ging hinüber.

Auf dem Tisch stand eine dick schwelende Petroleumlampe, daneben lag, in schmierigen Lumpen, ein Säugling. Zwei Kinder, zwei- und dreijährig, hatten sich auf dem Strohsack emporgerichtet, mit Fetzen von Hemden bekleidet, und stießen, während sie sich krampfhaft umklammert hielten, ein entsetzliches Angstgebrüll aus. Ein viertes Kind, ein fünfjähriger Knabe, der ungemein verwahrlost aussah, kniete vor einem Haufen zerbrochener Teller und Gläser, hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt und heulte in sich hinein. Das fünfte Kind, ein acht- bis neunjähriges Mädchen, stand bei der regungslos auf dem Boden liegenden Mutter und hatte die magern nackten Ärmchen mit bittend gefalteten Händen gegen den Unhold erhoben, der ihr Vater war und der ununterbrochen, mit viehischer Wut auf das Weib losschlug. Er bediente sich hierzu eines abgebrochenen Stuhlbeins, und unter

den mit größter Wucht geführten Hieben bildeten sich furchtbare Wunden; die Frau gab keinen Laut mehr von sich; sie zuckte nur noch bisweilen, ihr Gesicht war graublau; der Kittel und der rote Unterrock, den sie trug, war zerfetzt, und aus allen Öffnungen rieselte das Blut.

Die Tollwut Stübbes wuchs mit jedem Schlag. Seine Augen fluoreszierten gespenstisch; über seinen Bart troff Schleim und Geifer; seine Haare waren gesträubt und schweißverklebt, die Züge aufgequollen und violett bis ins Schwärzliche; Laute, halb Gelächter, halb Gegurgel, dann wieder gestöhnte Flüche, irres Röcheln und Pfeifen kamen aus seinem Schlund. Ein Schlag traf das flehende Kind; es stürzte aufs Gesicht nieder und ächzte.

Da packte Christian den Menschen. Mit beiden Händen umdrosselte er ihm den Hals; mit verzehnfachter Kraft rang er ihn nieder. Es graute ihm unsäglich vor dem Fleisch, das er spürte; in seinem Grauen wurde ihm der Raum mit dem Elend drin zur kugeligen Wölbung; er und das Tier schwebten haltlos im Leeren; er roch den Schnaps, der aus dem aufgesperrten Rachen des Tiers in Schwaden aufstieg, und das Grauen erhielt Geruch und Geschmack, brannte ins Auge hinein, und wie er noch weiter rang, die Krallen des trotz der sinnlosen Trunkenheit noch bärenstarken Menschen an der Kehle, den Bauch an seinem Bauch, die Knie an seinen Knien spürte, dauerte dies und dauerte, eine Stunde, einen Monat, ein Jahr, das Schicksal schraubte ihn in ein vorbereitetes Loch hinein; und jede Nähe rückte dichter her, alles wurde Berührung; Menschheit, Welt, Himmel, alles war hautnah bei ihm, und das war auch der Sinn: tiefer, tiefer, enger, enger, grauenhafter, gefährlicher noch: das war der Sinn.

Ein Stimmchen: „Lassen Sie doch Vater; bitte, bitte, tun Sie doch Vater nichts!“ Es war die Stimme des Mädchens; es hatte sich erhoben, war herangetreten und hing sich an Christians Arm.

Stübbe, nach Luft schnappend, brach zusammen. Christian stand totenbleich. Er roch und fühlte Blut an sich. Leute kamen, die der Lärm aus den Betten gescheucht hatte. Ein Weib nahm sich der kleinen Kinder an und beruhigte sie. Ein Mann kniete bei der erschlagenen Frau. Ein andrer Mann brachte Wasser. Einige schrien und gebärdeten sich erregt. Andre sahen gleichmütig zu. Nach einer Weile erschien ein Schutzmann. Stübbe lag im Winkel und schnarchte. Die Petroleumlampe schwelte noch. Ein zweiter Schutzmann tauchte auf und beriet mit dem ersten, ob Stübbe bis zum Morgen hiergelassen oder gleich transportiert werden solle.

Christian stand totenbleich. Plötzlich schauten ihn alle an. Eine taube Ruhe trat ein. Der erste Schutzmann räusperte sich. Das Kind sah atemlos zu ihm empor. Es hatte ein fahles, strenges, schon altes Gesicht mit übergroßen, geränderten Augen, in denen der unermeßliche Kummer des Lebens lag, das es leben mußte. Es war gebannt durch den Blick Christians, das Gestaltchen schien höher zu werden, es schien sich wie ein Stengel um diesen Blick zu ranken, fror nicht mehr, litt nicht mehr, siechte nicht mehr hin und war ohne Furcht.

Christian erkannte die heldenhafte Seele des kleinen Wesens, und er sah die Unschuld, die Nichtschuld, das unvertilgbare, unsterbliche Herz.

„Geh mit mir, ich hab drüben ein Bett für dich," sagte er zu dem Kind und führte es an den Leuten vorbei aus der Stube.

Willig ging das Mädchen mit ihm, und in seiner Stube faßte er es an und hob es auf; kaum konnte er glauben, daß so zarte Glieder und Gelenke der Bewegung fähig seien. Als er es aufs Bett gelegt und zugedeckt hatte, fiel es sogleich in tiefen Schlaf.

Er saß und schaute in das fahle, strenge und schon alte Gesicht.

Und wieder, während er saß, ward eine Landschaft um ihn. Zu beiden Seiten eines sumpfigen Wegs ziehen sich kahle Baumstrünke hin, deren Äste zackig und verworren in die Luft gespreizt sind. Das Licht ist dämmerig, ungefähr der fünften Morgenstunde im Herbst entsprechend. Die Wolken hängen schwer herab, in Tümpeln spiegeln sie sich noch zerrissener. Da und dort stehen Gebäude aus Ziegeln; sie sind fast alle in halbfertigem Zustand. Bei einem fehlt das Dach, bei andern die Fenster; überall sind Mörtelgruben voll weißer Kalkmassen, und Werkzeuge liegen herum, Schöpfkellen, Hämmer, Meßstäbe, Schaufeln, Spaten; auch Karren und Balken. Nirgends ist aber ein Mensch zu sehen. Es ist eine feuchte, moderige, häßliche Einsamkeit, die auf den Menschen zu warten scheint. Alles ringsherum hat dieselbe gespannte und drohende Stimmung des Wartens: das von den zerfetzten Wolken rieselnde karge Licht; die morastige Flüssigkeit in den Wagengeleisen; die wie auf den Rücken geworfene riesige Insekten sich spreizenden Strünke; die unvollendeten Ziegelbauten mit den Mörtelgruben und Werkzeugen.

Das einzige Lebewesen ist eine Krähe, die am Rand des Weges hockt und Christian mit boshaften Blicken beobachtet. Jedesmal, wenn er ein paar Schritte macht und sich nähert, fliegt sie lautlos auf, entfernt sich ein Stück und hockt sich dann wieder auf einen Baumstrunk. Da wartet sie, bis er sich genähert hat. In den runden Augen, die braun glänzen wie lackierte Bohnen, ist teuflischer Spott, und Christian wird des Verfolgens müde. Die Nässe dringt ihm durch die Kleider, die Schuhe sind voll Kot und bleiben bei jedem Schritt stecken, das unheimliche Zwielicht verwischt die Umrisse und täuscht über die Ferne der Dinge. Er lehnt sich erschöpft an einen kurzen Stamm und wartet nun auch seinerseits. Die Krähe hüpft und fliegt, bald weiter weg, bald näher her;

sie ist unwillig über sein Warten, endlich sitzt sie still am Wegrand gegenüber, und die lackierten Bohnenaugen verlieren den tückischen Ausdruck und erlöschen langsam.

Da schauert es ahnungsvoll durch den Raum; Ruths Name ist der Atem der Landschaft, Ruths Schicksal will sich verkündigen.

Und Christian wartete.

21

Niels Heinrich zögerte ein paar Minuten, bevor er ins Zimmer trat.

Es geschah, daß er einige Minuten allein in der Stube blieb. Während dieser kurzen Zeit, gelang es ihm, sich der Perlenschnur zu bemächtigen.

Christian war eben im Begriff gewesen, den Studenten Lamprecht, dem er Michaels Unterricht anvertrauen wollte, ein Stück zu begleiten, da er in Gegenwart des Knaben nicht so offen sprechen konnte, wie er wünschte, als Niels Heinrich kam. Er stutzte und konnte seine Erregung kaum bemeistern. Sich in diesem Augenblick zu entfernen, dünkte ihm nicht unbedenklich; erstens konnte Niels Heinrich, der ja ein kaum berechenbarer Mensch war, aus irgendeiner Laune wieder fortgehen, ohne Christians Rückkunft abzuwarten; zweitens war es nicht geraten, ihn in Michaels Gesellschaft zu lassen. Andrerseits verlangte es Christian, sich für diese ihm vor allem wichtige Unterredung, auf die er Tag um Tag mit elektrisch zitternden Nerven geharrt, erst einmal zu sammeln und die Blutwallung zu beschwichtigen, die Niels Heinrichs stummes Hereintreten in ihm erzeugt hatte. Das konnte so schnell nicht geschehen, und Unschlüssigkeit und Beklommenheit wuchsen, indes er Niels Heinrich artig begrüßte und ihn aufforderte, Platz zu nehmen. Da öffnete sich abermals die

Tür, und Johanna Schöntag erschien. Christian ging lebhaft auf sie zu und ersuchte sie in etwas überstürzten Worten, bei Michael zu bleiben, bis er zurückkomme, er werde dann mit Herrn Engelschall, mit dem er einiges zu besprechen habe, in die Vorderhauswohnung gehen. Johanna war verwundert über sein Ungestüm und blickte auch Niels Heinrich verwundert an. Ihr Gesichtsausdruck sagte deutlich, daß sie nicht wußte, wer er war, und Christian sah sich genötigt, die beiden einander vorzustellen, was ihm selbst so widersinnig vorkam, daß er die Namen bloß scheu hinmurmelte. Niels Heinrich grinste, und als ihn Christian bat, er möge ihn für eine Weile entschuldigen, zuckte er die Achseln.

Christians und des Studenten Lamprechts Schritte waren noch nicht im Hof verklungen, da wandte sich Johanna zu Michael und sagte: „Ich wollte Sie abholen. Ich wollte mit Ihnen nach Charlottenburg in die Gedächtniskirche; dort werden Kantaten von Bach gesungen. Begleiten Sie mich doch; Sie haben so etwas sicher nie gehört. Der Herr wird so freundlich sein, Herrn Wahnschaffe auszurichten, wohin wir gegangen sind." Sie schaute Niels Heinrich an, senkte jedoch den Blick gleich, von einem außerordentlich heftigen Unbehagen bezwungen. Sie hatte das Unbehagen mit dem Moment verspürt, wo sie ins Zimmer getreten war, und nachdem Christian es verlassen hatte, wurde es so quälend, daß sie Michael den Vorschlag nur machte, um diesem ihr aufgedrungenen Beisammensein um jeden Preis zu entrinnen. Allerdings hatte sie noch am Nachmittag die Absicht gehabt, das Konzert zu besuchen, hatte sie aber wieder aufgegeben. Der Gedanke, den Knaben mitzunehmen, war ihr erst jetzt gekommen.

„Charlottenburg, Gedächtniskirche, jawoll, werds bestellen," sagte Niels Heinrich, und schlug die Beine übereinander. Den Blick hatte er ununterbrochen auf Michael geheftet, und seine Miene verfinsterte sich dabei immer mehr.

Von einem ähnlichen Gefühl wie Johanna ergriffen, hielt Michael jedoch den gelb herübergleißenden Augen mutig stand. Seine Finger zerknitterten nervös ein Blatt Papier auf dem Tisch; er suchte innerlich eine Bindung, ein Bild, eine Führung; er nickte bei Johannas Worten, ohne sie anzusehen, er folgte ihr schweigend, als sie ihn am Arm anrührte; sie hatte seinen Hut und Mantel vom Haken genommen, und nun gingen sie.

Aus dem Haus tretend, gewahrten sie Christian an der nächsten Straßenecke; er stand mit Lamprecht unter einer Laterne. Sie entfernten sich hastig nach der andern Seite.

Niels Heinrich erhob sich. Er zündete eine Zigarette an und marschierte mit hackenden Schritten auf und ab. Dann blieb er vor der Kommode stehen und probierte, ob sich die Laden öffnen ließen. Er tat es mechanisch, hatte weder Neugier, noch eine bestimmte Erwartung dabei. Die Kommode hatte einen Aufsatz aus dünnen, gedrehten Säulen, der ebenfalls eine Lade enthielt. Auch diese zog er heraus, zuckte aber auf einmal, wie wenn ihn etwas gestochen hätte; vor seinen Augen lag ein Haufen haselnußgroßer Perlen.

Sie waren von Christian in dem nichtverschlossenen Behälter nahezu vergessen worden. Einige Tage nach Karens Tod hatte ihm Botho von Thüngen mitgeteilt, daß er nach Frankfurt reisen müsse; Mitglieder seiner Familie befänden sich dort, und er wolle mit ihnen verhandeln. Christian glaubte die Gelegenheit benutzen zu können, seiner Mutter die Perlenschnur zu schicken; sie durch die Post zu senden, widerstrebte ihm in einer verbliebenen Vorstellung ihres großen Wertes. Thüngen hatte sich bereit erklärt, den Auftrag zu übernehmen; aber es kam zur Reise nicht, die Verwandten hatten sich unterdessen schroff von ihm losgesagt, das Entmündigungsverfahren war eingeleitet, die wider ihn angezettelte Hetze trieb ihn aus jeder Ruhe, aus jedem Heim, aus jeder Arbeit; alle Geldmittel waren ihm entzogen, die Frau, die er ge-

heiratet, hatte er nicht zu halten vermocht, sie war noch tiefer gefallen, als wie er sie vordem aufgehoben hatte, um sie zu retten. In dieser zerrüttenden Not war Christian sein einziger Halt und Helfer.

Das war mit Botho Thüngen geschehen, und an die Perlen hatte Christian in all den Tagen kaum gedacht. War ihm auch die dunkle Vorstellung ihres Wertes verblieben, so trieb ihn doch nichts, sie sicherer zu verwahren als in der unversperrten Lade, wo sie Niels Heinrich mit witterndem Instinkt entdeckt hatte.

Ein leiser, langer, erstaunter Pfiff. Ein Schlottern der eingefallenen Backen. Ein Blick des Hungers, ein andrer des verbrecherischen Entschlusses. Ein Zaudern, als sei das Wunder von einem Schatz doch von keinem Belang mehr. Und wieder Brand in den Augen; Genüsse, unerhört, versprachen sich. Und wieder Ekel daran: was solls? Auszufechten ist der Streit gegen den Menschen. Hinter einem die Meute: die Zeugen, die Spitzel, die Indizien, der Komplize, die corpora delicti, der Hund, der Keller, das Blut, der Leichnam, der Kopf, die kleine Made, an ihrer Unterrockschnur erhängt; und vor einem der Mensch. Wir wollen sehen, Mensch; messen wollen wir uns!

Überlegungen einer Sekunde. Ein Griff mit beiden Händen; die Perlen waren Besitz; ein Klirren, Zusammenraffen, Schieben, Stopfen, und sie verschwanden im Hosensack. Es bauschte beträchtlich, aber die Joppe verbargs. Schaute der Mensch in der Lade nach und schlug Lärm, so konnte man ihm ja das Zeug wieder hinschmeißen.

Als Christian zurückkam, saß Niels Heinrich auf dem Stuhl und rauchte.

„Verzeihen Sie," sagte Christian, „es war eine dringende Abmachung ..." Er unterbrach sich, da er Niels Heinrich allein in der Stube sah.

„Das Fräulein läßt melden, daß sie mit dem Jungen nach Charlottenburg in die Kirche jejangen is," sagte Niels Heinrich.

Christian war überrascht. Er antwortete: „Um so besser, dann sind wir ungestört und können hierbleiben."

„Stimmt, denn sind wir unjestört." Eine Pause entstand; sie blickten einander an. Christian ging zur Schwelle der kleinen Kammer, um sich zu vergewissern, daß niemand drinnen war, dann zur Tür, die in den Hausflur führte. Er drehte den Schlüssel um.

„Weswegen sperren Sie denn zu?" fragte Niels Heinrich mit erhobenen Brauen.

„Es ist notwendig," erwiderte Christian; „die Leute, die zu mir kommen, sind gewohnt, die Tür offen zu finden."

„Denn sollten Sie aber ook die Lampe ausblasen," höhnte Niels Heinrich; „wäre vielleicht das Gescheiteste. Im Dunkeln is jutt munkeln. Und munkeln tun wer doch, oder meenen Sie nich?"

Christian setzte sich an die andre Seite des Tisches. Er überhörte die zynische Bemerkung geflissentlich. Sein Schweigen und seine gespannte Miene erregten Niels Heinrichs Wut. Herausfordernd lehnte er sich im Stuhl zurück und spuckte in weitem Bogen ins Zimmer. Beide saßen einander gegenüber, als dürfe keiner den andern nur eine halbe Sekunde aus den Augen lassen, doch zeigte Christians Gesicht immer denselben verbindlichen und freundlichen Ausdruck. Nur ein Beben der Stirnmuskeln und die Angestrengtheit des Blickes ließ, was in ihm vorging, ungefähr ahnen.

„Sie haben nichts Neues in Erfahrung gebracht?" fragte er endlich in zuvorkommendem Ton.

Niels Heinrich zündete wieder eine Zigarette an. „Ja doch," versetzte er; es sei ihm inzwischen gelungen, das Frauenzimmer zu ermitteln, das den Judenjungen so lang bei sich gehalten hatte. Molly Gutkind sei es gewesen, die kleine Made genannt, wohnhaft im Hause bei Adelens Aufenthalt. Er sei der Chose nachgegangen und habe dem Mädchen das Geständnis abgelockt, aber am nämlichen Tage habe sich der Teufel dreingemischt, und die Gerichtspersonen hätten sie vorgenommen. Das dumme Aas habe wahrscheinlich zu viel gequasselt, sie sei in Verdacht gekommen, man habe sie ins Kittchen gesteckt, im Kittchen sei ihr das bißchen Verstand vollends aus der Fasson geraten, sie habe sich aufgehängt und sei mausetot, das Schaf. Dies habe er berichten gewollt, weil der Herr sich so dafür interessiert. Nun wisse es der Herr also und könne hieraus seine Gutmütigkeit ersehen.

Er paffte Dampf um sich und zwirbelte mit den Fingern der Linken am Kinnbärtchen.

„Ich wußte es schon," sagte Christian. „Ich wußte, wo sich Michael aufgehalten hat. Er hat es mir selbst bekannt. Von dem Tod des Mädchens weiß ich seit heute morgen. Jedenfalls danke ich Ihnen für Ihre Bemühungen."

Keine Ursache; hätte nichts zu bedeuten; er stehe gern zu Diensten. Der Herr scheine übrigens den Nachrichtenbezug flott zu betreiben; vielleicht wolle sich der Herr später ganz dem Fache widmen? Ob der Herr sonst noch etwas wisse? Er sei nun mal aufgelegt, Rede und Antwort zu stehen, er habe heute seinen spendablen Tag, und wenn der Herr noch was zu fragen habe, solle er sich nicht genieren und man losschießen.

Er blinzelte und starrte wachsam auf Christians Lippen.

Christian besann sich und senkte den Blick. „Da Sie sich freiwillig zu Auskünften bereit erklären," entgegnete er leise, „so sagen Sie mir doch, weshalb Sie die Schraube von der Maschine entfernt haben, dort bei Pohl & Pacheke, Sie werden sich ja erinnern . . ."

Niels Heinrichs Mund öffnete sich wie eine Klappe. Das scheue Entsetzen bewirkte, daß die Kinnlade einfach heruntersank.

„Sie wundern sich, daß ich davon Kenntnis habe," fuhr Christian fort, dem es eine unangenehme Empfindung war, daß der andre glauben könne, er wolle ihn durch Geheimniskrämerei gefügig machen; „es geht aber ganz natürlich zu. Gisevius, dessen Sohn bei Pohl & Pacheke Werkführer ist, erzählte, daß Sie dort zwei Tage in Arbeit waren und daß während dieser Zeit die Beschädigung der Maschine geschah. Die beiden Tatsachen hatten bei ihm gar keinen Zusammenhang, er sprach erst von Ihnen, dann von der Geschichte mit der Maschine; auch äußerte er keinen Verdacht. Nur mir selbst war es sofort klar, daß Sie es getan haben mußten; den Grund kann ich nicht angeben; es stand klar vor mir. Ich sah Sie heimlich an der Maschine hantieren und die Schraube lockern. Ich mußte fortwährend daran denken, sah es fortwährend. Wenn ich unrecht haben sollte, so verzeihen Sie mir."

Verstehe er nicht, kam es schwer und in keuchender Haßangst aus Niels Heinrichs Mund, verstehe er nicht...

„Ich hatte das Gefühl, daß Ihnen die Maschine wie ein lebendiges und geordnetes Wesen und deshalb wie ein Feind erschien, und da wollten Sie sie ermorden. Ja, ganz deutlich und unabweisbar hatte ich das Gefühl von Mord. Irre ich mich darin?"

Niels Heinrich gab keinen Laut von sich. Er konnte sich nicht rühren. Es wuchsen Wurzeln von unten her um den Stuhl, auf dem er saß, schlangen sich um seine Beine und hielten ihn eisern fest.

Christian stand auf. „Es hat keinen Zweck, das," sagte er tiefatmend.

Was? Was habe keinen Zweck? murmelte Niels Heinrich; Was? Was denn? Das Blut in seinem Leibe wurde kalt. Die Arme an die Seite gepreßt, unten die Fingerspitzen

gegeneinander, stand Christian da. „Sprechen Sie. Sagen Sie es mir,“ flüsterte er.

Was sprechen? Was sagen? Was denn? Niels Heinrichs Hals glich einem Schlauch, der entleert wird; er war schlaff, und die Haut bebte.

Blick wider Blick. Worte starben. Die Luft sauste.

Auf einmal blies Christian die Lampe aus. Die Finsternis, die jäh eintrat, war wie eine stumme Explosion. „Sie hatten recht,“ sprach seine Stimme, „das Licht verrät uns jedem, der vorübergeht. Jetzt sind wir vollkommen sicher. Nach außen wenigstens. Was hier geschieht, geht nur uns an. Sie können tun, was Ihnen beliebt. Sie können wieder den Revolver aus der Tasche ziehen wie neulich und abdrücken. Ich bin darauf gefaßt. Da ich mich nicht vom Fleck bewegen werde, kann es Ihnen keine Schwierigkeit sein, mich zu treffen. Vielleicht aber warten Sie noch, bis Sie gesagt haben, was zu sagen ist und was ich wissen muß.“

Schweigen.

„Sie haben Ruth ermordet.“

Schweigen.

„Sie haben Sie in das Haus gelockt, wo die Schenke ist, in den Keller gelockt und dort getötet.“

Schweigen.

„Sie haben den einfältigen Menschen, den Joachim Heinzen, zum Mithelfer gemacht und ihn durch ein überlegtes Spiel so in Furcht und Verstörung versetzt, daß er allein der Mörder zu sein glaubt, sich nicht einmal getraut, Ihren Namen auszusprechen. Wie ging das zu?“

Schweigen.

„Und wie ging es zu, daß Ruth keine Gnade vor Ihnen fand? Ruth! Diese! Daß Sie das Messer ... daß das Messer in der Hand gehorchte ... daß Sie nachher noch reden, trinken, Beschlüsse fassen, von einem Haus ins andre gehen konnten? Mit dem Bild! Mit der Tat! Ist es denn möglich?“

Schweigen.

Christians Stimme hatte nichts mehr von der sonstigen Verhaltenheit und Kühle; sie klang heiser, leidenschaftlich und aufgedeckt. „Was wollten Sie von ihr? Was war denn die letzte Absicht? Warum mußte Ruth sterben? Warum? Was konnte sie geben, wenn sie starb? Was war durch Mord zu gewinnen?“

Da schrie Niels Heinrich, kreischte, brüllte es aus sich heraus: „Die Jungfernschaft, Mensch!“

Nun war es an Christian, zu schweigen.

23

Keiner konnte den andern wahrnehmen. Die dickstoffigen Vorhänge an den Fenstern schufen eine so undurchdringliche Dunkelheit, daß auch Umrisse von Gegenständen nicht hervortraten. Keiner konnte die Bewegungen des andern sehen, aber sie hatten voneinander das grellste Bewußtsein, ein schauerliches Körpergefühl, ein Gefühl von Verkettetsein und Haft, von Stirn wider Stirn-, Hauch wider Hauchstehen; sie entbehrten nicht das Licht; sie brauchten es nicht.

Dem Niels Heinrich schuf die Finsternis Freiheit. Sie verlieh ihm einen Auftrieb des Trotzes, der Prahlsucht, der Selbstentblößung. Sie war Zusammengeballtes, eine scheußliche Unform, der er die Forderung, Rechenschaft abzulegen, nicht mehr verweigerte. Sie zerspaltete Klötze in seinem Innern und entband aus ihnen das Wort. Er wagte nicht zu höhnen; er gab es auf, sich zu wehren.

Ein Maul war die Finsternis, das seine Tat ausspie. Da konnte er einmal selber hören, was geschehen war. Manches ließ sich sonderbar neu an. Der Gedanke: da drüben sitzt einer und horcht, da drüben sitzt der Mensch und weidet dich aus wie ein Stück Wild, hatte sogar einen gewissen Kitzel.

Nun sollte mal alles von der Leber weg, dann hatte man wenigstens Ruhe vor dem Menschen. Seine Maßregeln konnte man dann immerhin noch treffen.

Wie gesagt, die Jungfernschaft. Daran sei ja nicht viel herumzutüfteln. Das wisse jeder, wie so 'n Junge aufwachse und mit welchen Menschern. Mal kämen solche, mal solche, mal rothaarige, mal schwarzhaarige, mal weinerliche, mal lustige, mal bessere, mal schlechtere, aber Hurenmenscher seien es fast immer. Und wenn auch nicht gerade Hurenmenscher, so doch auf der Kante und mit der Nase daran, in elegant oder in dreckig, fünfzehnjährig oder dreißigjährig, so oder so, den Stich hätten sie mal. Und wenn auch nicht den Stich, so würden sie einem unter den Fingern ranzig, und was man kriege, dem traue man nicht mehr, und habe man sie mal erst in der Kralle, so seien sie auch schon hin. Da gehe der Betrieb so weiter, Montag die Male und Dienstag die Lotte und Mittwoch die Trine, aber den Unterschied, den könne ein Waisenknabe klavierspielen; da werde man endlich wie das Vieh und fresse alles, den Weizen und die Streu, die Kleie und die Disteln. Brenne es, so brenne es, schmecke es, so schmecke es.

Ja, es habe auch Jungfern. Gewiß habe es das. Aber es sei mickriges Zeug, Ramsch sei das, Pofelware. Das quaßle von Ausgang und Kostfrau, von Heiraten und Möbelanschaffen und sei am dritten Sonntag schon gelehrig wie 'n Pudel. Schließlich wisse man doch nie, wer vorher in die Suppe gespuckt; das sei alles zweifelhaft, man habe von vornherein keinen rechten Glauben dran. Und sei es mal was Höheres, so sei es doch das Höchste nicht; das ziere sich, koofmich und etepetete, da sei keine Natur mehr drin und keine Ehrlichkeit, man müsse sie erst kuranzen und kirre machen, und wenn sie es mit der Angst vor dem dicken Bauch bekämen, dann kriegte man den Frost in Koppe und möchte sie am liebsten massakrieren.

Manche Matrosen, die lange auf See gewesen, erzählen

von dem krankhaften Überdruß an salzigem, abgelegenem Fleisch. Käme so einer dann an Land und laufe ihm ein lebendiges Lamm oder Karnickel vor die Beine, da sei ihm, als müsse er es geradeswegs in Stücke reißen und das frische warme Fleisch hinunterschlingen. So könne es auch einem Mann mit den Weibern ergehn, und so sei es ihm ergangen, wie er die Jüdin gesehen. Das sei ihm durch und durch gefahren, wie ne glühende Stahlnadel durch nen Eisenpflock, das habe ihn um und um gewirbelt, zeit seines Lebens habe er so was nicht gespürt. Wie verdonnert sei er gewesen, wie behext, als habe er einen Hektoliter Spiritus gesoffen. Beständig das Zucken in den Fingerspitzen, als ob Samt darüber streiche; die Gier nach dem Griffigen, was sich bewegt und was zittert und heiß ist, wenn man hinlangt, die Hügelchen und die gespannte Haut, und das Entsetzen in den Augen und das wunderbare Zappeln, und die feuchten Lippen und die feuchten Zähne und der zurückgebogene Hals und das Winseln aus der tiefen Seele heraus, und das Weinen und Bitten; und wie so eine schreite, so nichts wissend, im Schimmer drin, so hochmütig hoch droben; wie man sich hinlegen möchte, daß sie einem auf die Brust steige und man an ihr hinaufsehen könne wie an ner schlanken Säule, Jesus und alle Heiligen, das haue einen zusammen, da wisse man, das mußt du haben und gehts gleich um die ewige Seligkeit, nach der ohnehin kein Hahn kräht.

Daß so ein Gewächs nicht für ihn gewachsen war, das habe er von vornherein kapiert. Daß so was wie das Allerheiligste sei, wo nur der Priester ran dürfe, habe er sich klargemacht. Aber darum allein habe sichs auch nicht gehandelt. Es sei um mehr gegangen, um viel mehr. Es sei um Leben und Tod gegangen, von Anfang an. Es sei beschlossene Sache gewesen von Anfang an: du stirbst mir. Mir stirbst du, mir! Er habe ihr aufgelauert, und sie sei geflohen wie 'n Reh. Da habe er hinter ihr her gelacht; du rennst mir ja ins Garn, habe er

gesprochen und habe Tag und Nacht die Augen und die Gedanken auf sie gerichtet, daß sie nicht mehr aus noch ein konnte. Sie sei ihm erschienen, jawoll, erschienen sei sie ihm, wenn er ihr befohlen habe, zu kommen; erschienen sei sie leibhaftig und habe gebettelt, er solle von ihr lassen. Das sei ganz und gar unmöglich, habe er ihr gesagt, sie müsse her, ihr Blut müsse seines werden, ihren Leib müsse er in Armen halten, ein Ende machen müsse er mit ihr, dann erst habe er sie, sonst sei kein Frieden mehr auf der Welt, für ihn nicht und für sie nicht. Dann habe er seinen Kriegsplan entworfen, habe den Idioten beschwatzt, daß er Feuer und Flamme war für die Jüdin und annehmen mußte, der Simpel, sie sei auch in ihn verschossen. Da sei er närrisch geworden und habe keinen vernünftigen Gedanken mehr im Schädel gehabt und sei weich gewesen wie Äppelmus und habe alles für bare Münze genommen, jeden Schwindel und Phantasmus. Und dann hätten sie die Geschichte beraten und ausgekocht, hätten der Jüdin einen Zettel geschickt, das Mädchen, das ihn überbracht, hätten sie ein paar Tage drauf nach Pankow zu einem alten Pensionisten verdungen, und auf dem Zettel habe man der Jüdin geschrieben, ein Todkranker verlange nach ihr, und sein Seelenheil hänge davon ab, daß sie komme. Da sei sie auch richtig gekommen, es sei schon dunkel gewesen, der Idiot habe sie in den Keller geführt, und die Kellertür habe man zugesperrt. Den Idioten habe er dann in den Verschlag nebenan gelotst und eine Flasche Schnaps hingestellt und ihm gesagt, wenn er sich muckse, könne er seine Knochen numerieren lassen. Er solle bloß abwarten, die Chose mit der Jüdin werde schon für ihn gerichtet werden. Hierauf sei er wieder hinübergegangen, und die Jüdin sei dagestanden ...

Er unterbrach sich und merkte, wie das ganze Wesen seines unsichtbaren Gegenübers atemberaubtes Lauschen wurde, Einsaugen und Umklammern jeder Silbe. Dies befriedigte ihn nur matt, aber es trieb ihn weiter. Die Geschehnisse

wurden in seiner zurückwühlenden Vorstellung über die natürlichen Maße groß; sie waren in brandroten und violetten Dunst getaucht; er redete nicht so sehr von ihnen als sie zu ihm redeten und sich dadurch aufbauten, wie er sie bisher nicht erblickt. Indem er fortfuhr, veränderte sich seine Stimme, wurde zackiger, hohler und verriet zum erstenmal eine innere Regung, wild aufziehende Urqual.

Sie sei dagestanden. Und wie sie dagestanden sei, das habe ihm den letzten Rest gegeben.

„Wie denn?“ fragte Christian kaum vernehmlich aus der Schwärze, „wie?“

Er könne es nicht beschreiben. Sie habe geschaut. Mit einem stolzen Staunen und Angstzucken um den Mund. Habe gefragt, wo der sei, zu dem man sie gerufen habe. Der sei auf dem Mond; der sei auf dem Stück Papier. Was man von ihr wolle? Warum die eiserne Tür dort versperrt sei? Habe seine Gründe. Man werde sie ihr doch mitteilen können, die Gründe. Was für ein Stimmchen, was für ein Glöckchen in der Kehle, ein Silberglöckchen! Das ging ins Ohr, als könne das Ohr Liebliches saufen. Gründe seien nicht viele, eigentlich gebe es nur einen einzigen. Verstehe sie nicht. Habe man deutlicher werden müssen. Verstehe sie noch immer nicht. Schaute. Habe man sie beim Arm gepackt, um die Schulter genommen, um den Hals genommen. Habe sie aufgeschrien; zu zittern angefangen; sei in den Winkel gerannt; habe die Hände vorgestreckt; sei das Kerzenlicht gerade auf ihr Gesicht gefallen; wie ne weiße Rose vorm Feuer; sei er auf sie zu; habe sie sich hintern Tisch geflüchtet. Habe gerufen: Schonung. Habe man gelacht. Sei aber bereits außer Rand und Band gewesen. So 'n Silberglöckchen in der Kehle. So 'n Weib! Herrgott, so 'n Weib! Kind noch, jedes Fäserchen rein, und so 'n Weib. Das traf; ins Mark schraubte sich das. Konnte man nicht mehr davon lassen, und wenn einen im nächsten Augenblick die Hölle verschluckt hätte.

Habe er sie beruhigt; bißchen schön getan. Gesagt, sie möge einen anhören. Gut, sie wolle hören. Habe er gesprochen. Vor dem Tisch mit der Kerze er, hinter dem Tisch, gegen die Mauer, sie. Habe er gesagt, es sei ein grausliches Muß. Es gebe keinen Ausweg, für sie nicht und für ihn nicht. Er sei in der Verdammnis, sie müsse ihn erlösen. Er lechze und verdorre nach ihr, nach Fleisch und Seele, Mund und Leib, Blut und Atem, und so sei es bestimmt, seit die Welt bestehe. Er müsse zu ihr hin und in sie hinein, sonst käme die Welt ins Rasen und alles Leben werde Gift. Er müsse ihrer Unschuld habhaft werden, ob sie wolle oder nicht, gutwillig oder mit Gewalt, da könne ihr kein Herrgott helfen, das sei Gesetz über ihnen beiden und zur Stunde solle es wahr werden. Sie möge sie fahren lassen, die Unschuld, damit er mal was vom Himmelreich zu spüren kriege.

Darauf habe sie mit einer starren Miene geflüstert: Nein, niemals, nimmermehr.

Da habe er sie lange angesehen.

Da habe sie von Zeit zu Zeit, mit feuchten Blicken nach oben, immer wieder geflüstert: Nein, niemals, nimmermehr.

Er habe gesagt, sie solle die Hoffnung begraben, es werde, widerstrebe sie, nur um so fürchterlicher. Und er habe das Messer auf den Tisch gelegt.

Christian stöhnte in unmenschlichem Schmerz in sich hinein, als er dieses vernahm.

Darauf habe sie, fuhr Niels Heinrich mit seiner tatbeladenen Ruhe fort, ihn zu erweichen versucht. Er vergesse die Worte nie, aber er könne sie nicht wiederholen. Habe wie eine Fiebernde geredet, mit heißleuchtenden Augen, die Haare über den Wangen, flehentlich die Hände gebogen, über den Tisch gelehnt, mit der tiefen süßen Glockenstimme, habe von Menschen erzählt, die auf sie warteten, von Arbeit und Pflichten, wer alles sie brauche und was alles sie vor sich habe an Schwierigem, und was einen alles erfreue, und ob nichts

da sei, was ihn erfreue, und ob er das Verbrechen vor Gott und den Menschen auf sich nehmen wolle, ob ihm sein Leben nichts mehr gelte und so weiter. Aber es seien andre Worte gewesen, bessere, festere, genauere. Da habe ihn der Grimm gepackt, und er habe sie angeschrien, das sei hirnrissiges Gewäsche, und sie solle man aufmerken, Jüdin verdammte, die sie sei, solle aufmerken, was er ihr drauf zu antworten habe.

Da sei sie stille geworden, habe die Lippen herabgebogen und habe aufgemerkt. Er habe ihr gesagt, Verbrechen und solchen Quark, damit solle sie ihm gefälligst vom Halse bleiben. Verbrechen kenne er nicht. Das sei von den Leuten ausgedacht, die die Soldaten und die Gerichte dafür bezahlten, ihnen den Willen zu tun; die, wenn sie es für nützlich befänden, eben die Verbrechen selber begingen, im Namen des Staats, der Kirche, des Fortschritts oder der Freiheit. Habe einer die nötige Muskulatur und Schlauheit, so pfeife er auf die Gesetze. Die gälten bloß für die Dummköpfe und Feiglinge. Müsse der einzelne sich der Gewalt fügen, so müsse es ihm auch freistehen, sie auszuüben. Riskiere er die Rache und Strafe der Gesellschaft, so habe er auch das Recht, seine Gelüste zu befriedigen. Frage sich nur, was er auf seine Schultern nehmen könne, und ob er sich durch die Flausen und das von Lehrern und Pfaffen vorgekaute Larifari nicht ins Bockshorn jagen lasse. Käme es auf ihn an, Niels Heinrich Engelschall, so bliebe kein Stein auf dem andern stehen, alle Regel würde ausgerottet, alle Ordnung über den Haufen geworfen, alle Städte in die Luft gesprengt, alle Brunnen zugeschüttet, alle Brücken zerbrochen, alle Bücher verbrannt, alle Wege zerstört, und Vernichtung würde gepredigt, einer gegen alle, alle gegen einen, alle gegen alle. Mehr sei die Menschheit nicht wert; das könne er wohl behaupten, denn er habe sie studiert und durchschaut. Er kenne bloß Lügner und Gauner, erbärmliche Narren, Geizhälse und Streber; er habe die gemeinen Hunde kriechen sehen, wenn sie hoch-

kommen wollten, nach oben kriechen und nach unten kläffen. Er kenne die Reichen mit ihren satten, faulen Redensarten und die Armen mit ihrer niederträchtigen Geduld. Er kenne die Bestechlichen und die Nackensteifen, die Prahler und die Düsterlinge, die Flaumacher und die Blümeranten, die Diebe und die Fälscher, die Weiberhelden und die Kopfhänger, die Dirnen und ihre Zuhälter, Kupplerinnen und junge Herren, die Bürgermadams mit ihrer Scheinheiligkeit und ihrer Geilheit, den Neid da und die Heuchelei dort, und die Maskeraden und das Getue, er kenne alles, und ihm imponiere nichts, und er glaube an nichts außer an den Gestank und an den Jammer und an die Habsucht und an die Freßsucht und an die Tücke und an die Bosheit und an die Wollust. Eine Schandenwelt sei es, und hin werden müsse sie, und wer zu solcher Einsicht mal gelangt sei, der müsse den letzten Schritt tun, den allerletzten, wo die Verzweiflung und der Hohn durch sich selber erstickt werde, wo es nicht weiter gehe, wo man an der stumpfen Hautwand den Engel des Jüngsten Tages pochen höre, wo das Licht nicht mehr hindringe und auch die Nacht nicht mehr, wo man allein sei mit seiner Wut, daß man sich doch endlich spüre und vergrößere und was Heiliges packe und zerschmettere; was Heiliges, darum handle sichs; was Reines, darum handle sichs; und Herr werden darüber, es niederzwingen, es auslöschen.

Furchtbareres hatte Christian nie vernommen. Er starrte ins zerschellte All. Die Furie des Hasses stieg, auch in Wiedergabe ihres Ausbruchs noch, in kochender Lohe empor und äscherte die Blüten der Erde ein. Es konnte Greuelhafteres nicht ausgedacht werden. Das Schicksal des zehntausend Jahre alten Menschengeschlechts war gleichsam besiegelt. Aber daß er hergekommen war, daß er vermocht hatte, sich zu enthüllen, daß er da saß, im Finstern saß und sich wand, vom Ungeheuren berichtete und dabei in die Tiefe stürzte, die er aufgerissen hatte, das war ein Schimmer geheimnis-

vollster Hoffnung für Christian, ein erster Dämmerstreifen auf dem bisher noch ungewissen, unbekannten Weg.

Und Niels Heinrich fuhr fort: die Jüdin habe langsam begriffen; habe ihn mit großen Kinderaugen angeschaut. Sie habe eine Frage an ihn gerichtet, welche, wisse er nicht mehr. Dann habe sie gesagt, sie sehe ein, daß sie verloren sei und daß sie als sein Opfer fallen müsse. Er habe geantwortet, es mache ihrem Verstand Ehre, daß sie es einsehe. Und sie wieder: ob er denn wisse, daß er damit sich selber vernichte? Darauf er: an Vergeltung glaube er nicht, das übrige sei seine Sache. Jetzt sei es des Schwatzens genug, die Zeit dränge, es müsse Schluß gemacht werden. Und sie: was sie tun solle? Diese Frage habe ihn ziemlich aus der Fassung gebracht, und er habe nichts erwidern gekonnt. Sie habe die Frage wiederholt, und er habe gemurmelt, die Kerze brenne schon herunter. Nun habe sie gefragt, ob er ihr Sicherheit des Todes geben könne? Ja, die könne er geben. Ob sie nicht vorher sterben dürfe, ehe er sie angreife? Nein. Sie habe nach dem Messer gefaßt. Er habe ihr das Messer entwunden. Die Berührung ihrer Hand habe ihn dermaßen rabiat gemacht, daß ihm gewesen sei, als knirsche die Kellermauer und als dröhne das Haus. Er solle sie doch sterben lassen durch ihren Willen, habe sie gebeten. Das könne er nicht, habe er geantwortet, er müsse an ihr lebendiges Herz heran, sonst sei ihm nicht geholfen. So möge er ihr eine Viertelstunde Zeit gönnen, sie wolle ihre Gedanken sammeln und ihn dann bitten, daß er sie töte. Das habe er bewilligt. Sei inzwischen hinausgegangen, um nach dem Idioten zu sehen. Der sei dagelegen, besoffen wie 'n Stint und habe alle viere von sich gestreckt. Das sei ihm lieb gewesen; mit dem habe man nun anstellen können, was immer man gewollt. Habe sich auch später erwiesen, wie er ihn hinübergeschleppt habe; und das Vieh sei immer noch der Meinung, man werde ihn heraushauen, wenn er bis zuletzt seinen, Niels Heinrichs Namen, nicht in den

Mund nehme. Als er nun zur Jüdin zurückgekehrt, sei sie an die Mauer gelehnt gewesen, mit geschlossenen Augen. Sie habe ein bleiches Gesicht gehabt, aber von Zeit zu Zeit habe sie gelächelt. Von ihm befragt, warum sie lächle, habe sie geschwiegen, habe ihn aber höchst sonderbar angesehen, als besinne sie sich auf etwas. Er sei hingegangen, hinter den Tisch, sie habe sich nicht von der Stelle gerührt und er habe sie an der Schulter gepackt. Sie habe die Hände aufgehoben, und er habe bemerkt, daß sie, während er draußen gewesen, die Adern an ihren Handgelenken durchgeschnitten habe. Das Blut sei dick heruntergeronnen. Sie müsse es mit einer Glasscherbe getan haben, die zwischen Mauersteinen gesteckt. Da sei er in die helle Tobsucht geraten, wie wenn es drauf und dran gewesen wäre, daß sie ihm einer wegnähme. Er habe sie an den Haaren zu Boden gerissen.

Sie habe geschrien. Einen einzigen, langen Schrei. Den Schrei höre er noch jetzt.

Glied um Glied, Hauch um Hauch, Zuckung um Zuckung sei sie sein geworden. So nur könne man besitzen; so und nicht anders. Himmels-, Gottes-, Erdenseligkeit.

Er habe nicht bereut, er werde nicht bereuen. Aber den Schrei, den höre er immerfort und immerfort.

Er verstummte. Die Lautlosigkeit in dem finstern Gemach war so groß, daß sie sich in den Ecken drohend zu sammeln schien, um die Wände zu sprengen.

24

Mehr als eine halbe Stunde war in völligem Schweigen verflossen, da erhob sich Christian und zündete die Lampe wieder an. Sturz und Zylinder klirrten unter seinen zitternden Händen. Er fürchtete sich vor den Funktionen seiner Sinne, Gesicht, Gehör, Geruch. Jede Wahrnehmung wurde eine

Wunde des Bewußtseins und sickerte wie Gift in den Lebenskern. Langsam formten sich die trüben Umrisse zum Bild einer Wirklichkeit.

In ihm und von außen her drängte alles zur Entscheidung.

Krampfig hintübergebeugt, lag auf dem Stuhl vor ihm ein Mensch, dessen Gesicht ohne bezeichenbare Farbe war. Die Augen waren geschlossen, der Mund halboffen. Die kariösen Zähne und der matt hängende Kinnbart verliehen ihm einen Ausdruck von Bestialität. Die spitzfingrigen Hände mit blaugeschwollenen Adern regten sich wie Reptilien.

Die Stirn aber war über und über von Schweiß bedeckt. Wie die Tropfen aus dem Deckel eines erhitzten Gefäßes voll Flüssigkeit brach der Schweiß hervor und stand in dicken Perlen auf der Haut.

Dieser Anblick war so beängstigend, daß Christian sein Taschentuch nahm und Stirn und Schläfen mit vorsichtiger Gebärde abwischte. Und indem er es tat, fühlte er auch seine eigne Stirne naß. Er zögerte, mit demselben Tuch seine Stirn abzuwischen, aber da öffnete Niels Heinrich die Augen und sah ihn an: finster, tief und kalt. Er überwand seinen Abscheu und trocknete seine Stirn mit demselben Tuch.

Es wurde an die Tür gepocht. Niels Heinrich fuhr auf wie von einem Faustschlag getroffen und stierte wild, mit bleichen, leeren Augen.

Christian ging, um zu öffnen. Die Zurückkehrenden waren es, Michael und Johanna.

Niels Heinrich, taumelnd, suchte mit Blicken seine Mütze. Christian reichte sie ihm, mit einer vollkommen undurchschaubaren Artigkeit immer noch, und schickte sich an, Niels Heinrich zu begleiten. Dieser hatte nur einen Blick dumpfentsetzten Nichtbegreifens. Dann zog er die Schultern hoch und wankte, mit allmählich sich festigendem Schritt, von Christian gefolgt, zur Schwelle.

Die Unterredung mit Wolfgang Wahnschaffe wirkte auf Lorm durchaus unangenehm. Er hatte die verstimmende Empfindung, daß dieser wohlerzogene junge Herr in aller Naivität der Meinung war, vor dem Schauspieler dürfe er sich in seiner ganzen Rücksichtslosigkeit und Zwecksucht demaskieren. Was lag, vor dem Schauspieler, groß daran? Man gab sich keine Mühe und spielte jovial mit offenen Karten.

Lorm spürte an jenem Abend das Nahen schwerer Krankheit; er war wortkarg, und wenn er sprach, messerscharf.

Es wurde ihm zugemutet, an einer Verschwörung teilzunehmen. Der Plan war, Christian auf einstimmigen Beschluß der Familie in eine Nervenheilanstalt zu sperren.

„Nun, was Nervenanstalt bedeutet, kann ich mir denken," sagte Lorm, „aber was gewinnen Sie dadurch?"

„Freie Bahn," war die Antwort; „Beseitigung der lästigen Erstgeburtanmaßungen und -vorrechte. Schimpf und Unglimpf, die von dem Menschen ausgehen, übersteigen jeden Begriff."

Gewisse Individuen, auch Ärzte, waren zur Zeugenschaft und Hilfe bereit. Aber das Mittel der Internierung war immerhin das äußerste. Sollte es fehlschlagen oder die elterliche Einwilligung nicht zu erlangen sein, so blieb ein andres, für das gleichfalls schon vorgearbeitet war. Es mußte ihm der Boden abgegraben werden, man mußte ihn dazu bringen, die Stadt, besser noch das Land verlassen. Boykott an der Universität, wo Christian allerdings nur noch selten auftauchte, war möglich. Auch versprach es Erfolg, in dem Quartier, wo er wohnte, die Leute gegen ihn einzunehmen; man hatte damit schon begonnen. Nur war nicht allzuviel Zeit; das Übel griff um sich, das schändliche Gerede wurde störender mit jedem Tag. Wenn erst die Gerichtsverhandlung über den Mord kam mit ihrer fatalen Öffentlichkeit, war es zu

spät. Er mußte vorher vom Schauplatz verschwinden. Aussichtsvoll war es, wenn Judith zu ihm ging, ihm freundschaftlich, schwesterlich nahelegte, das Feld zu räumen und die Angehörigen nicht zur Gewalt zu reizen, einer von den Gesetzen unterstützten Gewalt. Mißlang es Judith und weigerte er sich, so mußte der Vater heran, um jeden Preis. Er habe an Vater geschrieben, und wenn Einschneidendes nicht in Bälde geschehe, wolle er, in einer Woche etwa, telegraphieren. Überdies seien Freunde hingereist, um den Geheimrat zu raschem Handeln zu veranlassen.

Wolfgang saß da, ein zornbleicher Streber, der sich aufgehalten sieht.

„Was Judith betrifft, so ist sie in dieser Angelegenheit unzugänglich," sagte Lorm kalt. „Ich werde noch einmal mit ihr sprechen, aber ich fürchte, es wird vergeblich sein. Ich meinerseits halte es für wünschenswert, daß sie zu Christian geht, obschon nicht aus demselben Grunde wie Sie. Aber Judith ist nicht überredbar. Schicksale andrer sind ihr Phantome, sogar das des Bruders. Vor einem Jahr noch konnte sie einen Vorschlag dieser Art mit Leidenschaft zurückweisen; heute steht es wahrscheinlich so, daß sie Christian einfach vergessen hat. Sie spielt und phantasiert ihr Leben so hin. Mir tut es leid, daß ich Christian nicht kenne. Aber Menschen kommen zu mir und sind so lange zu mir gekommen, daß ich die Fähigkeit verloren habe, zu ihnen zu gehen. Damit muß ich mich abfinden, es ist ein Übel für sich."

Wolfgang wunderte sich über diese Worte und ward frostig. Er fragte Lorm, ob er glaube, daß Judith seinen Besuch freundlich aufnehmen würde. Lorm bejahte es. Danach hatte das Gespräch ein Ende; sie drückten einander mit höflicher Gleichgültigkeit die Hand.

Lorm wagte es nicht, Judith von der Zusammenkunft mit Wolfgang zu erzählen. Er hatte Angst vor ihrem Verhör, Angst, daß sie seine Sympathie für Christian spüren könne,

Angst, in ihr Puppendasein eine Wolke zu bringen. Doch aus seiner Welt raubte sie nach und nach alles Licht. Die Beschränkungen im Haushalt wurden so schlimm, daß die Dienstleute sich bei ihm beschwerten. Sie litten Hunger. Bäcker und Fleischer konnten die Bezahlung ihrer Rechnungen nur erhalten, wenn sie mit dem Gericht drohten. Die Briefe, die sie an Lorm richteten, unterschlug Judith, denn sie fing jeden Morgen die Post ab. Er wußte es. Eines der Mädchen, das sie nach einem häßlichen Streit davongejagt, hatte es ihm verraten. Er machte Judith keinen Vorwurf. Auch die Ausgaben für seine leiblichen Bedürfnisse begann sie zu verringern, und er mußte sich in Restaurants und Weinstuben schadlos halten. Dafür wuchsen die Summen, die sie für Kostüme, Mäntel, Hüte und Antiquitäten verschwendete, ins Ungemessene. Sie kaufte alte Truhen und Schränke, die sie dann auf den Dachboden stellen ließ; chinesische Vasen, Renaissancedecken, Elfenbeinkästchen, geschliffene Gläser, Leuchter aus getriebenem Metall, alles kunterbunt und wahllos, nach Augenblickslaune; alles stand oder lag ohne zu schmücken, ohne zu dienen, um sie herum wie in einem Laden; bisweilen schenkte sie ein oder das andre Stück in großmütiger Anwandlung einer von jenen Frauen, die ihr gefällig nach dem Mund redeten, und deren Gesellschaft sie deshalb nicht entbehren konnte. Hinterher bereute sie ihre Freigebigkeit und behandelte die Betreffende schlecht, als wäre sie von ihr betrogen worden. Trotz der Unzahl der Gegenstände merkte sie es sofort, wenn einer fehlte oder nicht an seinem Ort war, verdächtigte jeden, der das Zimmer betreten hatte, und ruhte nicht eher, als bis sie des Verlorenen wieder habhaft geworden war. In ihrer Garderobe hingen Dutzende von Gewändern, Hüten, Tüchern, die sie nie am Leibe getragen, außer bei der Anprobe und beim Kauf. Es genügte ihr, sie zu besitzen; mochten sie altmodisch und von Motten zerfressen werden; sie besaß sie, und das genügte.

Lorm wußte es. Er verübelte es ihr nicht. Er erhob keine Einsprache. Er ließ sie gewähren. Er sah nicht oder wollte nicht die augenscheinlichen Folgen seiner unbegrenzten Fügsamkeit sehen, ihre Entartung, ihre Verwilderung, ihre Entherzung. Sie war für ihn immer noch die Frau, die alles geopfert hatte, um in sein einsames und unfrohes Leben zu treten. Er hatte seine schmerzhaft bescheidene Seele zu dauernder Dankbarkeit verurteilt und glaubte nicht das Recht zu haben, sich zu beklagen. Er, der so viele von sich gestoßen, gegen so viele hart gewesen war, so viel echte und tätige Liebe mißachtet hatte, dessen leisester Wink nicht bloß Befehl, sondern Entzücken von tausend Lauschenden und Wartenden war, duldete Erniedrigung und Vernachlässigung, duldete und schwieg wie zum Sühneentgelt und wich nicht in beharrlicher Treue.

Im Theater zitterte man in diesen Tagen vor den Ausbrüchen seiner Gereiztheit. Auch Emanuel Herbsts philosophische Ruhe vermochte wenig über ihn. Er reiste zu Gastspielen nach Breslau, Leipzig und Stuttgart. Seine Wirkungen waren tiefer, als sie seit Jahrzehnten einem Schauspieler beschieden gewesen. Man spürte die Wende, Wende einer Zeit, Vollendung eines Menschen. Das Publikum, zur Erfassung des Phänomens erst befähigt in der Bindung durch den Geist, ahnte Letztmaligkeit und war in der Leidenschaft seines Beifalls erschüttert wie von der tragischen Scharlachglut einer untergehenden Sonne, deren Versinken Unglück bedeutet.

Er kam nach Hause und legte sich krank hin. Nach einer gründlichen Untersuchung wurde das Gesicht des Arztes sehr ernst. Er forderte eine Pflegerin. Judith war im Konzert, die Hausdame versprach, es der gnädigen Frau zu melden. Als Judith zurückkehrte, setzte sie sich ans Bett, war erstaunt, schmollte ein wenig und sprach mit Lorm wie mit einem Papagei, der sich weigert, die üblichen Phrasen zu plappern. Die Pflegerin wurde von der Hausdame aufgenommen.

„Nun, mein Möpschen," sagte Judith am andern Morgen, „bist du noch nicht gesund? Soll ich dir ein Breichen kochen lassen? Hast wohl bei den Schwaben da unten zu viel Guti-Guti gebampft?"

„Möpschen" lächelte, langte nach der Hand der Frau und küßte sie.

Erschrocken zog Judith ihre Hand zurück. „Pfui," rief sie aus, „willst du das gleich lassen, du schlimmer Bub! Dein Geliebtes am Ende gar noch anstecken? So etwas! Das darf Möpschen erst, wenn man weiß, was ihm fehlt, und wenn es ungefährlich ist. Verstanden?"

Für den Nachmittag dieses Tages hatte sich Lätizia angesagt. Sie kam in Crammons Begleitung. Der Herzlichkeit in Judiths Begrüßung war brennende Neugier zu gleichem Teil beigemischt. Sie sahen sich an, die beiden Frauen, die sich seit der Mädchenzeit nicht gesehen. Wo bist du gestrandet? Wo du? fragten die Augen. Schmeichelworte überstürzten sich. Crammon gerann zu einer trüben Materie.

Nach einer Viertelstunde erschien das Mädchen und meldete, der Chauffeur des Grafen Rochlitz sei draußen; der Graf warte unten im Wagen. „Er soll heraufkommen," befahl Lätizia; „nicht wahr, du erlaubst doch?" wandte sie sich an Judith, „ein alter Freund von mir."

Der Graf folgte dem Geheiß. Er war charmant und erzählte Episoden vom Rennen.

Abermals nach einer Viertelstunde kam die Gräfin-Tante und mit ihr Ottomar und Reinhold. Es war vereinbart gewesen, daß sie Lätizia abholen sollten. Alle diese drängten sich in Judiths Salon und sprachen durcheinander.

Crammon sagte zu Ottomar, dem er in herablassender Weise manchmal seine Anschauungen und Gefühle vermittelte: „Als ich in Tunis war, erwachte ich eines Morgens von heftigem Stimmenlärm. Ich dachte sofort an einen Aufstand der eingeborenen Bevölkerung und stürzte aus dem Bett.

Aber es waren nur zwei ältere nußbraune Damen, die vor meinem Fenster eine freundschaftliche Unterhaltung pflogen. Es ist immer so bei den Frauen. Mit einem Minimum von Ursache bringen sie es zu einem Maximum von Getöse. Sie retten beständig das Kapitol. Ich glaube übrigens, daß die Römer, die ja bekanntlich die hanebüchenste Nation der Erde waren, ein Volk von Maulhelden und Säbelraßlern, mit dieser hübschen Fabel von den Gänsen einen ziemlich ungalanten Hintersinn verknüpft haben. Ansonsten standen sie in der Beurteilung weiblicher Natur auf der Stufe von mutierenden Tertianern. Beweis: die Geschichte von Tarquinius und der Lukretia. Ein haarsträubender Unsinn. Zehnpfennigromantik. In meinem Elternhaus hatten wir einen Weihnachtskalender, da war die Begebenheit in Verse gesetzt und illustriert. Dieser Katarakt von Züchtigkeit hatte mir ganz verkehrte Begriffe von grundlegenden Lebensverhältnissen eingeimpft, und es dauerte Jahre, bis ich den Schwindel durchschaut hatte."

Ottomar sagte: „Ich gebe Ihnen alle preis, bloß Lätizia nicht. Sehen Sie mal hin, wie sie sich bewegt, wie sie den Kopf trägt. Sie ist immer die Auserlesene. Sie macht jedes Beisammensein von Menschen festlich. Ich finde, sie ist wie ein Sinnbild des schönen Augenblicks. Sie wird nie altern, und was sie tut, ist nur wie ihr Traum. Ihre Handlungen haben keine Folge, nicht einmal Wirklichkeit, und sie erwartet auch keine von ihnen."

„Sehr tief, sehr fein," entgegnete Crammon seufzend, „aber der Himmel behüte Sie davor, mit einem solchen Feenwesen praktische Wirtschaft zu versuchen."

„Soll man auch nicht, darf man auch nicht," sagte der junge Mann überzeugt.

Crammon erhob sich und ging zu Judith. „Ist Edgar Lorm nicht zu Hause, gnädige Frau?" fragte er. „Kann man zu ihm? Wir haben uns lange nicht gesehen."

„Edgar ist krank," antwortete Judith mit zusammengezogenen Brauen, als habe sie Grund, sich durch diese Tatsache beleidigt zu fühlen.

Ein Stillschweigen entstand. Alle spürten Unbehagen. Und Crammon sah, wie wenn es ein neues Gesicht wäre, Judiths hervorspringende Backenknochen und durch Schminke beschädigte Haut, den süchtig verpreßten Mund mit bitteren Falten, den flatternden Blick, die unsteten Hände. Es war etwas Verdorbenes an ihr und um sie, von Krampf und Spielwut Herrührendes, von gelockerten und morschen Geweben, eine Heiterkeit, die Grimm war, eine Belebtheit, die an knarrende Gliederpuppen mahnte.

Lätizia hatte vergessen, von Christian zu sprechen. Erst auf der Straße fiel ihr der Zweck des Besuches ein. Sie machte Crammon Vorwürfe, daß er sie nicht erinnert habe. „Es verschlägt nichts," sagte Crammon, „ich will morgen wieder hin, und du kannst ja mitkommen. Ich will Lorm sehen. Mir ahnt nichts Gutes. Da ist Unheil im Zug."

„Ach, Bernhard," klagte Lätizia, „du unkst die Sonne um ihren Schein und die Rosen um ihren Geruch."

„Nein, ich weiß nur, daß sich das Gesicht der Welt verändert, ohne daß ihrs merkt, ihr armen, verkauften Seelen," antwortete Crammon mit erhobenem Finger.

Und er ging zu Borchardt, wo er köstlich zu speisen gedachte; Henkersmahlzeit nannte er es jedesmal.

26

Als Michael an Johannas Seite die Kirche verließ, war er von dem Erlebnis der Stunde durchwühlt.

Sie fuhren bis zur Schönhauser Allee, dann gingen sie zu Fuß. Das Schneegestöber und der hochliegende Schnee machte dem Hinkenden das Gehen doppelt beschwerlich.

Er hatte während der ganzen Fahrt geschwiegen, obgleich sich in seinem Gesicht Empfindungen und Gedanken mit pathetischer Heftigkeit verrieten. Sich zu äußern, hatte er erst gelernt; früher war alles in ihm erstickt. Seit er es gelernt hatte, ergriff er den Anlaß mit Begier; das Wort war frisch, die Gebärde beladen und übermäßig; der Ton, in dem er sprach, trotzte gegen sein Alter; mit schrillen Akzenten betäubte er Anfälle von Schüchternheit; aus Furcht, nicht so ernst genommen zu werden, wie er sich selbst, wie ihm seine Wirrnisse, seine Erkenntnisse, sein neues Mitleben erschienen, verteidigte er gewagte Behauptungen noch hartnäckig, während seine Überzeugung schwankend wurde.

Auf dem Hinweg hatte er immer wieder von Christian zu sprechen begonnen. Sein Gemüt war erfüllt von Christian. Verehrung, halb zaghaft, halb überschwenglich, äußerte sich in vielfacher Weise. Er hatte des Aufblicks entbehrt, sein Geist der Richtpunkte und der Trunkenheit der Jugend; nun gab er sich desto williger hin. Doch sah er, seiner Grüblernatur gemäß, an diesem einfachen Menschen Rätsel und Probleme, und hierin konnte ihn Johanna eines Besseren nicht belehren. Sie wich aus. Der Knabe war ihr zu stürmisch, zu unbedingt, zu fordernd. Er verletzte die Schamhaftigkeit ihres Gefühls, er zerriß immerfort Schleier. Gleichwohl fesselte sie sein Wesen; es hielt sie in Unruhe und leiser Qual. Sie brauchte Unruhe und leise Qual. Sie konnte sich einbilden, ihn zu schützen, und so hatte sie eine Aufgabe, so war sie besser vor sich selbst geschützt.

Er sagte, die Musik sei es nicht gewesen, die ihn überwältigt habe. Solche Musik sei eine schwere Formensprache, und um das fehlende Wissen davon dürfe man sich nicht durch den Klang herumlügen, scheine ihm. Man müsse wissen, man müsse lernen.

„Was war es also? Was hat Eindruck auf Sie gemacht?“ forschte Johanna, die den Knaben abwechselnd mit Du und Sie

anredete, je nach ihrer Laune und Sympathie, je nachdem er ihrer zu bedürfen schien oder nicht. Ihre Frage enthielt nur oberflächliche Neugier. Sie war müde vom Weg, müde vom Tag, unlustig zum Wort.

„Die Kirche war es," sprach Michael, „der Lobgesang auf Christus, die andächtige Menge." Er stockte und senkte den Kopf. Als Kind und bis vor kurzem noch habe er nur mit Haß an Jesus Christus denken können, fuhr er mit seiner ein wenig heiseren und gebrochenen Knabenstimme fort; dem draußen im Lande jüdisch erzogenen Juden, der von Andersgläubigen Hohn und Beschimpfung erfahren, sei es eingefleischt. Christus sei ihm der Feind, der, der sein Volk verlassen und verleugnet habe, der Abtrünnige, die Ursache aller Leiden. „Ich weiß es noch, wie ich an Kirchen vorübergeschlichen bin," sagte Michael, „ich weiß es noch, mit welcher Furcht und welchem Zorn. Ruth kannte so etwas nicht; Ruth hatte keinen Sinn für so bittere Dinge. Für Ruth war alles süß und hell. Sie flog über das Gemeine hinüber. Bei mir fraß es, und ich hatte niemand, der mich hörte."

Aber eines Abends, wenige Tage vor ihrem Verschwinden, habe ihm Ruth, ohne daß er darum gebeten und ohne daß er mit ihr gesprochen, nur als habe sie auf irgendeine Weise an ihn heran und seinen Drang und Druck lösen gewollt, eine Stelle aus dem Evangelium der Christen gelesen, die Stelle nämlich, wo der auferstandene Jesus den Simon Petrus fragt: Simon, liebst du mich? Simon antwortete: Du weißt, daß ich dich liebe; und Jesus sagt zu ihm: Weide meine Lämmer. Dann fragt er zum zweitenmal: Simon, liebst du mich? Ja, Herr, sagt Simon, du weißt, daß ich dich liebe. Und Jesus sagt: Weide meine Schafe. Und zum drittenmal fragt Jesus: Liebst du mich, Simon? Da ging es Petrus zu Herzen, daß er ihn dreimal gefragt, und er sagt: Herr, du weißt ja alles, du weißt, daß ich dich liebe. Und Jesus sagt: Weide meine Schafe. Und dann sagt er: Folge mir nach.

Er habe seiner Schwester das Buch aus der Hand gerissen und darin geblättert und sich nicht verführen lassen wollen, aber ein Satz sei ihm aufgefallen, bei dem er verweilt habe, der Satz: Und er bedurfte es nicht, daß jemand ihm Kunde von einem Menschen gab, denn er wußte, was im Menschen war. Da sei kein Haß gegen Christus mehr in ihm gewesen. Doch an ihn glauben und sich an ihn wenden, das habe er nicht vermocht. Er meine nicht Frömmigkeit und Gebet, er meine die Idee, was dem Menschen Gewähr gebe und dem Geist Bestand. Das habe er heute erfaßt, bei dem hinaufströmenden Gesang und den tausenden erst erloschenen, dann feierlich brennenden Augen; liebst du mich, Simon, das habe er erfaßt bis auf den Grund; und das „folge mir nach" bis auf den Grund; und sein Jude-Sein, Verstoßen-Sein habe sich aus Schmerz und Scham in Besitztum und Stolz verwandelt, in die Gewißheit eines Dienens und einer besonderen Kraft; „es war wunderbar, wunderbar," beteuerte er, „ich begreife es noch nicht, ich bin wie eine angezündete Lampe."

Johanna erschrak vor dem Ausbruch einer ihr so fremden und unverständlichen Leidenschaft.

„Weide meine Schafe," Michael sang es beinahe in den Schnee hinein; „weide meine Schafe."

Erweckung, dachte Johanna mit mattem Grauen und Neid, er ist erweckt worden.

Es wurde ihr immer deutlicher, mit welcher Inbrunst sich der Knabe an Christian geschlossen hatte. Als sie in der Stolpischen Straße vor der versperrten Tür warteten und Christian mit Niels Heinrich herauskam, ohne Blick und Gruß, ohne die beiden zu gewahren vorüberging und mit dem schlotternden, schlürfenden, verzerrt aussehenden Menschen im Torweg verschwand, hinkte Michael ein paar Schritte hinterher, starrte in die von weißen Schneefunken durchwirbelte Dunkelheit des Hofes, kehrte sich dann zu Johanna um und sagte flehend: „Er soll nicht mit ihm gehen. Laufen Sie

ihm nach, rufen Sie ihn zurück. Er soll um Gottes willen nicht mit ihm gehen."

Johanna, obgleich selbst erregt, beschwichtigte den Exaltierten. Sie blieb noch eine halbe Stunde bei ihm, zwang sich zur Unbefangenheit, kochte lässig plaudernd Tee und deckte den Tisch für das kalte Abendessen, dann ging sie nach Hause. Am andern Morgen um acht Uhr läutete Michael an ihrer Wohnung. Sie war kaum mit dem Anziehen fertig, und als sie zu ihm in den Flur trat, stand er bleich, übernächtig, nach Worten ringend da. „Wahnschaffe ist nicht heimgekommen," murmelte er; „was soll man tun?"

Die erste Bestürzung niederkämpfend, mußte Johanna lächeln. Sie ergriff Michael bei der Hand und sagte: „Fürchte nicht für ihn, ihm geschieht nichts."

„Sind Sie dessen so sicher?"

„Ganz sicher."

„Wie geht das zu?"

„Ich weiß es nicht. Aber seinetwegen Angst haben, das könnte mir nie einfallen, das ist pure Gefühlsverschwendung."

Ihre Ruhe und Bestimmtheit machten Eindruck auf Michael. Doch bat er sie, mit ihm zu gehen und bei ihm zu bleiben, wenn es ihr möglich sei. Sie überlegte und versprach es. Auf dem Rückweg gingen sie in eine Buchhandlung und kauften die Bücher, die Lamprecht bezeichnet hatte. Christian hatte Michael das Geld dazu gegeben. Er wollte mit Selbststudium heute gleich beginnen, aber er war nicht fähig, sich zu sammeln. Er saß am Tisch, blätterte, schlug Hefte auf, hob den Kopf und lauschte, preßte die Hände gegeneinander, sprang empor und ging im Zimmer herum, sah in den Hof, blickte forschend Johanna an, die an einer Stickerei arbeitete und fröstelnd und verhärmt in der Sophaecke kauerte und mit den kleinen weißen Zähnen an der Lippe nagte.

Es verging der Tag und die zweite Nacht, ohne daß Christian zurückkehrte. Die Ungeduld und Aufregung des Knaben war

kaum mehr zu zähmen. „Wir müssen uns rühren," sagte er; „dasitzen und warten, das ist blödsinnig." Johanna, die nun auch besorgt wurde, wollte zu Botho von Thüngen gehen oder zu Doktor Voltolini. Während sie den Hut aufsetzte, kam Lamprecht. Als er hörte, um was es sich handelte, sagte er: „Ihr tut Wahnschaffe keinen Gefallen, wenn ihr Lärm schlagt. Kommt er nicht, so hat er seine Gründe. Eure Angst ist kindisch und seiner unwürdig. Wir wollen lieber etwas Nützliches beginnen, mein Junge."

Auch er hatte, nur in höherem Grade, geistig befestigt, die Zuversicht, die Johanna instinktiv empfunden. Noch einmal unterwarf sich Michael und war für zwei Stunden williger Schüler. Gegen Mittag, Johanna und Lamprecht waren weggegangen, kam der Fuhrmann Scholz von nebenan mit einer unbeglichenen Rechnung. Er sagte, er habe für die Bespannung zum Leichenkondukt der verstorbenen Mamsell Engelschall sein Geld noch nicht erhalten. Michael antwortete, er werde sein Geld kriegen, er solle morgen wieder vorsprechen, Wahnschaffe habe es sicher nur vergessen. Der Mann schimpfte und entfernte sich. Aber draußen im Hof stellte er sich zu einigen Leuten, und Michael hörte, daß sie gehässige Reden führten und daß dabei Christians Name genannt wurde. Er ging in den Flur und ans Tor; die giftigen Worte und Anspielungen im ordinärsten Jargon, die er vernahm, trieben ihm das Blut in die Wangen. Er hatte sofort das Gefühl einer Verhetzung. Ein rothaariger Bursche, Zimmermaler vom vierten Stock, tat sich besonders hervor. Er machte die andern auf Michael aufmerksam; einer warf eine rohe Bemerkung hin; die ganze Gesellschaft wieherte, und als Michael mit dem Mut seiner Entrüstung ins Freie trat, maßen sie ihn mit finsteren Blicken.

„Was habt ihr gegen Wahnschaffe?" fragte er laut und duckte sich wie eine Katze.

Sie wieherten abermals. Der Rothaarige streifte feixend

seine Rockärmel hoch. Ein Weib, das an einem Fenster oben lag, langte in die Stube zurück und schüttete einen Kübel voll schmutzigen Wassers herunter. Michael ward davon bespritzt. Dröhnendes Gelächter. Der Fuhrmann Scholz stemmte die Arme in die Hüften und sprach von Tagedieben, die das arbeitende Volk verhohnepiepelten mit Schnickschnack und Blendwerk. „Judenjüngel, mach dünne!" pfiff es Michael ins Gesicht. Er wurde bleich und tastete hinter sich an die Mauer.

Da kamen Botho von Thüngen und Johanna aus dem Torweg des Vorderhauses. Sie blieben stehen und schauten schweigend auf die Gruppe im Schnee und auf Michael. Sie begriffen. Johanna zog Michael ins Haus. Er berichtete atemlos. Er war so feurig, so edel empört, daß seine Züge Schönheit hatten.

Nach einer Weile klopfte es an die Tür. Amadeus Voß trat ein. Übertrieben höflich grüßend, schien er keineswegs überrascht, Johanna hier zu finden. Es schien ihn auch nicht weiter zu stören; er sagte, er müsse Christian Wahnschaffe sprechen. Thüngen erwiderte, man wisse nicht, wann Christian nach Hause komme, man wisse nicht, ob er heute überhaupt noch komme.

Voß sagte trocken, er habe Zeit und werde warten.

Johanna war wie gelähmt. Sie konnte sich nicht entschließen, fortzugehen. Nur keine Demonstrationen, nur kein Aufsehen. So kauerte sie sich in die Ecke des Ledersofas, einem Tiere gleich, das sich in einen Winkel verkriecht, und nagte mit den Zähnchen an der Lippe.

Sterben, dachte sie unvermittelt, sterben, das ist das einzige.

27

Das Fest war vorüber, die Gäste waren abgereist, Eva und Susanne waren allein im Schloß zurückgeblieben.

Die südliche Küste hatte schon den vollen Frühling empfangen; es war ein Frühlingsfest gewesen, in tropischer Blütenfülle und heroischer Landschaft. Die Flucht aus dem Winter des Nordens, so rasch vollzogen, daß ihr keine Würde standhielt, hatte die Gemüter berauscht, in erhöhter Lust des Atmens, in ungeistigem Erstaunen, wie Trinker und Schlemmer manche, wie befreite Gefangene andre, hatten sie sich dem Seltenen überschäumend hingegeben, die Kürze der vergönnten Frist wissend. Dies Wissen breitete einen Schleier von Melancholie über die Freude.

Noch bebte die Atmosphäre von berückenden Worten, von Schritt und Lachen der Frauen; noch war alles voller Echo, der Lärm nicht ganz verstummt, und in der Nacht sehnte sich das Dunkel im stillen Park nach dem Lichterglanz, den die Sterne oben nicht vergessen machen konnten.

Aber sie waren alle fort.

Der Großfürst war der Einladung eines österreichischen Erzherzogs zur Jagd gefolgt; Eva sollte ihn im April in Wien treffen und mit ihm nach Florenz fahren. Sie hatte keinen ihrer Freunde aufgefordert, länger zu verweilen, keine der Damen, keinen der Künstler und der Paladine. Einmal wieder allein zu sein, das war ein Hunger ihrer Seele geworden; sie war nicht mehr allein gewesen seit vier Jahren.

Sogar Susanne war ihr im Wege. Sie wies sie aus ihrer Nähe, wenn sie mit törichter Besorgnis die Herrin umschlich. Sie wünschte nicht, daß man zu ihr spreche, daß man sie anschaue; sie wollte ganz entschlüpfen in das kristallene Gebilde Einsamkeit. Sie hatte es geschaffen, sie wollte es erfahren; und unversehens wurde sie darin sich selber fremd. Es geschah etwas mit ihr, das ihr das Blut im Herzen kühl und krank machte.

Sie konnte nicht lesen, keine Briefe schreiben, nicht an Pläne denken. Kaum hing eine Stunde mit der andern lebendig zusammen. Tagsüber ging sie am Meer, ohne Be-

gleitung, saß unter Blumen im Garten; den größten Teil der Nacht lag sie in einer offenen Halle, vor der sich der Himmel wie ein Vorhang aus dunkelblauem Samt spannte. Oft war die Morgendämmerung schon angebrochen, wenn sie sich zu Bett begab. Sie hatte eine Empfindung von sich wie von gelockerter Natur und aufgelöstem Rhythmus. Bisweilen spürte sie Bangigkeit; der Mittag glühte sie stählern an, der Abend war ein Tor ins Ungewisse.

Sie hatte sich Nachrichten verbeten. Post, die dringend zu sein vorgab, wurde von Susanne und Monsieur Labourdemont erledigt. Doch beim zufälligen und zerstreuten Blick in den Brief eines Freundes erfuhr sie von Iwan Becker. Was sie las, beschäftigte sie. Es war Ahnung und Berührung der Gefahr. Wenn sie nachts in der offenen Halle lag, war fahles Zucken hinter dem dunkelblauen Vorhang des Himmels, und die Stille wurde tückisch.

An der Spitze von fünfzehntausend zarentreuen Arbeitern war Iwan Becker vor das Winterpalais gezogen, um zwischen dem Kaiser und dem Volk eine unmittelbare Aussprache und Verständigung herbeizuführen. Die friedliche Armee der Demonstranten war von Kosakenregimentern umzingelt worden, und das Ende war ein Blutbad ohnegleichen. Abermals rottete sich das Volk zusammen, und Becker, auf einer Tribüne, die Arme zum Himmel gereckt, verfluchte den Zaren. Flüchtig irrte er im Land umher, verbarg sich in Klöstern und bei Bauern. Da schickten ihm die Meuterer des „Pantelejmon" und „Potemkin" Botschaft, er möge sich ihnen anschließen. Die Mannschaften der beiden Dreadnoughts hatten im Hafen von Sebastopol den Gehorsam verweigert, hatten ihre Kapitäne und Offiziere ermordet, die Leichen ins Meer geworfen oder in den Feuerungsraum, hatten sich der Schiffe bemächtigt, ihre eigenen Befehlshaber gewählt und waren in See gegangen. Ob Iwan Becker dem Ruf der Rebellen gefolgt war, wußte man nicht; seine Spur hatte sich verloren. Aber

viele behaupteten bestimmt, er habe sich auf den schwimmenden Freistätten vor den Nachstellungen der politischen Polizei in Sicherheit gebracht und eine bedeutende Herrschaft über die verwilderten Matrosen erlangt.

Es war seine dritte Erscheinung, in Aufruhr und Blut.

Von Gärtnern, Fischern, Bauern zugetragen und verbreitet, liefen Gerüchte. Die Meuterer hausten auf dem Meer als Piraten, kaperten Handelsschiffe und bombardierten Hafenstädte. In manchen Nächten sah man Raketen steigen und hörte fernen Kanonendonner. Wo sie nicht Angriffe überlegener Streitkräfte zu befürchten hatten, gingen sie an der Küste vor Anker, plünderten Städte und Dörfer, machten nieder, was sich zur Wehr setzte, und erfüllten die Provinz bis weit ins Binnenland hinein mit Schrecken.

Eva wurde gewarnt. Sie wurde gewarnt von dem Ältesten eines Bauerndorfes, dessen Gemarkung an den Schloßpark grenzte; sie wurde gewarnt durch eine Estafette des Marinekommandanten in Nikolajew, der ihr mitteilte, die aufständigen Matrosen beabsichtigten einen Anschlag gegen die kaiserlichen Besitzungen in der Krim, namentlich aber gegen die des Großfürsten; und sie wurde gewarnt durch ein anonymes Telegramm aus Moskau.

Sie beachtete die Warnungen nicht. Sie glaubte, dies, gerade dies nicht fürchten zu sollen, nicht fürchten zu dürfen, Bedrohung von dorther nicht, das Niedrige, Häßliche nicht; und sie blieb. Doch dies Bleiben war Warten. Ein Gefühl der Unentrinnbarkeit war über sie gekommen, keineswegs ausgehend von den Meuterern und ihrem verbrecherischen Wüten, sondern vom Geiste her und von der tiefen Logik der Dinge.

Eines Abends stieg sie auf den Turm mit der goldenen Treppe. Auf der Plattform oben über die dunkeln Baumwipfel und Meer und Land schauend, gewahrte sie im Norden den Horizont dunkelrot besäumt. In einen Spitzenschleier ge-

hüllt stand sie und verfolgte sinnend das Anschwellen der Glut, ohne daß Sorge oder die Frage nach der Ursache an sie rührte. Sie hatte ein durchdringendes Gefühl des Schicksals und beugte sich fatalistisch.

Susanne wartete im Saal der arabischen Fresken. Mit ihrem Derwischgang auf und ab schreitend, kämpfte sie gegen verdüsternde Befürchtungen. Die Flamme brannte nieder: was geschah mit Lukas Anselm? Das Um-ihn-Wissen und Für-ihn-Sein war in den Jahren des Glanzes und der Erfüllung nicht schwächer in ihr geworden. Das Werk, die Tänzerin, der er Art und Atem eingehaucht, hatte ihr als Zeugnis für ihn gegolten, nach wie vor, und als Kunde von ihm. Und jetzt, was wurde da? Dunkelheit kroch her; der Golem hielt inne in seinem entzückenden Spiel. Erlahmte und erkaltete die Hand, die ihn geformt hatte und befehligte? War der erhabene Geist müde geworden und besaß er die Kraft in die Ferne nicht mehr? War das Ende gekommen?

Eva trat ein, stutzte bei Susannes Anblick und setzte sich auf eine Ottomane, zu deren Häupten Stöcke mit leuchtenden Hortensien aufgestellt waren, die man jeden Morgen auswechselte. Sie war durchkältet vom Seewind; die Augen in den tiefgemeißelten Höhlen blickten streng. „Was willst du?" fragte sie.

„Ich glaube, wir sollten abreisen," sagte Susanne, „länger zu zögern, wäre nicht klug. Die kleine Militärabteilung, die von Yalta unterwegs ist, würde uns bei einem Überfall auf das Schloß wenig nützen."

„Wovor fürchtest du dich?" entgegnete Eva; „fürchtest du dich vor Menschen?"

„Ja, ich fürchte mich vor Menschen. Und Menschen gegenüber ist Furcht wohl am Platz, scheint mir. Nimm deine Phantasie zu Hilfe und denke ihre Körper, ihre Stimmen. Wir sollten reisen."

„Es ist töricht, sich vor Menschen zu fürchten," beharrte

Eva, stützte den Arm auf ein Kissen und den Kopf in die Hand.

Susanne sagte: „Aber auch du hast Furcht. Oder was ist es? Was geht mit dir vor? Hast du Furcht? Wovor hast du Furcht?"

„Furcht ... ja, ich habe Furcht," murmelte Eva; „wovor? Ich weiß es nicht. Vor Schatten und vor Träumen. Es ist eine Abwesenheit in mir. Meine Schutzgottheit ist abwesend. Das macht Furcht."

Susanne erbebte bei diesen Worten der Bestätigung. „Soll ich die Koffer packen lassen?" fragte sie demütig.

Die Frage überhörend, fuhr Eva fort: „Die Furcht entsteht aus der Schuld. Siehst du, ich gehe herum und bin schuldig. Ich öffne mein Kleid, weil mir enge drin wird, und bin schuldig. Ich greife nach der blauen Blüte da, und bin schuldig. Ich sinne und sinne, grüble und grüble, und kann den Grund nicht finden. Den innersten, untersten, ich kann ihn nicht finden."

„Schuldig?" stammelte Susanne bestürzt, „du, schuldig? Was meinst du? Was redest du? Kind, du bist krank! Süße, Einzige, du wirst mir krank." Sie stürzte vor Eva hin, umschlang den zarten Leib und schaute mit den feuchtschwimmenden Beerenaugen zu ihr empor. „Laß uns fortgehen, Herz, laß uns wieder zu den Freunden gehen. Ich wußte es ja, dies Land wird dich töten. Die Wildnis von gestern, die du umgezaubert hast in ein lügenhaftes Paradies, sie hat noch die ganze Bosheit abgeschiedener und verdammter Erde. Steh auf und lächle, Süße; steh auf. Ich will mich ans Klavier setzen und Schumann spielen, den du liebst. Ich will einen Spiegel bringen, damit du dich anschaust und siehst, daß du noch schön bist. Wer ist schuldig, der noch so schön ist?"

Eva schüttelte schwermütig den Kopf. „Schönheit?" fragte sie, „Schönheit? Du willst mich betrügen um mein Gefühl mit deiner Schönheit. Ich weiß nichts von ihr, und wenn sie

etwas Wirkliches ist, so ist sie ohne Segen. Nein, von Schönheit rede nicht. Ich habe zu viel an mich gerissen, zu viel in zu kurzer Zeit, zu viel geraubt, zu viel verbraucht, zu viel vergeudet. Zu viel Menschen, zu viel Seelen, zu viel anvertrautes Pfand. Ich konnte es nicht halten und tragen. Was ich wünschte, wurde erfüllt. Je maßloser ich wünschte, je rascher kam die Erfüllung. Da war Ruhm, da war Liebe, da war Reichtum, da war Macht, da war Dienst von Sklaven, da war Anbetung, alles, alles; so viel, um drin zu wühlen wie in einem Haufen kostbarer Steine. Ich wollte emporkommen, von wie tief, das weißt du; es nahm mich auf Flügel. Ich wollte Hindernisse zerbrechen; als ich mich dazu anschickte, waren sie nicht mehr da. Ich wollte mich hingeben für eine große Idee, und mir wurde geglaubt, kaum daß ich begonnen hatte, um sie zu ringen. Man verkündete mich, und ich war noch der Lehre bedürftig. Zu früh, zu früh, zu viel, zu viel. Millionen opfern ihr Teuerstes, angstvoll und andächtig, nur um nicht fortgeschwemmt zu werden von der Klippe, die sie sich erobert; ich war wie Aladdin, vor dem die Ifrids das Knie beugen noch vor dem Befehl. Den einzigen, dessen Herz mir Widerstand geleistet — weshalb, war ihm selber ein Geheimnis, — habe ich von mir gestoßen und mißkannt. Jeder Schritt ein Schritt in die Schuld; jede Sehnsucht Schuld; jeder Dank eine Schuld; jede Stunde der Lust eine Schuld; jedes Genießen ein Verarmen, jedes Hinauf ein Sturz."

„Frevlerin," murmelte Susanne, „aus Übermut und Überdruß sündigst du gegen dich und dein Geschick."

„Wie du mich quälst," antwortete Eva; „wie ihr mich alle quält, Männer und Weiber. Wie unfruchtbar ich durch euch werde. Wie mich eure Stimmen quälen, eure Augen, eure Worte und Gedanken. Ihr lügt so leichtsinnig. Ihr wollt nicht hören, Wahrheit ist euch verhaßt. Wer seid ihr denn? Wer bist du denn, du? Ah, Susanne ist dein Name, Susanne. Ich kenne dich nicht. Ein Du bist du. Quälst mich, weil

du ein Du bist. Geh doch. Hab ich verlangt, daß du bei mir sein sollst? Ich muß zu mir hinein, und du willst mich hindern? Ich sage dir, ich bleibe, und wenn sie mir das Haus über dem Kopf abbrennen."

Sie sprach dies mit verschlossener Leidenschaftlichkeit, erhob sich, machte sich los von der schluchzenden Gefährtin und ging in ihr Schlafgemach.

Eine Stunde später stürzte Susanne bleich und mit wirren Haaren herein. „Es wird Ernst," rief sie der noch wachen und bei der verhängten Lampe sinnenden Herrin zu; „sie nähern sich dem Schloß. Labourdemont hat nach Yalta telephoniert; man hat geraten, daß wir uns schleunigst entfernen. Seit einer Viertelstunde ist übrigens die Leitung zerstört. Ich komme aus der Garage, das Auto wird in zwanzig Minuten vorfahren. Schnell, schnell, solang es noch Zeit ist."

Gelassen sagte Eva: „Kein Anlaß zu Lärm und Geschrei. Beruhige dich. Die Erfahrung hat in ähnlichen Fällen bewiesen, daß man durch Flucht nur die Leute zur Plünderung und Vernichtung reizt. Sollten sie die Vermessenheit so weit treiben und hier eindringen, so werde ich ihnen entgegentreten und mit ihren Anführern verhandeln. Es ist das Richtige und das Natürliche. Ich bleibe, werde aber niemand zwingen, dasselbe zu tun."

„Du bist sehr im Irrtum, wenn du glaubst, ich zittre für mich," antwortete Susanne, plötzlich vollkommen trocken und gefaßt; „bleibst du, so bleibe ich selbstverständlich auch. Verlieren wir also kein Wort darüber." Und sie reichte der Herrin das Gewand, das sie stumm gefordert hatte.

Man vernahm hastiges Laufen, Zurufe, das Schnarren des Autos, Hundegebell. Monsieur Labourdemont ging im Vorsaal erregt auf und ab. Der Gendarmeriewachtmeister sprach vor der Auffahrtstreppe laut mit seinen Leuten. Eva setzte sich gleichmütig an den Toilettentisch und ließ sich von Susanne das Haar aufstecken. Das Rauschen des Meeres drang durch

die offenen Fenster. Dies schwere, schleifende Geräusch wurde auf einmal durch das Knattern von Gewehrfeuer unterbrochen.

Danach entstand eine kleine Stille. Labourdemont klopfte an die Tür des Schlafgemachs. Es sei keine Minute mehr zu versäumen, rief er mit dem Knäuel der Angst in der Kehle. „Teile ihm das Notwendige mit," befahl Eva; Susanne ging hinaus und kehrte nach kurzer Weile mit einem düsteren Lächeln auf den Lippen zurück. Eva schaute sie fragend an. „Panik," sagte Susanne achselzuckend; „es läßt sich denken. Sie sind ratlos."

Abermals Zurufe, bestürzte, verworrene. Schein von Lichtern dann; leise Kommandos. Dann quollen Schreie aus der Stille. Zugleich ein Johlen von Hunderten. Plötzlich krachte es, als würde ein Holztor zerschmettert. Das Gebell der Hunde wurde verschlungen von Geprassel und gleich darauf folgendem ohrenzerreißenden Johlen, Pfeifen und Heulen. Eine Feuergarbe loderte; das Gemach war rot. Susanne stand rot in der Mitte; ihre Augen waren glasig, das Gesicht eine Maske.

Eva trat ans Fenster. Bäume und Büsche waren in Glut getaucht. Der Herd des Feuers war den Blicken entzogen. Der Platz vor dem Schloß war leer, die Wachmannschaft verschwunden. Sie hatten es für aussichtslos erkannt, der Übermacht der Meuterer beizukommen, und waren geflüchtet. Auch von den Dienern Evas war keiner mehr zu sehen. Ungewisse Schatten wälzten sich im lohenden Dunkel fauchend näher. Aus allen Richtungen knallten Schüsse. Scherbengeklirr ertönte; es waren die Glashäuser, gegen die Steine geschleudert wurden. Da brachen von links und rechts her, das Haus umflutend, Männermassen aus der feurigen Dämmerung, die von Sekunde zu Sekunde mehr in satte Brandhelle überging. Es war ein wüstes Gewimmel von Armen, Rümpfen und Köpfen, ein tobender, ungestüm sich vorwärts-

schiebender Haufe, dessen Brüllen, Gurren und Pfeifen die Luft erschütterte.

„Geh fort vom Fenster!" murmelte Susanne rauh flehend.

Eva rührte sich nicht. Da blickten einige empor und gewahrten sie. Ein unverständliches Wort durchlief die wirbelnde Menge. Viele blieben stehen, aber während sie hinaufstarrten, wurden sie von Nachdrängenden weitergeschoben. Als die Bewegung vor der Freitreppe brach und zu einem Schwanken verebbte, trat Stille ein.

„Geh fort vom Fenster!" flehte Susanne mit erhobenen Händen.

Scharlachfarbene Gesichter, dichtgedrängt, waren gegen Eva gekehrt. Mann an Mann schoben sie sich auf dem weiten Halbrund vor dem Schloß, die Menge nahm zu wie dunkle Flüssigkeit in einem Gefäß, das sich füllt. Die Hintersten zerstampften den Rasen und die Beete, rissen Büsche aus, stürzten Statuen um. Die meisten trugen die Uniform der Kriegsmarine, aber es befand sich auch Pöbel aus den Städten darunter, raub- und mordgieriges Gelichter, Mitglieder der schwarzen Hundert. Sie waren bewaffnet mit Gewehren, Säbeln, Knütteln, Revolvern, Eisenstangen, Äxten, und eine große Anzahl war betrunken.

Das unverständliche Wort gellte neuerdings über die Köpfe. Die treibende Bewegung fing als Wirbel wieder an. Fäuste schraubten sich hoch. Ein Schuß wurde abgefeuert; Susanne schrie erstickt: die Ampel über dem Bett zersplitterte. Eva trat vom Fenster zurück. Sie schauderte. Sie machte ein paar Schritte, nahm geistesabwesend einen Apfel von einer Schale. Er entfiel ihrer Hand und rollte auf dem Boden weiter.

Sie drangen ins Haus. Man hörte Axthiebe, Scharren vieler Schritte, Aufreißen von Türen. Sie suchten.

„Wir Unglücklichen," flüsterte Susanne und ergriff mit beiden Händen Evas Arm, als stoße sie jemand ins Wasser.

„Laß," wehrte Eva ab, „laß. Ich will versuchen, mit ihnen zu reden. Ihnen Mut zu zeigen, wird genügen."

„Geh nicht, um Gottes willen, geh nicht!" beschwor Susanne.

„Laß, sag ich dir. Ich sehe keinen Ausweg sonst. Verbirg dich du und laß mich."

Sie ging königlich. Sie wußte vielleicht um das Urteil, das gefällt war. Über die Schwelle tretend, hatte sie ein eisiges Gefühl der Entscheidung. Sie schritt verhängten Blickes. Der Weg schien weit; er erregte Ungeduld in ihr. Aus Flammenschein und dem schwachdurchleuchteten Grau prallten Menschen auf sie zu, wichen zurück, umstellten sie, wichen zurück. Der Adel der Gestalt bezwang sie noch. Aber dahinter rasten, geiferten Dämonen und wühlten sich Bahn zu ihr. Sie sprach russische Worte. Das brandige Wirrsal der Köpfe und Schultern wogte überwirklich auf und nieder. Sie sah Hälse, Bärte, Zähne, Fäuste, Ohren, Augen, Stirnen, Adern, Fingernägel. Mienen verschwammen; das Ganze der Gesichter zerloderte. Im Übungssaal prasselte Feuer. Beilhiebe zertrümmerten Kostbares. Rauch füllte die Gänge. Geschrei von Wahnwitzigen tobte. Eva wandte sich. Es war zu spät. Da wirkte kein Zauber eines Blickes und einer Gebärde mehr. Da war Raserei des Elements.

Sie lief; gazellenhaft leicht. Hinter ihr plumpe Schritte, Lungen, die laut pumpten. Sie gelangte zur Treppe des viereckigen Turms, dieses Gebildes ihrer Laune. Sie lief hinan. Als sie höher kam, funkelten die vergoldeten Stufen im ersten Tageslicht. Die Hand glitt am Geländer reibungslos; das bemalte Email, Erzeugnis ihrer Laune, fühlte sich kühl und beschwichtigend an. Die Verfolger knurrten wie Wölfe. Das Licht hob sie. Sie stürzte in den silbernen Morgen hinauf, erblickte brennende Gebäude, die sich im Wind bogen, das Meer. Die Verfolger wälzten sich nach wie ein Gliederhaufen, ein Polyp mit Haaren, Nasen und gefletschten Zähnen.

Sie schwang sich auf die Brüstung. Arme langten nach ihr.

Höher! Könnte man doch höher! Den Himmel belagerten Wolken. Einst war es anders gewesen. Sterne hatten getröstet, ein herrlich entfaltetes Firmament. Die Erinnerung blieb nur eine Sekunde. Hände griffen, an ihre Brust krallten sich Finger. Vier, sechs, acht Armpaare streckten sich aus; ein letztes Besinnen, eine letzte Anstrengung, ein letzter Seufzer, die Luft wich sausend, sie stürzte ...

Auf Marmorfliesen lag ihre Leiche. Der wunderbarste Körper, zu blutigem Brei entformt. Die gebrochenen Augen leer aufgeschlagen, ohne Tiefe, ohne Wissen, ohne Sinn. Von der Brüstung oben heulten die Menschenwölfe gierig und enttäuscht; unten fielen andre über die Tote her. Sie rissen die Gewänder vom Leib und steckten sie wie Fahnenfetzen auf Stangen und Zweige.

Auf der Schwelle des Schlafzimmers ihrer Herrin lag erschlagen Susanne Rappard.

Als das Werk der Plünderung und Zerstörung beendet war, zog der wilde Haufe ab. Über den nackten, besudelten Leichnam der Tänzerin hatte zuletzt ein barmherzig Schamvoller eine Pferdedecke geworfen.

Es ging aber bis zum Abend noch ein Mann auf der Trümmerstätte umher, einsam, in einsamer Not. Er trug das Kleid eines Popen und in den Zügen, auch er, das Mal erfüllten Schicksals. Und die in später Stunde kamen, ihn zu suchen und zu holen, grüßten ihn ehrfürchtig, denn er galt ihnen als der Heilige des Volkes und der Prophet des neuen Reiches.

Er sagte zu ihnen: „Ich habe euch belogen, ich bin ein schwacher Mensch wie ihr."

Darauf wiegten sie die Köpfe, und einer antwortete: „Väterchen Iwan Michailowitsch, mache unsre Hoffnung nicht zuschanden und geleite uns in unsrer Schwäche."

Da blickte der Heilige des Volkes auf die Leiche, die wenige Schritte entfernt zwischen ausgerissenen Blumen und verkohlten Trümmern unter der Pferdedecke lag und sagte: „So laßt uns denn bis zum Ende gehen."

Dreimal blieb Niels Heinrich auf der Straße stehen und starrte Christian ins Gesicht. Hierauf ging er weiter, stieß seine Füße in den Asphalt und rundete seinen Rücken. Anfangs schleppte er sich mühsam, dann wurde der Schritt fester.

Vor Kahles Laden fragte er tonlos höhnisch, ob der Herr bei der Polizei angestellt sei. In dem Fall möge der Herr kurzen Prozeß machen, er seinerseits werde seinen Weg dann schon kennen.

„Nicht deswegen bin ich mit Ihnen gegangen," erwiderte Christian.

„Also weswegen sonst?" Der Herr rede wieder mal wie 'n Schnösel; der Herr denke immer, man könne ihn mit Redensarten besoffen machen.

„Wohnen Sie hier in dem Hause?" fragte Christian.

Jawoll, da wohne er. Der Herr wünsche vielleicht, sich die stinkige Bude anzugucken? Na, denn immer ran. Er bleibe allerdings nicht lange oben, er wolle sich bißchen adrett machen und denn zum flinken Jottlieb gehen. Der flinke Jottlieb, das sei 'n besseres Lokal mit Mächens und Sekt. Er wolle heute so funfzehn bis zwanzig Pullen Sekt schmeißen. Man habe es ja dazu. Vorher müsse er aber noch zum Juden Grünbusch in die Pappelallee, was versetzen. Werde dem Herrn wohl zu viel werden. Vielleicht nee?

Dies schnarrte er auf der finsteren Treppe in Wut heraus. Aber dahinter war die Siedhölle der Angst.

Das Licht der Straßenlaterne, die dicht vor einem der niedrigen Halbfenster stand, goß grünfahlen Schein in die Stube und ersparte es Niels Heinrich, die Lampe anzuzünden. Er wies darauf hin und bemerkte kichernd, es sei barer Profit, daß die Beleuchtung auf öffentliche Kosten gehe. Er könne die Zeitung im Bett lesen und brauche dann nicht mal einen Huster zu machen beim Einschlafen. Da sehe man, wie ein

Kerl hause, ders zu was hätte bringen können im Leben und nicht auf den Kopf gefallen sei, da sehe mans. Ein Lauseloch sei das, ein Drecknest. Aber jetzt werde die Sache anders werden; jetzt werde er ins „Adlong" ziehen, Zimmer mit Badd, und sich ein Auto kaufen und Wäsche im Nürnberger Bazar oder bei Old England.

Er steckte die Hand in die Hosentasche und ließ ein Klappern hören. Christian hielt, was er sagte, für zusammenhangloses Geschwätz und schwieg.

Niels Heinrich riß den zerknitterten Hemdkragen herunter und warf Rock und Weste aufs Bett. Er öffnete eine Kommodenlade und den Schrank, zog mit erstaunlicher Fixigkeit einen frischen Kragen an, der so hoch war, daß er den Hals wie eine weiße Röhre umpreßte, band eine gelbe Seidenkrawatte um und schlüpfte sodann in ein schwarz und weiß gestreiftes Gilet und einen Rock mit Schößen. Das alles sah neu aus und stach lächerlich von den karierten, befleckten Beinkleidern ab, die er aus irgendeinem Grund zu wechseln unterließ. Auch die Manschetten waren schmutzig.

„Also weswegen?" fragte er plötzlich wieder, und seine Augen flackerten rabiat im grünfahlen Laternenlicht; „weswegen denn? Weswegen jehn Se mir nich von der Pelle?"

„Ich brauche Sie," antwortete Christian, der an der Tür stehengeblieben war.

„Sie brauchen mir? Wozu denn? Versteh ich nich. Erklären Sie sich man deutlicher, Mensch." Da Christian schwieg, steigerte er sich giftig zu Haß und Drohung. „Sie wolln mir woll dreckig kommen? Sie nich, verstehn Se, mir nich. Kommen Se mir nich dumm, sonst komm ich Ihnen noch dümmer."

„Es nutzt nichts, in dieser Art zu sprechen," sagte Christian. „Sie fassen mein Hiersein und mein ... wie soll ich es ausdrücken, mein Interesse an Ihnen falsch auf. Interesse, nein, das ist nicht das richtige Wort. Aber es kommt ja auf das Wort nicht an. Sie glauben wahrscheinlich, mir wäre es

darum zu tun, daß Sie sich dem Gericht stellen, daß Sie das Geständnis, das Sie mir abgelegt haben, dort wiederholen. Aber daran liegt mir nichts, ich versichere es Ihnen, oder es liegt mir nur insofern daran, als ich es um des unschuldigen und, wie man annehmen kann, durch seine Lage und durch seine Gemütsverwirrung sehr unglücklichen Joachim Heinzen willen für wünschenswert hielte. Es muß ihm entsetzlich zumute sein, ich spüre es fortwährend, es geht mir nah, und besonders, seit Sie sich gegen mich ausgesprochen haben. Ich sehe ihn förmlich. Ich sehe ihn, wie wenn er sich bei der Bemühung, an einer steinernen Mauer emporzuklettern, die Finger und die Knie blutig schürfen würde. Er begreift es nicht. Er begreift nicht, daß eine Mauer so steinern und so steil sein kann. Er begreift nicht, was mit ihm vorgeht. Die ganze Welt muß ihm krank erscheinen. Es ist Ihnen offenbar gelungen, ihn in eine so stark nachwirkende Hypnose zu bringen, daß er unter diesem furchtbaren Einfluß die Kontrolle über seine Handlungen verloren hat. Sie haben etwas im Wesen, das an eine solche Gewalt glauben läßt. Ganz bestimmt ist ihm Ihr Name aus dem Gedächtnis entschwunden. Ginge einer hin und flüsterte ihm den Namen ins Ohr, Niels Heinrich Engelschall, er würde vielleicht wie vom Schlag getroffen zusammenstürzen. Das ist natürlich ausgedacht, eine Übertreibung. Aber stellen Sie sich ihn einmal vor. Man muß sich die Menschen und die Dinge vorstellen; die wenigsten tun das, sie schwindeln sich daran vorbei. Ich sehe ihn innerlich so ausgeraubt, so mittellos, daß der Gedanke kaum zu ertragen ist. Sie werden mir entgegenhalten: ein Idiot; ein Unzurechnungsfähiger mit herabgemindertem Sensorium, mehr Tier als Mensch. Es ist das sogar ein Argument, dessen sich die Wissenschaft bedient. Aber es ist ein falsches Argument; die Voraussetzung ist falsch, und der Schluß, den man daraus zieht, ist falsch. Meine Ansicht ist, daß alle Menschen gleich tief empfinden, daß es keine Ver-

schiedenheit in der Schmerzempfindlichkeit gibt. Nur das Bewußtsein davon ist verschieden. Es ist sozusagen kein Unterschied in der Buchführung, es ist ein Unterschied in der Abrechnung."

Er machte mit gesenktem Kopf einen Schritt gegen Niels Heinrich, der sich nicht rührte, und während ein verschleiertes Lächeln um seine Lippen huschte, fuhr er fort: „Mißdeuten Sie mich nicht. Ich will auf Ihre Entschließungen nicht im mindesten einwirken. Was Sie tun oder unterlassen, ist Ihre persönliche Angelegenheit. Es ist eine Frage des Anstands und der Menschlichkeit, ob man den armen Teufel aus seiner schrecklichen Situation befreien will oder nicht. Was mich betrifft, so bin ich weit davon entfernt, Ihnen eine Handlung zuzumuten, die nicht aus Ihrer eignen Überzeugung stammt. Ich betrachte mich nicht als Vertreter der öffentlichen Ordnung; ich habe nicht dafür zu sorgen, daß die Gesetze befolgt und die Menschen über ein Verbrechen, das sie beunruhigt, aufgeklärt werden. Wozu wäre das nütze? Was würde besser dadurch? Ich will Sie nicht fangen, ich will Sie nicht übertölpeln. Der Gang zu Gericht, die Enthüllung der Tat, die Sühne vor der Welt, die Strafe, was hab ich mit all dem zu schaffen? Nicht deshalb bin ich bei Ihnen."

Niels Heinrich war es, als drehe sich sein Gehirn mit einem knackenden Geräusch. Er faßte nach der Tischkante und hielt sich fest. Ein Urstaunen war in seinen Mienen. Der Unterkiefer sank herab; er lauschte mit offenem Mund.

„Strafe, was heißt das? Bin ich befugt, Sie der Strafe zuzuführen? List anzuwenden oder Gewalt, damit Sie Strafe erleiden? Es kommt mir nicht einmal zu, Ihnen zu sagen: Sie sind schuldig. Ich weiß es nicht, ob Sie schuldig sind. Ich weiß, daß Schuld da ist, aber ob Sie schuldig sind, und in welchem Verhältnis Sie zur Schuld stehen, kann ich nicht wissen. Nur Sie selbst können es wissen. Nur Sie selbst haben das Maß für das, was Sie getan haben, nicht die, die

Ihre Richter sein werden. Auch ich habe kein Maß dafür, aber ich richte nicht. Ich frage mich: Wer darf richten? Ich sehe keinen, ich kenne keinen. Für das Zusammenleben der Menschen ist es vielleicht notwendig, daß gerichtet wird, aber der einzelne gewinnt nichts durch den Richtspruch, an seiner Seele nicht und an seiner Erkenntnis nicht."

Es war ein bodenloses Schweigen, in welches Niels Heinrich versunken war. Er erinnerte sich plötzlich des Augenblicks, wie es ihn getrieben hatte, die Maschine zu ermorden. Mit völliger Klarheit sah er die ölschwitzenden Stahlteile vor sich, die hurtig schnurrenden Räder, das ganze exakt arbeitende Gefüge, das ihm irgendwo verderblich und feindselig erschienen war. Warum das Bild vor ihm auftauchte, gerade jetzt, und warum er sich seines rachsüchtigen Verlangens mit einem Anflug von Scham entsann, gerade jetzt, begriff er nicht.

Christian sprach: „Das alles spielt also keine Rolle. Sie können ohne Furcht sein. Was ich will, hat damit nichts zu tun. Ich will," er stockte, zauderte, rang um den Ausdruck, „ich will Sie haben. Ich brauche Sie ..."

„Brauchen mich? Brauchen mich?" murmelte Niels Heinrich, ohne zu verstehen; „wie denn? Wozu denn?"

„Ich kann es nicht erklären, kann es unmöglich erklären," sagte Christian.

Niels Heinrich lachte auf. Es war ein klangloses, abgebrochenes Haha. Dann ging er mit seinem Stechschritt rund um den Tisch herum. Dann kam wieder das verpreßte, irre Haha.

„Sie haben ein Wesen von der Erde fortgenommen," sagte Christian leise, „ein Wesen vernichtet, so kostbar, so unersetzlich einzig, daß Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende vergehen werden, bis wieder eines sich bilden kann, das ihm ähnlich oder gleich ist. Wissen Sie das nicht? Jedes lebendige Geschöpf ist wie eine Schraube an einer äußerst wunderbar gebauten Maschine —"

Niels Heinrich fing an so heftig zu zittern, daß Christian es bemerkte. „Was ist Ihnen?“ forschte er, „sind Sie unwohl?“

Niels Heinrich griff nach seinem steifen Filzhut, der an einem Nagel hing, und strich mit nervösen Bewegungen darüber hin. „Mensch, Sie machen einen ja ganz unsinnig,“ stieß er dumpf hervor.

„Hören Sie nur,“ fuhr Christian eindringlich fort, „— an einer wundervoll gebauten Maschine. Nun gibt es aber wichtige Schrauben und minder wichtige. Und dieses Wesen war eine allerwichtigste. So wichtig, daß ich das Gefühl habe, die Maschine ist auf immer beschädigt, seit sie nicht mehr darin funktioniert. Niemand kann einen Bestandteil von solcher Feinheit und Zweckmäßigkeit je wieder herstellen, und wenn auch Ersatz beschafft wird, so ist die Maschine doch nicht mehr das, was sie war. Aber abgesehen von der Maschine, abgesehen von dem Vergleich, haben Sie mir etwas zugefügt, was in Worten nicht gesagt werden kann. Schmerz, Kummer, Traurigkeit, das sind keine Worte dafür. Sie haben mir etwas geraubt, etwas Kostbares, unersetzlich Einziges, und Sie müssen mir etwas dafür geben. Sie müssen mir etwas dafür geben, hören Sie das! Deswegen bin ich da. Deswegen folg ich Ihnen nach. Sie müssen mir etwas dafür geben, was, weiß ich nicht, aber sonst verzweifle ich, sonst werd ich selber zum Mörder!“

Er schlug die Hände vors Gesicht und brach in heiseres, wildes, ungestümes Weinen aus.

Mit bebenden Lippen, kleinlaut, wie ein Kind, stammelte Niels Heinrich: „Ja du großer Heiland, was soll ich Ihnen denn dafür geben?“

Christian weinte und antwortete nicht.

Sie gingen aber dann zusammen fort, ohne daß sie noch Worte gewechselt hatten.

Der Pfandverleiher Grünbusch hatte schon geschlossen. Niels Heinrich suchte einen andern auf, in der Dunkerstraße, der ihm als verläßlich bekannt war. Er ließ Christian auf der Straße stehen, während er in das schmutzige Gewölbe schlüpfte. Er hatte eine Perle aus der Schnur gerissen, eine nur, zur Probe vorläufig, und bekam, nachdem sie der alte Hehler genau geprüft und gewogen hatte, eintausendfünfhundert Mark. Die Summe wurde ihm in Gold und Scheinen hingezählt. Er zeigte eine finstere Gleichgültigkeit. Er zählte kaum nach. Das Geld stopfte er in die eine Tasche des Rocks, die Scheine, beim Greifen sie zerknitternd, in die andre.

Geben? Was meint er, daß ich ihm geben soll? grübelte er; hat er am Ende schon Lunte gerochen, daß ich ihm die Perlen gemaust? Meint er das? Meint er, die soll ich ihm geben?

Als er wieder auf die Straße trat und Christian ohne Ungeduld und Argwohn warten sah, verzog er bloß das Gesicht. Und er setzte den Weg an seiner Seite wortlos fort.

Betäubt ertrug er die Wucht der fortwährenden Nähe des Menschen. Was daraus werden sollte, faßte er nicht.

Das Weinen des Menschen lag ihm in den Ohren und in den Gliedern. Es herrschte eine klare, kalte Stille in der Luft. Dennoch brauste es überall von dem Weinen des Menschen. Die Straßen, durch die sie kamen, waren zumeist wie ausgestorben. Dennoch war das Weinen drin, in weißliche Nebelgeister zerteilt. In den Häusern links und rechts mit den angeklebten Betonnestern der Balkone brauste es heimtückisch, das Männerweinen.

Er wagte nicht zu denken. Nebenher ging der Mensch und wußte den Gedanken. Ein Strick umschlang ihn, und er

konnte sich nur insoweit bewegen, als es der Mensch gestattete. Wer ist er denn? fuhr es ihm durch den Kopf, und er besann sich auf den Namen. Der Name war ihm entfallen. Und alles was der Mensch ihm gesagt, dieser plötzlich namenlos gewordene Mensch, stob in feurigen Flocken durch sein Inneres.

Nach einer halben Stunde waren sie am Ziel.

Der „Flinke Gottlieb" war ein Animierlokal für Arbeiter und Kleinbürger. Es enthielt eine ziemlich große Zahl von Räumlichkeiten. Zuerst betrat man das Restaurant und Café, welches die ganze Nacht hindurch von Gästen besucht war und dessen Hauptattraktion in einem Dutzend hübscher Kellnerinnen bestand, sowie in zwanzig bis dreißig andern Damen, die lächelnd, rauchend und herausfordernd kostümiert auf den grünen Samtpolstern räkelten und auf Opfer lauerten. An das Restaurant stieß eine Reihe von zellenartigen Gemächern, die für einzelne Paare bestimmt waren, und dann kam noch ein länglicher, korridorartiger Saal, der gelegentlich an Gesellschaften und Vereine vermietet wurde oder den verbotenen Glücksspielen diente. Die Ausstattung der Räume entsprach dem Geschmack der Zeit: überall strahlte Vergoldung, überall brüsteten sich Genien aus Stuck; mächtige Säulen, die hohl waren und nichts zu stützen hatten, versperrten den Weg, und Malereien von imposanter Gestrigkeit schmückten die Wände. Alles war neu, und alles war schon Schmutz und Verfall.

Niels Heinrich schob sich durch die Drehtür, schaute sich geblendet um, schlurfte an den Tischen vorüber, trat in den Gang, aus welchen man in die zärtlichen Zellen gelangte, kehrte wieder zurück, stierte den Mädchen in die geschminkten Gesichter, rief den Oberkellner und sagte, er wolle in den Saal hinüber, er wolle den Saal für sich haben, was es koste, sei schnuppe; man möge mal gleich zwanzig Flaschen Kupferberg ins Eis legen. Er holte drei Hundertmarkscheine hervor und schleuderte sie dem Befrackten verächtlich hin. Damit war

die Situation geklärt; der Befrackte schmeichelte sich durch eine würdige Amtsmiene ein; zwei Minuten später war der Saal festlich erleuchtet.

Es erschienen die Dirnchen; es erschienen junge Männer, Schmarotzer von Beruf; die frühverdorbenen Burschen mit dem Aussehen lungensüchtiger Lakaien; die unterstandslosen Kommis in ihrer buntscheckigen Eleganz; die zweifelhaften Existenzen mit dunkler Vergangenheit und noch dunklerer Zukunft; der „Flinke Gottlieb" hatte reichlichen Vorrat an ihnen. Sie pochten kordial auf alte Freundschaft mit dem Veranstalter des Gelages; er erinnerte sich keines einzigen, wies aber keinen zurück.

Er saß in der Mitte der langen Tafel. Er hatte den Filzhut in den Nacken geschoben, die Beine übereinandergelegt, die Zähne aufeinandergebissen. Er war weiß im Gesicht wie das Linnen auf dem Tisch. Freche Lieder wurden gesungen; man plärrte, schrie, kreischte, kicherte, witzelte, soff, wälzte und beschmatzte sich; Zoten wurden gerissen, mit Erlebnissen wurde geprahlt, auf Stühle wurde gestiegen, Gläser wurden zerschmettert: das Bacchanal räumte im Verlauf einer halben Stunde mit aller Nüchternheit und Steifheit auf. So gut traf es sich nicht oft, daß einer hereingeschneit kam und Kapitalien ausschüttete.

Niels Heinrich thronte kalt. Von Zeit zu Zeit rief er gebieterisch: „Sechs Flaschen Greno! ne Schokoladentorte! Neun Flaschen Witwe! ne Ladung Baisers!" Mehr sagte er nicht. Die Befehle wurden hurtig erfüllt und von der Versammlung mit Hoch und Hallo aufgenommen. Eine schwarzhaarige Person schlang den Arm um seine Schulter; er stieß sie brutal von sich. Sie muckste nicht. Eine feiste, übermäßig Geschminkte, bis an den Nabel Dekolletierte hielt ihm das Kelchglas an den Mund; er spuckte ingrimmig hinein. Beifall prasselte.

Er trank nicht. An der gegenüberliegenden Wand befand

sich ein riesiger Spiegel. Er erblickte im Spiegel den Tisch und die Zecher. Er erblickte auch die rote Draperie, die die Wand in seinem Rücken bedeckte; ferner einige kleine Tischchen vor dieser Draperie, an denen niemand saß außer Christian. Durch den Spiegel blickte Niels Heinrich hinüber und musterte scheu den Abgesonderten, dessen stumme Gegenwart der Gesellschaft anfangs aufgefallen war, um den sich aber längst niemand mehr kümmerte.

Zur Linken von Niels Heinrich spielten vier Kerle „Meine Tante, deine Tante". Sie lockten Publikum und Teilnehmer an. Niels Heinrich warf bisweilen ein paar Goldstücke auf den Tisch. Er verlor jeden Einsatz. Gleichzeitig griff er immer wieder in die Tasche und warf Goldstücke hin.

Er sah in den Spiegel und erblickte sich selbst: fahl, dürr, verschrumpft.

Er warf einen Hundertmarkschein hin. „Kleen Vieh macht och Mist," renommierte er. Der Spiegel war verdeckt durch die Zuschauer. „Platz!" brüllte er sie an, „ick muß da durchgucken können." Sie rückten gehorsam weg.

Er sah in den Spiegel und erblickte Christian, der schlank aufgerichtet vor der Draperie saß, horchend und unbeweglich.

Er warf zwei Scheine hin. „Die jehn Wasser holen," brummte er.

Und wie er abermals in den Spiegel schaute, erblickte er einen nackten Rumpf, einen jungfräulichen Leib, strahlend in einer irdischen und in einer andern noch, einer überirdischen Reinheit. Die kaum geschwellten Brüste mit ihren rosigen Knospen hatten eine Süßigkeit der Form, die Bangen erzeugte, und ihr Enthülltsein war Schmerz. Nur der Rumpf war es, ohne Glieder, ohne Haupt. Wo der Hals endigte, war ein Ring aus geronnenem Blut; unten aber war das dunkle Dreieck der Scham als ein Mysterium.

Niels Heinrich stand auf. Der Stuhl hinter ihm stürzte zu Boden. Alle schwiegen. „Hinaus!" schrie er; „hinaus!

hinaus! hinaus!" und deutete mit schwankendem Arm nach der Türe.

Die Tafelrunde erhob sich erschrocken. Einige zögerten, andre drängten bereits zum Ausgang. Außer Fassung griff Niels Heinrich nach dem Stuhl, schwang ihn über dem Kopf und schritt auf die Zögernden zu. Da stoben sie davon, die Dirnen kreischend, die Männer murrend. Nur die Kartenspieler waren sitzengeblieben, als ginge sie der Zwischenfall nicht an. Niels Heinrich strich mit der Hand über das Tischtuch, und die Karten flogen nach allen Richtungen. Die Spieler sprangen empor, entschlossen, sich zu wehren. Aber vor dem Anblick, den ihr Gegner bot, wichen sie zurück, und einer nach dem andern verließ den Saal. Gleich darauf kam der Befrackte, vornehm erstaunt, die Rechnung in der Hand. Niels Heinrich hatte sich, mit dem Rücken gegen den Spiegel, auf die Tischkante gesetzt. Dünner Schaum hing an seinen Lippen.

Er bezahlte. Die Höhe des Trinkgeldes milderte die abfällige Verwunderung des Befrackten. Ob der Herr noch Wünsche habe? Er wolle jetzt mal alleine saufen, antwortete Niels Heinrich; man möge ihm eine Flasche von der feinsten Marke bringen und Kaviar dazu. Eine der puppenhaften Kellnerinnen beeilte sich, brachte die Flasche, entkorkte sie. Niels Heinrich leerte gierig das Glas. Man solle die überzähligen Lichter auslöschen, gebot er, er brauche es nicht so helle. Man drehte die Lichter bis auf wenige Birnen ab, und es wurde düster im Saal. Kaviar wurde gebracht. Er verzog ekelnd den Mund. Man solle die Tür schließen und nur hereinkommen, wenn er am Knopf drücke, gebot er, und warf wieder Goldstücke hin. Es wurde ihm willfahrt.

Auf einmal war es still.

Niels Heinrich hockte noch auf der Tischkante.

Christian sagte: „Das hat lange gedauert."

Niels Heinrich glitt von der Tischkante und fing an, durch die ganze Länge des Saals auf und ab zu gehen. Der Blick Christians folgte ihm unablässig.

Er habe mal ein Buch gelesen, sagte er, eine Geschichte von einem französischen Grafen, der habe ein unschuldiges Bauernmädchen umgebracht, habe ihr das Herz aus der Brust geschnitten, es gekocht und verspeist. Dadurch habe er die Fähigkeit erlangt, sich unsichtbar zu machen. Ob Christian glaube, daß an der Geschichte was dran sei?

Nein, er glaube es nicht, antwortete Christian.

Er seinerseits glaube ja auch nicht daran, aber daß in der Unschuld der Jungfrauen ein Zauber stecke, könne man doch nicht ableugnen. Vielleicht seien es verborgene Kräfte, die sie einem mitteilen. Es scheine sich ihm so zu verhalten, daß in den Schuldigen ein Trieb nach der Unschuld sei. Der Gedanke, welcher der Geschichte zugrunde läge, scheine ihm darauf hinauszulaufen, daß die Unschuld verborgene Kräfte verleihe. Ob er das leugne?

Nein, er leugne es nicht, antwortete Christian, dessen ganze Aufmerksamkeit durch dieses Verhör in Anspruch genommen wurde.

Der Herr habe aber doch behauptet, daß es keine Schuldigen gebe, wie sich das zusammenreime? Gebe es keine Schuldigen, so gebe es auch keine Unschuldigen.

„So ist es nicht aufzufassen," entgegnete Christian, in die Enge getrieben und der Sonderbarkeit des Ortes, der Stunde, der Umstände in Nerv und Nieren bewußt; „Schuld und Unschuld stehen nicht in der Beziehung von Wirkung und Ursache. Eines leitet sich nicht vom andern her. Schuld kann nicht Unschuld, Unschuld nicht Schuld werden. Licht ist Licht, Finsternis ist Finsternis, aber eines wird nicht ins andre verwandelt, eines nicht vom andern gemacht. Licht geht von

einem Körper aus, vom Feuer, von der Sonne, vom Gestirn; aber wovon geht Finsternis aus? Sie ist da. Sie hat keine Quelle. Keine sonst als die Abwesenheit von Licht."

Niels Heinrich schien nachzudenken. Immer auf und ab gehend, stieß er die Worte in die Luft: man sei beschwatzt; man sei von Kindesbeinen an heillos beschwatzt. Da habe es immer geheißen Sünde und Unrecht, und alles sei darauf angelegt gewesen, einem ein böses Gewissen zu machen. Habe man aber mal das böse Gewissen, so helfe kein Beichten und Gezüchtigtwerden mehr, kein Pastor und keine Absolution. Und man sei im Grunde doch bloß eine erbärmliche Kreatur. Eine geschlagene Kreatur sei man, in die Verdammnis hineinverdammt. Das habe ihm eingeleuchtet, was der Herr gesagt — und ohne Christian anzublicken, streckte er Arm und Zeigefinger nach ihm aus —, das habe ihm eingeleuchtet, daß keiner sollte richten dürfen. Das sei wahr, er habe auch noch keinen gesehen, zu dem man sagen könne, du sollst richten. Jeder trage das Schandmal, das Diebsmal, das Blutmal, jeder sei behaftet und jeder in die Verdammnis hineinverdammt. Aber wenn nicht mehr gerichtet werde, dann sei es Matthäi am letzten mit der bürgerlichen Welt, mit der kapitalistischen Welt, denn die beruhe auf Gericht, und daß sich Schuldige fänden, um die Schuld auf sich zu nehmen, und Richter, die nicht von Gnade wüßten.

Christian sagte: „Wollen Sie nicht das Auf- und Abwandern lassen? Wollen Sie sich nicht zu mir setzen? Kommen Sie zu mir. Setzen Sie sich zu mir."

Nein, er wolle sich nicht zu ihm setzen. Er wolle das alles mal erklärt haben. Er wolle sich nicht wie 'n Schuljunge aufs Bänkchen ducken; der Herr sei ihm unverständlich, der Herr foppe ihn wieder mal mit Redensarten, der Herr solle ihm was Sicheres in die Hand geben, er verlange was Sicheres, woran er sich halten könne.

„Was meinen Sie damit: etwas Sicheres?" fragte Chri-

stian ergriffen; „ich bin ein Mensch wie Sie; ich weiß nicht mehr wie Sie; ich habe gefehlt wie Sie; ich bin hilflos und ratlos wie Sie; was soll ich Ihnen da geben? Ich Ihnen?"

„Aber ich," stieß Niels Heinrich außer sich hervor, „was soll ich denn geben? Sie wollten doch was von mir haben; was denn? Was wollen Sie denn haben? Sie von mir?"

„Spüren Sie es nicht?" fragte Christian. „Wissen Sie es noch immer nicht?"

Sie sahen einander stumm in die Augen, denn Niels Heinrich war stehengeblieben. Ein Schauder, fast sichtbar, überrieselte ihn. Sein Gesicht war wie verbrannt von der Begierde eines Menschen, der an Gittern rüttelt, um frei zu werden.

„Hören Sie mal," sagte er plötzlich mit einer verzweifelten und krampfhaften Gelassenheit, „ich habe da Ihre Perlen stibitzt, bei Ihnen zu Hause. Habe sie einfach in die Tasche gesteckt. Eine hab ich bereits verkitscht und das Lumpenvolk von dem Gelde besoffen gemacht. Sie können sie wieder haben, wenn Sie wollen. Die kann ich Ihnen geben. Wenns das ist, die kann ich Ihnen geben."

Christian schien überrascht, aber seine leidenschaftlich gespannte Miene veränderte sich kaum.

Da griff Niels Heinrich in die Hosentasche und zog, da die Schnur sie nicht mehr hielt, die Hand mit Perlen gefüllt hervor. Er reichte sie Christian hin. Christian regte sich nicht. Er machte keine Anstalten, die Perlen an sich zu nehmen. Dies schien Niels Heinrich seltsamerweise zu erbittern, er öffnete die Hand, bis sie flach wurde und ließ die Perlen auf den Boden fallen. Weiß und glitzernd rollten sie auf dem Parkett hin. Und als sich Christian noch immer nicht regte, schien Niels Heinrichs Zorn zu wachsen, er kehrte den Taschensack nach außen, so daß alle übrigen Perlen auf einmal auf die Erde fielen.

„Warum tun Sie das?" fragte Christian, mehr verwundert als tadelnd.

Nun, vielleicht wolle sich der Herr ein bißchen Bewegung verschaffen, war die freche Antwort. Und wieder trat dünner Schaum, wie Eiweiß, auf seine Lippen.

Christian senkte die Augen. Dann geschah dies: er erhob sich, atmete tief, lächelte, bückte sich, ließ sich auf die Knie nieder und begann die Perlen zusammenzuklauben. Er nahm eine jede einzeln, um sich die Hände nicht zu sehr zu beschmutzen; er rutschte auf den Knien weiter und las Perle für Perle auf. Er langte unter den Tisch und unter die Stühle, wo vergossener Wein in kleinen Pfützen stand, und auch aus den ekligen kleinen Pfützen klaubte er die Perlen. Mit der rechten Hand sammelte er, und immer, wenn die linke halb gefüllt war, schob er die aufgelesenen Perlen in die Tasche.

Niels Heinrich schaute zu ihm nieder, dann floh sein Blick das Schauspiel, irrte durch den Raum, traf den Spiegel, floh den Spiegel, suchte ihn von neuem, bebte zurück. Der Spiegel war glühend geworden. Er sah sein Bild nicht mehr darin. Der Spiegel gab kein Bild mehr. Und er schaute wieder auf den Boden, wo Christian kroch, und Ungeheures ging in ihm vor. Es entrang sich ihm ein röchelnder Laut. Christian hielt inne in seiner Beschäftigung und sah zu ihm auf.

Er sah, und er begriff. Endlich! Endlich! Eine zitternde Hand streckte sich ihm entgegen. Er faßte sie. Sie hatte kein Leben. So hatte er noch niemals begriffen: den Leib, den Geist, die Zeit und die Ewigkeit. Die Hand hatte keine Wärme: es war die Hand der Tat, die Hand der Untat, die Hand der Schuld. Aber als er sie berührte, zum erstenmal, da fing sie an zu leben und sich zu erwärmen, da strömte Glut in sie hinein, Glut vom Spiegel, Glut des Dienstes, Glut des Erkennens, Glut der Erneuung.

Es war nicht mehr als die Berührung.

Niels Heinrich, heruntergezogen, sank in die Knie. In der Sache mit Joachim Heinzen, da ließe sich darüber reden, stammelte er kaum vernehmlich, mit einem gebrochenen Blick

und erlöschenden Mienen. Und sie knieten, einer vor dem andern.

Sich selbst entrissen durch Berührung, gab der Mörder seine Schuld dem Menschen, der ihn richtete, ohne zu verdammen.

Er war frei. Und auch Christian war frei.

Der Saal hatte einen Nebenausgang, durch den man auch das Haus verlassen konnte. Sie verabschiedeten sich voneinander. Wohin Niels Heinrich ging, wußte Christian. Er selbst wandte sich zur Stolpischen Straße, stieg in Karens Wohnung hinauf, sperrte sich ein und schlief, in Kleidern, bis zum andern Mittag, dreiunddreißig Stunden lang.

Ein starkes Läuten weckte ihn auf.

31

Lorm war krank auf den Tod. Er lag in einem Sanatorium. Eine Darmoperation war vorgenommen worden; die Hoffnung, daß er genese, war gering.

Die Freunde besuchten ihn. Der treueste, Emanuel Herbst, verbarg seinen Schrecken und seinen Schmerz unter fatalistisch unveränderlicher Ruhe. Seit dem Tage, wo er auf dem Antlitz des geliebten Menschen die ersten Spuren von dem Vernichtungswerk des Schicksals wahrgenommen hatte, widerte ihn das Getriebe an, in dessen Mitte er sich bewegte, diese Schattenwelt des Theaters; da das zentrale Feuer in seinem Körper erstickt war, ahnte er Nähe des Endes in vielen Dingen.

Auch Crammon kam oft. Er sprach gern von frühen Zeiten mit Lorm; Lorm ließ sich gern erinnern und lächelte. Er lächelte auch, wenn man ihm erzählte, wie zahlreich die Anfragen nach seinem Befinden seien, daß ununterbrochen aus allen Städten des Landes Telegramme einliefen und man daraus erfahre, wie tief sein Bild und Wesen in das Herz

des Volkes gedrungen sei. Er glaubte es nicht; er glaubte es im Innersten nicht. Er verachtete die Menschen zu sehr.

Er glaubte nur an die Liebe eines einzigen Menschen, und das war Judith. An ihre Liebe glaubte er unerschütterlich, trotzdem ihm jede Stunde den Beweis hätte liefern können, daß er sich täuschte, jede Stunde des Tages, wo er das Verlangen äußerte, sie zu sehen, jede Stunde der Nacht, wo er sein Schmerzenswimmern verbiß, um die Ohren der bezahlten fremden Frauen, die ihn pflegten, nicht zu peinigen.

Denn Judith kam höchstens einmal eine halbe Stunde am Morgen oder eine halbe Stunde am Nachmittag, suchte durch Überzärtlichkeit und Übereifer ihre Unlust zu bemänteln, sagte: „Möpschen, wirst du nicht bald gesund?“ oder „Schnuckchen, schäm dich doch, so lange faul zu liegen, während sich die arme Judith zu Hause nach dir sehnt,“ erfüllte das Krankenzimmer mit Lärm und hundert unnützen Ratschlägen, zankte mit der Wärterin, kanzelte den Arzt ab, war kokett mit dem Professor, berichtete von den Nichtigkeiten ihres Lebens, von einer Reise ins Bad, von dem Diebstahl, den eine neue Köchin begangen, und hatte immer Gründe für die Beschönigung der kurzen Dauer ihres Bleibens.

Lorm bekräftigte diese Gründe. Er zweifelte an keinem einzigen. Er legte sie ihr in den Mund. Er war geradezu erfinderisch an Entschuldigungen für sie, wenn er in den Mienen andrer Erstaunen oder Mißbilligung über ihr Verhalten bemerkte. Er sagte: „Laßt sie; sie ist ein Luftwesen; sie hat ihre besondere Art von Anhänglichkeit, und ihre besondere Art von Kummer; man darf sie nicht mit gewöhnlichem Maß messen.“

Crammon sagte zu Lätizia: „Ich wußte nicht, daß diese Wahnschaffe eine so seelenlose Porzellanfigur ist. Es war immer meine Meinung, daß das Gerede von dem höheren Empfindungsleben des Weibes, so ungefähr lautet ja der Fachausdruck, eine jener verlogenen Fabeln ist, durch die wir

zarteren und edleren Organe der Schöpfung zur Nachsicht bestimmt werden sollen. Aber eine solche Gemütsroheit kann einen Hausknecht schamrot machen. Geh zu ihr und rüttle ihr das Gewissen wach. Der herrlichste Künstler wird sterben, und sein letzter Seufzer wird einem Popanz gelten, der seinen Namen trägt wie ein Narr das Kleid eines Königs. Sie soll wenigstens der Form Genüge tun, sonst verdient sie, daß man sie steinigt. Man müßte wie im alten Indien die Witwe mit der Leiche des Gatten verbrennen. Schade, schade, daß es diese hübschen Gesetze nicht mehr gibt."

Als Lätizia zu Judith kam, machte sie ihr sanfte Vorwürfe. Judith schien zerknirscht. „Das ist alles richtig, Kind," antwortete sie, „aber sieh mal, ich kann und kann bei kranken Leuten nicht sein. Sie haben immer eine Maske. Sie sind gar nicht dieselben Menschen mehr. Es riecht so furchtbar bei ihnen. Sie erinnern einen an das Schauerlichste der Welt, an den Tod. Du wirst mir sagen: es ist doch dein Mann, dein ehelich angetrauter Mann. Um so schlimmer. Ich bin da wirklich in einem tragischen Konflikt. Man sollte eher Mitleid mit mir haben, als mich anschuldigen. Er hat nicht das Recht, zu fordern, daß ich meine Natur vergewaltige, und er fordert es auch nicht, er ist zu fein, er denkt zu groß dazu, nur die andern Menschen fordern es; aber was wissen die von uns? Was wissen sie von unsrer Ehe? Was wissen sie von meinen Opfern? Was wissen sie von einer Frau? Und sieh mal," fuhr sie hastig fort, da sie Lätizias Befremden spürte, „es ist auch in diesen Tagen so viel los, so viel Unangenehmes. Mein Vater ist heute gekommen. Ich habe ihn nicht gesehen seit der Hochzeit mit Imhof. Weißt du übrigens, daß Imhof ein verlorener Mann ist? Er soll sich ganz zugrunde gerichtet haben. Da ist mir noch etwas erspart geblieben. Könnte man nicht glauben, daß es Unglück bringt, mich zu lieben? Woher mag das sein? Mein Leben ist so harmlos wie das Spiel von kleinen Mädchen, und doch...

Woher mag das sein?" Sie zog die Stirn kraus und schüttelte sich. „Nun, mein Vater ist also da; es steht mir eine Zusammenkunft mit ihm und Wolfgang bevor. Und es ist eine sehr häßliche Angelegenheit, meine Liebe, die da besprochen werden wird."

„Es handelt sich um Christian, nicht wahr?" fragte Lätizia, und es war das erstemal, daß sie Christians Namen vor Judith nannte. Sie hatte vergessen, immer wieder vergessen, den Vorsatz immer wieder vertan, hatte Judiths rätselhaften Trotz und Haß gegen den Bruder gefühlt und nicht Mut genug besessen, sich dawider zu wenden, und immer war dann Wichtigeres über die bunte Bühne geschwebt, Lustigeres. „Nicht wahr, um Christian handelt es sich?" wiederholte sie zaghaft.

Judith schwieg düster.

Von der Stunde an wurde aber Lätizia von einer heimlichen Neugier gequält, und diese Neugier bewirkte, daß sie nicht mehr vergaß. Sie hatte sich verirrt, seit langem schon verirrt und kam mit jedem Schritt tiefer ins Pfadlose. Verirrt, verwirrt, verstrickt, so erschien sie sich, und sie hatte flüchtige Minuten der Traurigkeit. Die Ereignisse wuchsen ihr über den Kopf, all das kleine Flick- und Stückwerk des Tages, alles verlief so eigen im Sand, ohne Gestalt, ohne Ruf, ohne Bestimmung. Und in den flüchtigen Minuten der Traurigkeit hatte sie die Illusion von einem neuen Anfang und die Sehnsucht nach einer Hand, die sie aus dem Dickicht führte. Sie gedachte einer Nacht, in der ihr volles Herz verworfen worden war, schwärmerisch gläubig hielt sie es für möglich, daß das verbrauchte und ein wenig müde genommen werden würde.

Aber sie zauderte noch, spielte noch mit der schönen Einbildung. Da hatte sie einen Traum. Sie träumte, daß sie sich in der Halle eines vornehmen Hotels unter einer Menge Menschen befand. Sie war im Hemd und vermochte sich vor Scham kaum zu rühren. Aber niemand schien zu bemerken, daß sie im Hemd war. Sie wollte fliehen und sah nirgends

einen Ausgang. Während sie gepeinigt um sich schaute, sank der Lift aus den oberen Stockwerken herab, sie stürzte darauf zu, die Tür schloß sich, und die Maschine stieg empor. Aber ihre Bangigkeit wich nicht, sie hatte das Gefühl nahenden Unglücks. Stimmen von außen schrien: Ein Toter! Ein Toter ist im Haus! Um die Maschine zum Halten zu bringen, tastete sie nach dem elektrischen Knopf, fand ihn nicht, und der Lift stieg höher und höher, die Stimmen verhallten. Ohne zu wissen, wie es geschehen war, stand sie in einem langen Korridor, auf den viele Zimmer mündeten. In einem der Zimmer lag ein Kruzifix, etwa zwei Ellen groß, aus Bronze, stark patiniert. Sie ging hinein. Männer machten ihr respektvoll Platz. Sie trug auf einmal ein weißes Gewand aus Atlas. Sie kniete neben dem Kruzifix nieder. Jemand sagte: es ist ein Uhr, man muß zur Table d'hote. Ihre Brust war vor Mitleid und Sehnsucht innen wund. Sie drückte die Lippen auf die Stirn des Christusbildes, da regte sich der metallene Körper, wuchs und wuchs, erstand zu natürlicher Größe, und sie, zärtlicher und immer zärtlicher hingegeben, flößte ihm Blut ein, verlieh der Haut Lebensfarbe, daß sich sogar die Narbe unter der Rippe rötete. Ihr Gefühl steigerte sich zu heißester, dankbarster Inbrunst, kniend umschlang sie den Leib, die Schenkel, die Füße des sich Erhebenden, der sie mit sich heben wollte; aber einer der Herren sagte: Der Gong ruft zum drittenmal, und bei diesen Worten erwachte sie in schmerzlicher Beseligung.

Am andern Morgen ging sie zu Crammon und überredete ihn, mit ihr in die Stolpische Straße zu fahren.

32

Als Christian die Tür öffnete, stand sein Vater vor ihm. Er war es, der geläutet hatte.

Die Bewegung, die der unerwartete Anblick in ihm hervorrief, war äußerlich so gering, daß sich die Augen des Geheimrats nach einem raschen Aufblitzen wieder verfinsterten.

„Darf man eintreten?" fragte er und schritt über die Schwelle. Er ging in die Mitte des Zimmers, nahm den Hut ab, legte ihn auf den Tisch und schaute sich mit zurückhaltender Verwunderung um. Es war besser, als er es sich vorgestellt hatte, und es war schlimmer. Es war reinlicher, bürgerlicher, wohnlicher, aber es war auch einsamer und trostloser. „Hier hausest du also," sagte er.

„Ja, hier hause ich," bestätigte Christian etwas befangen, „hier und in der Stube überm Hof habe ich bis jetzt gehaust. Das hier war Karens Wohnung."

„Wieso bis jetzt? Hast du im Sinn, dich abermals zu verändern?"

Da Christian mit der Antwort zögerte, fuhr der Geheimrat fort, auch seinerseits nicht ohne Befangenheit: „Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich dich überfalle. Man konnte nicht wissen, ob du dich zu einer Auseinandersetzung wie die heute notwendige stellen würdest, und so unterblieb eine Ansage. Du wirst begreifen, daß der Schritt nicht leicht für mich war."

Christian nickte. „Willst du nicht Platz nehmen?" bat er höflich.

„Danke. Ich möchte vorläufig nicht. Gewisse Dinge lassen sich nicht besprechen, wenn man sitzt. Man hat sie auch nicht im Sitzen gedacht." Der Geheimrat schlug den Pelz gegen die Schultern zurück. Seine Haltung war von überlegener Würde. Der silberweiße, geeckte, gepflegte Bart stach malerisch gegen das seidig-schwarze Fell des Mantels ab.

Eine drückende Pause entstand. „Befindet sich die Mutter wohl?" erkundigte sich Christian.

Im Gesicht des Geheimrats zuckte es. Der unerhobene Ton machte, daß er die Frage als Frivolität empfand.

Von dem lästigen stummen Aufruf zu wesenlos gewordenen Lebensgesetzen ermüdet, sagte Christian: „Erlaube, daß ich mich fünf Minuten zurückziehe. Du hast mich aus dem Schlaf geweckt, ich glaube, ich habe sehr lang geschlafen, noch dazu in Kleidern, und ich muß mich in Ordnung bringen. Ich möchte dich auch bitten, ein kleines Paket für die Mutter mitzunehmen; es enthält einen Gegenstand, der für sie von Wert ist. Leider bin ich nicht berechtigt, dir nähere Aufklärung darüber zu geben. Sie wird es vielleicht selbst tun, wenn du es wünschest, die Sache gehört ja der Vergangenheit an. Entschuldige mich also, ich stehe gleich wieder zu deiner Verfügung."

Er ging ins Nebenzimmer. Der Geheimrat sah ihm mit seinen großen blauen Augen betroffen nach. Während der Zeit, wo er allein war, rührte er sich nicht vom Fleck, und kein Muskel bewegte sich an ihm.

Christian trat ein. Er war gewaschen, die Haare waren befeuchtet und glattgekämmt. Er reichte dem Geheimrat ein mit Bindfaden verschnürtes Päckchen. Auf der weißen Papierhülle stand geschrieben: „Für meine Mutter. Am Tag meines letzten Abschieds dankbar zurückerstattet. Ein einziges Stück fehlt durch die Schuld unvermeidlicher Umstände. Sein Wert ist mir hundertfach aufgewogen worden. Gruß und Lebewohl. Christian."

Der Geheimrat las. „Rätsel?" fragte er kalt. „Wozu solch plakatiertes Rätsel? Fehlt zu einem Brief die Zeit? Du hattest einst Umgangsformen."

„Die Mutter wird es verstehen," antwortete Christian.

„Sonst habe ich ihr nichts auszurichten?"

„Nichts."

„Darf ich wissen, was die Wendung bedeutet: am Tage meines letzten Abschieds —? Du machtest schon vorhin eine Anspielung ..."

„Es wäre praktischer, du teiltest mir zuerst den Zweck deines Besuchs mit."

„Immer noch die alte Technik des Ausweichens bei dir."

„Nein, du irrst," sagte Christian, „ich weiche nicht aus. Du kommst wie ein Feind und sprichst wie ein Feind. Ich vermute, daß du mit mir verhandeln, etwas wie einen Vertrag zwischen uns schließen willst. Würde es das Verfahren nicht abkürzen, wenn du mir einfach deine Vorschläge machst? Möglicherweise stimmen sie mit meinen Absichten überein. Ihr wollt mich aus dem Weg haben, vermute ich. Ich glaube, ich kann euch aus dem Weg gehen."

„Es verhält sich in der Tat so," erwiderte der Geheimrat mit starrer Miene ohne Blickziel; „längeres Zuwarten ist nach Lage der Dinge ausgeschlossen. Dein Bruder fühlt sich gehemmt und in vitalen Interessen bedroht. Deiner Schwester bist du ein Anstoß und eine Alteration. Obgleich sie selbst in ihrer Bahn entgleist ist, krankt sie an dir wie an einer Verunstaltung. Verwandte und Verschwägerte erklären den Namen und die Ehre der Familie für verunglimpft und fordern Eingriff. Von deiner Mutter schweige ich. Von mir sollte ich schweigen. Daß du mich am verwundbarsten Punkte getroffen hast, kann dir nicht unbekannt sein. Man hat auf Gewaltmittel gedrungen. Ich habe mich dagegen gesträubt. Sie sind peinlich und zweckwidrig, strafen den, der sie anwendet. Der Plan, daß du von hier verschwindest — ich entsinne mich nicht, wer ihn zuerst aufs Tapet brachte —, hat vieles für sich. Andre Kontinente bieten einen günstigeren Boden für offensichtlich abstruse Ideen wie die deinigen. Die Stätte deiner Wirksamkeit zu verlegen, dürfte dir ein leichtes sein. Für uns wäre es Befreiung von einem Alpdruck."

„Genau dasselbe habe ich vor," sagte Christian; „verschwinden; zufällig hatte ich es mit demselben Wort gedacht. Wärst du gestern gekommen, so wäre ich wahrscheinlich nicht imstande gewesen, dich so vollständig zu befriedigen, wie ich es heute kann. Es hängt mit den Ereignissen zusammen. Zufällig treffen wir uns zur selben Zeit am selben Punkt."

„Ich kann dir leider nicht folgen, denn ich weiß nicht, welche Ereignisse du dabei im Auge hast,“ bemerkte der Geheimrat frostig.

Ohne auf den Einwurf zu achten, fuhr Christian mit Blicken fort, die sich verloren: „Es ist zwar schwierig, zu verschwinden; in unsrer Welt zu verschwinden, ist eine schwierige Aufgabe. Es heißt, die Person abtun, die Heimat abtun, die Freunde abtun und zuletzt noch den Namen abtun, was das schwierigste ist. Aber ich will es versuchen.“

Argwöhnisch gestimmt durch den mühelosen Sieg, fragte der Geheimrat: „Das also hast du mit dem letzten Abschied gemeint?“

Christian bejahte.

„Und wohin hast du beschlossen zu gehen?“

„Ich bin noch unklar. Besser, du erfährst es nicht.“

„Und ohne Mittel, in schmählicher Abhängigkeit und Dürftigkeit?“

„Ohne Mittel. In Dürftigkeit, aber nicht in Abhängigkeit.“

„Hirngespinst.“

„Was sollen die harten Worte noch, Vater?“

„Und ist es denn unabänderliche Notwendigkeit?“

„Ja, unabänderliche.“

„Unabänderliche Trennung zwischen uns und dir?“

„Ihr wollt es, ich muß es; unabänderlich.“

Der Geheimrat verstummte. Ein leises Schwanken des Oberkörpers war das einzige Zeichen seines inneren Zerbrechens. Bis zu diesem Augenblick hatte er gehofft. Er hatte an das Unabänderliche nicht geglaubt. Er war einem schmächtigen Lichtstrahl nachgegangen, dieser erlosch und ließ ihn in der Finsternis. Sein Herz zerrieb sich in vergeblicher Liebe zu dem Sohn, der ihm das Unabänderlich zugerufen hatte, das er nicht verstand. Alles was er errungen, Macht, Reichtum, Ehren, der goldne Thron in einer Welt voll Überfluß, hatte eine entsetzliche Sinnlosigkeit und Öde.

„Du wolltest mich an das Erbe binden," hörte er die klare und sanfte Stimme Christians sagen; „du wolltest mich kaufen durch das Erbe. Ich habe erkannt, daß man sich dem entziehen muß. Man muß mit der Liebe derer brechen, die sich darauf berufen: du gehörst uns, du bist unser Eigentum, du mußt fortsetzen, was wir angefangen haben. Ich konnte nicht Erbe sein. Ich konnte nicht fortsetzen, was du angefangen hast. Ich war in einer Schlinge. Alle lebten in Freuden, und alle lebten in Schuld. Aber trotzdem Schuld da war, war niemand schuldig. Folglich steckte irgendein Fundamentalfehler in der ganzen Lebenskonstruktion. Ich sagte mir: die Schuld, die aus dem erwächst, was die Menschen tun, ist gering und berechenbar gegen die, die aus ihrem Nichttun stammt. Denn was sind es schließlich für Menschen, die durch ihr Tun schuldig werden? Arme, armselige, verhetzte, verzweifelte, halbwahnsinnige Leute; sie bäumen sich auf und beißen in den Fuß, der sie tritt. Sie werden verantwortlich gemacht, sie werden gezüchtigt und bestraft; Quälerei und kein Ende. Aber die nicht tun, die werden verschont, die sind immer in Sicherheit, die haben ihre triftigen Ausreden und Entschuldigungen. Und sie sind nach meiner Meinung die wahren Verbrecher. Von ihnen kommt das Übel. Ich mußte aus dieser Schlinge heraus."

Der Geheimrat rang nach einem Ausdruck seiner verworrenen und schmerzlichen Gefühle. Es war alles anders, als er es erwartet hatte. Da sprach ein Mensch, ein Mann. Da trafen ihn Worte, mit denen man sich abfinden mußte. Sie enthielten Erinnerung an jüngst geschlagene Wunden, die noch nicht geheilt waren. Argumente verweigerten sich. Es war falsch, es war wahr: je nachdem; je nachdem man sich dazu stellte; je nach dem Maß von Willigkeit und Phantasie; je nach Einsicht und Furcht; je nach Verstocktheit oder dem Mut zur Rechenschaftsleistung. Das Terrain, das schon lange geschwankt hatte, zerriß in gähnende Klüfte. Der Trotz der Kaste

warf in der Eile noch Schanzen auf und suchte nach Abwehrwaffen. Sie hatten keine Schlagkraft.

Ohne Hoffnung auf ein Ja fragte er: „Blutsbande existieren also nicht mehr für dich?"

„Wenn du vor mir stehst und ich dich sehe, fühle ich, daß sie existieren," war die Antwort, „wenn du handelst und sprichst, spür ich sie nicht."

„Gibt es eine Abrechnung zwischen Vater und Sohn?"

„Warum nicht? Wenn Aufrichtigkeit und Wahrheit entstehen soll, warum nicht? Vater und Sohn müssen neu beginnen können, scheint mir, einer dem andern gleichgestellt. Sie dürfen sich nicht auf das Gewesene verlassen, auf das, was verbucht ist, was die Gewohnheit vorschreibt. Ist Bewußtsein da, so muß es Achtung wecken. Es sollte ein zarteres Verhältnis sein als irgendeines; es ist ja auch verletzlicher als irgendeines. Aber weil es von der Natur geschaffen ist, glaubt man, es kann grenzenlos belastet werden. Mir kam es darauf an, für Entlastung zu sorgen, und du sahst eine Sünde darin. Es sind nur die Begriffe der Welt, die dich gegen mich erkältet und verblendet haben."

„Bin ich erkältet und verblendet?" warf der Geheimrat kaum hörbar ein, „hatte es diesen Anschein?"

„Seit ich mich losgesagt, gewiß. Du warst beständig in Versuchung, deine ganzen Machtmittel gegen mich zu organisieren. Du stehst vor mir mit dem Anspruch beleidigter Autorität. Nur weil ich mich unterfangen habe, mit den Grundsätzen des Besitzes und Erwerbs und mit den Anschauungen der Klasse zu brechen, in der ich aufgewachsen bin. Einerseits wagst du nicht, mich zu vergewaltigen, weil neben dem Sozialen und Äußerlichen noch ein herzlicher Zusammenhang zwischen uns ist; Vorurteile und Gewohnheit haben ihn vielleicht mehr befestigt als Erkenntnis und Mitgefühl, fürchte ich, aber er ist da, und ich achte ihn; andrerseits kannst du dich dem Einfluß deiner Umgebung und deiner Stellung nicht

entziehen und mutest mir Häßliches, Einfältiges und Zweckloses zu. Was ist denn das Häßliche, das du glaubst, das Einfältige und Zwecklose? Woran hindert es dich, worin stört es dich, wenn es wirklich so ist, so häßlich, einfältig und zwecklos? Worin stört es Judith, woran hindert es Wolfgang außer in einigen eitlen Gedanken und eingebildeten Vorteilen? Und wenn es mehr ist, kommt es in Betracht? Nein, es kommt nicht in Betracht, kein Verdruß, der ihnen daraus entsteht, kommt in Betracht. Und wodurch habe ich dich verwundet, wie du sagst, wodurch deine Autorität beleidigt? Sohn bin ich, du bist Vater. Heißt das Knecht und Herr sein? Ich bin nicht mehr von deiner Welt. Deine Welt macht mich zu deinem Widersacher. Sohn und Widersacher, anders kann deine Welt nicht anders werden. Gehorsam ohne Überzeugung, was ist das denn? Die Wurzel von allem Übel. Du kannst mich nicht sehen; der Vater sieht nicht den Sohn. Die Welt der Söhne muß sich gegen die Welt der Väter erheben, anders kann es nicht anders werden."

Er hatte sich am Tisch niedergesetzt und den Kopf auf die Hände gestützt, die Form außer acht lassend, seiner konventionellen Höflichkeit auf einmal bar. Seine Worte hatten sich aus Nüchternheit zur Leidenschaftlichkeit gesteigert; das Gesicht war erblaßt, die Augen glänzten fiebernd. Der Geheimrat, der ihn solchen Ausbruchs, solcher Verwandlung nicht für fähig gehalten, blickte erstarrt auf ihn nieder. „Diese Behauptungen können schwer widerlegt werden," murmelte er und knöpfte mit zitternden Fingern den Pelzmantel zu; „was soll eine Debatte auch fruchten. Du sprachst von denen, die nicht tun; und du, was willst du tun? Es wäre mir wichtig, das von dir zu hören. Was willst du tun, und was hast du bis jetzt getan?"

„Bis jetzt war alles nur Vorbereitung," antwortete Christian ruhiger; „genau besehen war es nichts. Bloß an meinen Kräften und an meiner Fähigkeit gemessen, war es etwas.

Ich hafte noch zu sehr an der Oberfläche. Mein Charakter steht mir entgegen. Es gelingt mir nicht, die Kruste durchzustoßen, die mich von der Tiefe trennt. Die Tiefe, ja, was ist das, die Tiefe? Man kann unmöglich darüber reden. Jedes Wort ist wie Vorwitz und Lüge. Ich will keine Werke tun, ich will nichts Gutes oder Nützliches oder gar Großes tun, ich will hinein, hinauf, hinaus, hinunter; ich will nichts von mir wissen, ich bin mir gleichgültig, aber ich will alles von den Menschen wissen, denn die Menschen, siehst du, die Menschen, das ist das Geheimnisvolle, das Furchtbare, das, was quält und schreckt und leiden macht... Immer einen, immer zu einem, dann zum nächsten, dann zum dritten, und wissen, aufsperren jeden, das Leiden herausnehmen wie die Eingeweide aus einem Huhn... Aber man kann unmöglich darüber reden, es ist zu grauenhaft. Die Hauptsache ist, daß das Herz nicht müde wird. Nur kein müdes Herz, das ist die Hauptsache. Was ich zunächst tun will, weißt du ja nun," er lächelte gewinnend knabenhaft, „verschwinden."

„Es wäre eine Art von Tod," sagte der Geheimrat.

„Oder eine andre Art von Leben," erwiderte Christian; „ja, das ist die richtige Bezeichnung und eigentlich auch der Zweck: eine andre Art von Leben; denn diese," er stand auf und sein Blick erglühte, „diese ist unerträglich. Eure ist unerträglich."

Der Geheimrat trat näher. „Und du wirst, nicht wahr, du wirst leben? Die Sorge braucht mich nicht zu foltern?"

„O," sagte Christian lebhaft, „ich muß. Wo denkst du hin! Ich muß leben."

„Du sprichst mit einer Heiterkeit davon, und ich... und wir... Christian!" rief der Geheimrat verzweifelt, „ich hatte nur dich! Weißt du es nicht? Wußtest du es nicht? Ich habe nur dich, nur dich. Was soll nun werden? Was soll sein?"

Christian streckte seinem Vater die Hand entgegen, und dieser nahm sie mit der Gebärde eines Gebrochenen. Er raffte

sich gewaltsam zusammen. „Wenn es denn unabänderlich ist, dann kein langes Hinziehen," sagte er. „Gott schütze dich, Christian. Du warst mir eigentlich ein unbekannter Mensch, du bist es noch. Es ist hart, sich sagen zu müssen: Ich hatte einen erstgeborenen Sohn, er lebt und ist mir gestorben. Ich will mich fügen. Ich sehe, es ist etwas in dir, dem man sich zu fügen hat. Vielleicht genügt es aber nicht einmal, wie? Vielleicht verlangst du mehr? Nun, ich bin zweiundsechzig, da muß es genügen. Gott schütze dich, Christian."

Beherrscht aufgereckt wandte er sich zum Gehen.

33

Amadeus Voß sagte: „Er wird den Kampf nicht aufnehmen. Es ist eine endgültige Wahl, vor die er gestellt ist. Sie meinen, es sei nur die Familie, die ihn unschädlich machen will. Zugegeben. Aber die Familie ist heute die ausschlaggebende Macht im Staate. Sie ist der Grundpfeiler und der Schlußstein tausendjähriger Schichtungen und Kristallisation. Wer ihr trotzt, ist ein Geächteter. Er hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen kann. Er ist in einen dauernden Anklagezustand versetzt. Das macht den Stärksten mürbe."

„Die Herrschaften scheinen Ihnen gehörig imponiert zu haben," bemerkte Lamprecht.

„Ich spreche von einem Prinzip, Sie sprechen von Personen," erwiderte Voß gereizt. „Schlagen Sie mich auf meinem Feld, wenns beliebt. Im übrigen hab ich von den Leuten niemand zu Gesicht bekommen als Wahnschaffes Bruder Wolfgang. Er bat mich zu sich, angeblich, um Auskünfte von mir zu erhalten, in Wirklichkeit, um mir auf den Zahn zu fühlen. Ein wackerer Knabe. Ein Repräsentant. Von dem unerschütterlichen Ernst derer durchdrungen, die alle Sprossen der sozialen Stufenleiter gezählt, alle Distanzen ausgemessen

und bis auf den Millimeter im Kopfe haben. Bereit zu allem. Käuflich zu allem. Zurückschreckend vor nichts. Grausam aus natürlicher Anlage. Konsequent aus Mangel an Geist. Ich leugne es nicht, so etwas imponiert mir. Ein Exemplar in Reinzucht. Man kann sich keinen besseren Anschauungsunterricht über den heutigen Zustand der Gesellschaft wünschen."

„Und Sie haben sich selbstverständlich zu Christian bekannt, haben Ihre Unzugänglichkeit für alle diplomatischen Bestechungsversuche deklariert?" fragte Johanna in einem Ton von perfider Beiläufigkeit; „nein?" Sie ging auf und ab, um den Tisch für Christian zu decken, denn in einer inneren Ungeduld sehnte sie ihn herbei.

Michael wandte keinen Blick von Amadeus Voß' Gesicht.

„Ist mir nicht im entferntesten eingefallen," antwortete Amadeus. „Ich bin Forscher und nicht Moralist. Ich habe aufgehört, mich für Phantome zu opfern. Ich glaube nicht mehr an Ideen und an den Sieg von Ideen. Für mich ist die Schlacht entschieden und der Friede geschlossen. Warum soll ich es nicht offen einräumen? Ich habe paktiert. Nennen Sie es nicht Zynismus, was ich sage; es ist ein ehrliches Bekenntnis zu mir selbst. Es ist die Frucht gewonnener Einsicht in das Nützliche, das Tüchtige, in das, was den Menschen praktisch und greifbar hilft. Es gab weit und breit keine Notwendigkeit für mich, ein Märtyrer zu werden. Märtyrer verwirren die Welt; sie reißen die Hölle der Schmerzen auf, und das vergeblich; wann und wo wäre Schmerz durch Schmerz gelindert oder beseitigt worden? Einst ging ich den Seufzerweg, den Passionsweg; ich weiß, was es heißt, für Träume leiden, für das Unerreichbare sein Blut verspritzen. Ich weiß, was ein Sakrament ist und was Versuchung ist; ich habe Brust an Brust mit dem Teufel gerungen, bis mir endlich klar wurde: du kannst ihn nur abtun, wenn du dich der Welt ergibst, gänzlich und ohne Markten, und du darfst nicht zurückschauen, sonst geht es dir wie Loths Weib, du erstarrst

zur Salzsäule. So hab ich den Teufel besiegt; oder mich selbst besiegt, wie man will."

„Es war jedenfalls eine schicksalsreiche Wandlung," sagte Johanna, die Semmeln entzweischnitt und mit Butter bestrich. Ihre Gesten waren von einer gleichsam erdachten Lässigkeit und Lieblichkeit.

„Und was sagten Sie also zu Wolfgang Wahnschaffe?" fragte Botho von Thüngen. Er saß am Fenster und hielt von Zeit zu Zeit Ausschau über den Hof, denn auch ihn verlangte nach Christians Gegenwart. Es war ein dunkles Gefühl von seiner Nähe in jedem.

„Ich sagte ungefähr, was ich mir denke," entgegnete Voß. „Ich sagte: Es ist am besten, ihr laßt die Dinge laufen, wie sie laufen. Er verstrickt sich in seinen eignen Netzen. Widerstand stützt; Verfolgung gibt Gloriole. Wozu wollt ihr ihm eine Gloriole um das Haupt legen? Paradoxie muß durch sich allein zu Fall kommen, und sämtliche Visionen des heiligen Antonius haben nicht die umbiegende Gewalt einer einzigen Sekunde der Erkenntnis. Keine Wand darf mehr um ihn sein, keine Brücke; dann wird er Wände aufrichten und Brücken schlagen wollen. Habt Geduld, sagte ich, habt Geduld. Ich, der ich der Geburtshelfer seiner Neuwerdung war, getraue mich zu prophezeien. Ich prophezeie, der Tag ist nicht mehr fern, wo er wieder nach dem Kuß eines Weibes gieren wird; das, ich gestehe es, war es hauptsächlich, was mich stutzig gemacht hat, dies Leben ohne Eros. Denn es war nicht Überdruß, nein, das war es nicht, es war Verzicht, wahr und wahrhaftig Verzicht. Aber laßt den Eros erwachen, und die Umkehr wird geschehen. Der Tag ist nicht mehr fern." Sein Gesicht hatte einen Ausdruck fanatischer Rechthaberei.

„Ein andrer Eros wird es sein, nicht der, den Sie meinen," sagte Thüngen.

Da erhob sich Michael, schaute Voß mit glühenden Augen an und rief ihm zu: „Verräter."

Amadeus Voß gab es einen Ruck. „Ei, du Kröte," murmelte er geringschätzig, „was ficht dich an?"

„Verräter," sagte Michael.

Voß ging drohend auf ihn zu.

„Michael! Amadeus!" mahnte Johanna flehend und legte die Hand auf Vossens Arm.

Währenddem hatte sich die Tür sacht aufgetan und die kleine Stübbe war unhörbar ins Zimmer geschlüpft. Sie war adrett gekleidet wie immer; die blonden Zöpfe waren um den Kopf geflochten und ließen das leidvolle Kindergesicht noch älter, noch madonnenhafter erscheinen. Sie schaute sich um, gewahrte Michael, ging zu ihm hin und reichte ihm einen Brief. Danach verließ sie die Stube wieder.

Michael entfaltete das Blatt, las, und alle Farbe wich aus seinem Gesicht. Der Brief fiel aus seiner Hand. Lamprecht hob ihn auf. „Geht es auch uns an?" fragte er ahnend, „ist es von ihm?"

Michael nickte und Lamprecht las vor: „Lieber Michael. Ich verabschiede mich auf diesem Weg von dir und bitte dich, die Freunde zu grüßen. Ich muß nun fort. Ihr werdet keine Nachricht von mir erhalten. Es soll mir niemand nachforschen. Es ist mir zweckmäßiger und einfacher erschienen, auf diese Weise fortzugehen, als das Unausweichliche durch Aussprache und Fragen hinauszuschieben und zu zerreden. Was von meinen Sachen in Karens Wohnung war, habe ich mitgenommen. Es hatte Platz in der kleinen Reisetasche. Meine übrigen Habseligkeiten kannst du in den Koffer packen, der drüben steht; es ist einiges schwer Entbehrliches dabei, wie Wäsche und ein Anzug. Vielleicht findet sich Gelegenheit, daß ich es mir schicken lassen kann. Aber es ist ungewiß. Für dich, Michael, habe ich an Lamprecht tausend Mark anweisen lassen, damit der Unterricht für die nächste Zeit fortgesetzt werden kann. Es ist auch ein Notpfennig. Für Johanna erliegen zweihundertfünfzig Mark im Kuvert beim Haus-

verwalter; von morgen ab, ich muß es erst hinschicken. Sie möge so freundlich sein und mit dieser Summe die Verbindlichkeiten lösen, die ich zurücklasse. Nochmals: Grüß die Freunde. Halte dich an sie. Lebewohl. Sei tapfer. Denk an Ruth. Dein Christian Wahnschaffe."

Alle waren aufgestanden und hatten sich um Lamprecht gruppiert. Lamprecht sagte erschüttert: „Ihm gehöre ich, ihm will ich gehören, im Herzen und im Geiste."

„Was mag der Sinn sein, was mag der Grund sein?" fragte Thüngen in die scheue Stille.

„Echt Wahnschaffe!" ließ sich Amadeus Voß vernehmen, „platt und hölzern wie eine Polizeivorschrift."

„Schweig!" hauchte ihm Johanna gepeinigt zu, „schweig, Judas."

Es fiel kein Wort mehr. Alle standen um den Tisch; aber der Platz, der für Christian gedeckt war, blieb leer. Es fing an zu dämmern, und einer nach dem andern ging fort. Amadeus Voß näherte sich Johanna und sagte: „Der Judas, den du dem Bürschchen nachgeredet hast, wird dich noch auf die Seele brennen, das kann ich dir versprechen."

Michael, wie ein Entrückter, schaute mit seherisch glänzenden Augen in die Höhe.

In ermatteter Schwermut sprach Johanna zu sich selbst: „Wie heißt es doch immer in den alten Komödien? Exit. Ja: exit. Kurz und bündig. Exit. Johanna. Troll dich." Sie warf noch einen Blick in die halbfinstere Stube, und hager schlich sie als letzte aus der Tür.

34

Als Lätizia und Crammon zwei Tage nachher in die Stolpische Straße kamen, erfuhren sie, daß Christian Wahnschaffe dort nicht mehr war. Die beiden Wohnungen waren von

Möbeln bereits geräumt und zur Vermietung ausgeschrieben. Wohin er sich gewendet hatte, wo er sich befand, darüber konnte ihnen niemand Aufschluß geben. Der Hausverwalter sagte, er habe seinen Bekannten mitgeteilt, daß er die Stadt verlassen habe. Es entstand, zu Crammons Unbehagen, eine kleine Volksversammlung um das Auto, und spöttische Bemerkungen wurden laut.

„Zu spät," sagte Lätizia, „ich werde es mir nie verzeihen."

„Doch; du wirst, mein Kind, du wirst," versicherte Crammon. Und sie kehrten in die Bezirke der Lustbarkeiten zurück.

Lätizia verzieh es sich schon am nämlichen Abend; was hätte sie auch mit einer so fragwürdigen Gewissensbürde anfangen sollen? Eine läßliche Sünde;. der erste Gläserklang, der erste Geigenton, der erste Blumenduft zehrte sie auf.

Aber an Crammon nagte das Versäumnis, je länger, je mehr. In seiner naiven Unwissenheit bildete er sich ein, er hätte das Äußerste hintanzuhalten vermocht, wenn er zwei Tage früher gekommen wäre. Jetzt war der Verlust besiegelt und endgültig. Er stellte sich etwa vor, er hätte Christian die Hand auf die Schulter gelegt und ihn ernst und mahnend angeschaut; da hätte Christian beschämt zu ihm gesprochen: Ja, Bernhard, du hast recht, es war eine Verirrung, wir wollen uns mal zu einer Flasche Wein setzen und beraten, wie wir uns künftig am besten amüsieren.

Wenn er in seinen Erinnerungen wühlte, einem Sammler vergleichbar, der seine eifersüchtig behüteten Schätze mustert, war es stets Christians Gestalt, die vor allen andern verklärt emporstieg. Der Christian des Anfangs, nur der; unter den Hunden im Park; in der Mondnacht unter der Platane; im erlesen geschmückten Saal der Tänzerin; Christian lachend, schöner lachend als der Eseltreiber in Cordova; Christian verführend, Christian verschwendend, Christian der Herr; Eidolon.

So sah er ihn. So trug er ihn durch die Zeit.

Und es drangen Gerüchte zu ihm, an die er nicht glaubte. Es kamen Leute, die erzählen gehört hatten, man habe Christian Wahnschaffe bei der großen Grubenkatastrophe in Hamm während der Bergungsarbeiten gesehen; er sei in die Schächte mitgefahren und habe geholfen, Leichen zu befördern. Und andre Leute kamen, die behaupteten, er lebe im Londoner Ost-Ende in Gemeinschaft der Niedrigsten und Verworfensten. Und es kamen wieder Leute, welche wissen wollten, er sei in der Chinesenstadt von Neuyork aufgetaucht, dieser ekelsten Kloake der bewohnten Erde.

Crammon sagte: „Unsinn, das ist nicht Christian, das ist sein Doppelgänger."

Er hatte Furcht vor den Jahren, die sich grau heranwälzten wie Nebel auf dem Wasser.

„Was würdest du zu einem Häuschen in einem kärntnerischen Alpental sagen?" redete er eines Tages Lätizia an, „zu einem niedlichen, bescheidenen Häuschen? Man pflanzt sein Gemüse, man züchtet seine Rosen, man liest seine Lieblingsschmöker, mit einem Wort, man bringt sich in Sicherheit."

„Reizend," antwortete Lätizia, „ich könnte ja dann und wann zu dir kommen."

„Warum dann und wann? Warum nicht ganz und gar?"

„Ja, würdest du denn auch die Zwillinge aufnehmen und die Dienerschaft und das Tantchen?"

„Da müßte ich allerdings einen Flügel anbauen. Unmöglich."

„Und außerdem ... ich will dir nämlich gestehn, ich bin mit Egon Rochlitz übereingekommen, daß wir uns heiraten. Das wäre also vorläufig eine Person mehr."

Crammon schwieg eine Weile, dann sagte er verdrossen: „Ich fluche dir. Es bleibt mir nichts andres übrig."

Lätizia bot ihm lächelnd die Wange.

Er küßte sie väterlich enthaltsam und seufzte: „Du hast Sammet auf der Haut wie eine Aprikose."

Legende

In alter Zeit lebte ein König namens Saldschal, der eine sehr häßliche Tochter hatte. Ihre Haut war rauh und hart wie die des Tigers und ihr Haupthaar glich einer Pferdemähne. Der König war darüber mißvergnügt und ließ sie im Innern des Palastes erziehen, vor aller Augen verborgen. Als sie erwachsen war und man an ihre Verheiratung denken konnte, sagte der König zu seinem Minister: Suche und bringe mir einen armen umherschweifenden Edelmann. Der Minister suchte und fand einen solchen Edelmann; der König führte ihn an einen einsamen Ort und sprach zu Ihm: ich habe eine abschreckend häßliche Tochter; willst du sie zum Weibe, da sie doch die Tochter eines Königs ist? Der Jüngling kniete nieder und antwortete: Ich gehorche meinem Herrn. Da wurden die beiden zusammengetan, der König schenkte ihnen ein Haus, verschloß es mit siebenfachen Türen und sagte zu seinem Eidam: Wenn du das Haus verlässest, so sperre zu und nimm die Schlüssel mit. Darnach handelte der Jüngling.

Eines Tages nun wurde er nebst andern vornehmen Männern zu einem Feste geladen. Während nun alle übrigen Gäste in Begleitung ihrer Frauen erschienen, kam der Eidam des Königs allein. Hierüber verwunderten sich die Leute. Entweder, sprachen sie zueinander, ist das Weib dieses Mannes so schön und reizend, daß er sie aus Eifersucht versteckt, oder sie ist so häßlich, daß er sich fürchtet, sie den Menschen zu zeigen. Um diesen Zweifel zu lösen, beschlossen sie in das Haus des Mannes zu dringen. Sie machten ihn betrunken, entwendeten ihm die Schlüssel, und als er besinnungslos dalag, begaben sie sich auf den Weg.

Unterdessen hatte die Frau, gefangen und einsam in ihrem Hause, schmerzliche Gedanken. Welcher Sünde mag ich wohl schuldig sein, fragte sie sich, daß mein Gatte mich verabscheut und mich an einem Ort verkümmern läßt, wo ich weder Sonne noch Mond sehe? Und sie dachte weiter: Der Siegreich-Vollendete ist in der Welt gegenwärtig; er ist der Hort und Erlöser aller an Qual und Trübsal Leidenden; ich will mich aus der Ferne verbeugen vor dem Siegreich-Vollendeten. Gedenke meiner in Barmherzigkeit, sprach sie, erscheine sichtbar vor mir und zeige dich womöglich einen Augenblick. Der Siegreich-Vollendete, welcher wußte, daß die Gedanken der Königstochter rein waren und von innigster Hochachtung beseelt, erhob sich in ihr Haus und zeigte ihr sein lasurfarbenes Haupt. Als nun die Königstochter das lasurfarbene Haupt des Siegreich-Vollendeten erblickte, ward sie von außerordentlicher Freude erfüllt, und ihr Sinn wurde völlig geläutert. Und in der Läuterung geschah es, daß ihr Haupthaar sanft wurde und die Lasurfarbe annahm. Sodann zeigte der Siegreich-Vollendete sein Antlitz ganz und unverhüllt; da wuchs die Freude der Königstochter so, daß ihr eignes Gesicht schön und reizend wurde und jede Spur von Häßlichkeit und Rauheit verschwand. Als aber der Siegreich-Vollendete seinen in Goldtönen majestätisch strahlenden Körper zeigte, wurde durch das gläubige Entzücken, das die Königstochter darüber empfand, ihr Körper zu göttlicher Vollkommenheit umgestaltet, daß nichts in der Welt mit ihr verglichen werden konnte. In seiner ganzen Herrlichkeit trat der Siegreich-Vollendete vor sie hin; ihre freudige Zuversicht wurde aufs höchste gesteigert, und ihr Inneres wurde wie die Seele der Engel.

Da kamen die Männer, die sie sehen wollten, öffneten die Türen, gingen hinein und erblickten ein Wunder von Schönheit. Sie sprachen einer zum andern: Weil sein Weib so schön ist, hat er sie nicht mitgebracht. Sie kehrten zum Fest zurück,

befestigten den Schlüssel wieder am Gurt des Mannes, und als dieser aus seinem Rausch erwacht war und nach Hause kam und seine Frau erblickte als eine unvergleichliche Seltenheit unter den Menschen, fragte er staunend: Du warst ja so häßlich, wie bist du nun so schön und reizend geworden? Sie antwortete: Nachdem ich den Siegreich-Vollendeten gesehen, bin ich so geworden; geh und berichte meinem Vater alles. Der Mann ging hin und berichtete alles dem König, aber der entgegnete: Sprich mir nicht von solchen Dingen. Eile nach Haus und schließe sie so fest ein, daß sie nicht heraus kann. Der Eidam sagte: Sie ist wie eine Göttin. Hierauf sprach der König: Verhält es sich in Wahrheit so, dann führe sie zu mir. Und er empfing, staunend, die Liebliche im Innern seines Palastes; dann begab er sich an den Ort, wo der Siegreich-Vollendete seinen Sitz hatte, verbeugte sich vor ihm und betete ihn an.

Ende

1915—1918

Kapitelfolge

Erster Band: Eva

Zweiter Band: Ruth

Werke von Jakob Wassermann

Die Juden von Zirndorf
Roman. 20. Auflage

Die Geschichte der jungen Renate Fuchs
Roman. 23. Auflage

Der Moloch
Roman. Neubearbeitete Ausgabe. 15. Auflage

Alexander in Babylon
Roman. Neubearbeitete Ausgabe. 8. Auflage

Die Schwestern
Drei Novellen. 6. Auflage

Caspar Hauser oder Die Trägheit des Herzens
Roman. 21. Auflage

Die Masken Erwin Reiners
Roman. 15. Auflage

Der goldene Spiegel
Erzählungen in einem Rahmen. 17. Auflage

Die ungleichen Schalen
Fünf einaktige Dramen

Der Mann von vierzig Jahren
Roman. 14. Auflage

Das Gänsemännchen
Roman. 72. Auflage

Der niegeküßte Mund
Erzählungen. 71. Auflage

Mein Weg als Deutscher und Jude
15. Auflage

Der unbekannte Gast
Novellen. 26. Auflage

Oberlins drei Stufen
Novellen. 15. Auflage

Druck von Hallberg & Büchting (Inh.: L. A. Klepzig), Leipzig.